Leutnant d. R.

Leutnant d. R.

Ein Zeitroman

von

Freiherr von Schlicht

(Erstes bis fünftes Tausend)

Dresden
Verlag von Carl Reissner
1907

Bearbeitet von Karlheinz Everts

Druck von H. Klöppel, Quedlinburg

Inhalt:

Kapitel 1 . . . . . Seite 5

Kapitel 2 . . . . . Seite 25

Kapitel 3 . . . . . Seite 43

Kapitel 4 . . . . . Seite 78

Kapitel 5 . . . . . Seite 105

Kapitel 6 . . . . . Seite 146

Kapitel 7 . . . . . Seite 186

Kapitel 8 . . . . . Seite 218

Kapitel 9 . . . . . Seite 244

Kapitel 10 . . . . . Seite 274

Kapitel 11 . . . . . Seite 330

Kapitel 12 . . . . . Seite 382

Eine Zeitungsnotiz . . . . . Seite 425

I.

Konsul Ahrens und Frau hatten zu einem großen Diner geladen, und in den hell erleuchteten Räumen der großen Villa drängte sich die Schar der Gäste.

Jeder kannte die äußere Veranlassung dieses Festes: die beiden Söhne waren gestern von einer militärischen Übung zurückgekommen. Harald war zum ersten Mal als Leutnant der Reserve bei seinem Dragoner-Regiment eingezogen gewesen, während Hugo, der sein Jahr bei der Infanterie abgedient und jetzt zum letzten Mal als Vize-Feldwebel geübt hatte, mit dem Qualifikationszeugnis zum Reserve-Offizier entlassen worden war. Auch er hatte also den „Leutnant" sozusagen in der Tasche, er brauchte sich nur noch zur Wahl zu stellen.

So bildeten denn auch naturgemäß die beiden Brüder den Mittelpunkt der Gesellschaft und ein Jeder trat auf sie zu, um ihnen in mehr oder we-

niger herzlichen Worten die Glückwünsche auszusprechen.

Man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken, als die beiden Brüder, die auch in ihrem Äußeren wenig Ähnlichkeit mit einander verrieten. Harald, der um ein Jahr Ältere, war von mittelgroßer, schlanker Figur, eher häßlich als hübsch, aber mit lustigen blauen Augen und einem leichten, flotten Schnurrbart. Man sah ihm an, daß er das Leben leicht nahm, daß er glücklich war in dem Bewußtsein, einen reichen Vater zu haben, und daß er sorglos in die Zukunft blickte. Er war Kaufmann und Mitinhaber des großen Holzgeschäftes seines Vaters, aber sein ganzes Wesen verriet, daß er es mit der Arbeit nicht allzu ernst nahm.

Ganz anders sein Bruder Hugo. Da er von Jugend auf zart und schwächlich war, hatte man überhaupt gar nicht daran gedacht, daß er jemals dienen müsse. Wider alles erwarten hatte man ihn doch genommen, und das Einjährigen-Jahr war ihm sehr gut bekommen, seine Gesundheit hatte sich gefestigt und er war stark und muskulös geworden. Wenig kleiner als sein Bruder, hatte er ein kluges, sympathisches Gesicht, das Ruhe und Besonnenheit sowie einen für sein Alter ungewöhnlichen Lebens-

ernst verrieten. Trotzdem er erst siebenundzwan-zig Jahre zählte, galt er als sehr tüchtiger Geschäfts-mann, und die große Weinfirma, in die er gleich nach Ablauf seiner Einjährigen-Dienstzeit als Teil-haber eingetreten war, erfreute sich hauptsächlich dank seines Fleißes und seiner Tätigkeit überall des besten Rufes.

Und verschieden, wie ihr ganzes Wesen, war auch die Art, in der sie die Gratulation, der Eine zu dem erfolgten Avancement, der Andere zu der glücklich bestandenen ersten Leutnants-Übung entgegennahmen: Harald, stolz und freudestrahlend, Hugo ruhig und besonnen. Man merkte ihm an, daß auch er sich über die ihm zu Teil gewordene Auszeichnung freute, aber zugleich auch, daß sie für ihn nicht, wie für seinen Bruder, Alles bedeutete.

„Ob uns denn heute weiter nichts serviert wird. Als nur diese beiden Leutnants der Reserve?" wandte sich ein Gast etwas spöttisch und ärgerlich an seinen Nachbar. „Ich habe einen mordsmäßigen Hunger."

„Wird schon noch werden," beruhigte ihn der Andere, „und wenn es erst soweit ist, dann wird es dafür desto besser."

Da meldete der Diener auch schon, daß serviert

sei, und gleich darauf setzte man sich zu Tisch. Man war es gewohnt, bei dem Konsul gut zu essen, aber heute bot er noch Besseres als sonst, gleichsam, als wolle er einmal den Reichtum seines Hauses zeigen. So herrschte denn von Anfang an eine lustige, ausgelassene Stimmung an der Tafel, überall sah man frohe Gesichter, aber am glücklichsten waren die Gastgeber selbst, und der Konsul erhob jetzt sein Glas, um seiner Frau zuzutrinken. Das hatten sich Beide nicht träumen lassen, als sie vor dreißig Jahren heirateten, daß sie noch einmal in ihrem Leben einen solchen Tag begehen, eine solche vornehme Gesellschaft bei sich sehen sollten. Mit einem stolzen Blick musterte der Hausherr seine Gäste, Offiziere, Bankiers, Stadtverordnete, Vertreter eines jeden Standes, Geburt- und Geldaristokratie, und eine Schar schöner Frauen.

Und da drüben seine beiden Jungens, sein Ein und sein Alles. Stolz war er ja immer auf sie gewesen, ber heute, da sie nun Beide Reserve-Offiziere waren, da war er es doch noch mehr als je. Daß sie es Beide soweit gebracht hatten, war auch für ihn eine Auszeichnung, denn er wußte ganz genau, daß bei solchen Beförderungen nicht die militärischen Kenntnisse allein maßgebend sind, son-

dern auch die ganzen Familienverhältnisse und die soziale und gesellschaftliche Stellung der Eltern. Gewiß, er war Konsul, aber trotzdem. Nicht nur vom Lehrling, sondern vom Laufburschen an, hatte er sich zu dieser Stellung hinauf gearbeitet, aber er wußte: es gab viele in der Stadt, die ihm seine Positio nicht gönnten, die ihn trotzdem nicht für voll ansahen und die ihm aus seiner Vergangenheit einen stillen Vorwurf machten. Er war ein **self made man** im besten Sinne des Wortes und auch als reicher Mann hatte er nicht aufgehört, an seiner Bildung weiter zu arbeiten und nachzuholen, was er in der Jugend nicht hatte lernen können. Alles Protzenhafte lag ihm fern, er freute sich seiner Erfolge, ohne je damit zu prahlen, und auch heute erfüllte ihn kein Gefühl des Hochmuts, sondern nur eine gewisse Genugtuung und Dankbarkeit darüber, daß er jetzt, wo auch sein zweiter Sohn bei einem vornehmen Infanterieregiment, dessen Chef ein regierender Fürst war, die Qualifikation zum Reserveleutnant erhalten hatte, wohl auch von seinen Feinden als in jeder Hinsicht gesellschaftlich gleichstehend und gleichberechtigt anerkannt werden mußte.

Und dieses Gefühl wuchs, als sich jetzt der Oberst des in der Stadt garnisonierenden Infanterieregiments zu einem Toast erhob und ein Hoch auf die beiden Söhne des Hauses ausbrachte, die jetzt beide als Reserve-Offiziere dauernd der Armee angehörten.

Die Gläser klangen aneinander, und gleich darauf erhob sich Harald, um in völlig improvisierten Worten, aber trotzdem äußerst gewandt, seinen Dank auszusprechen, und um dann mit einem kühnen, aber witzigen Sprung die Rede auf die Damen zu bringen.

„Ein Allerweltskerl, der Harald," dachte der Konsul, als das laute Lachen und das „Hurra!", das seinem humoristischen Toast folgte, verstummt war, und ähnliches dachte Harald von sich selbst, denn, an dem freudigen Beifall, den seine Worte fanden, merkte er deutlich, daß er seine Sache gut gemacht hatte.

Seine Tischdame erhob ihr Glas, um nochmals mit ihm anzustoßen: „Ich mache Ihnen mein Kompliment, diese Rede hätte ich nicht von Ihnen erwartet."

In seinen Augen blitzte es auf: „Mich freut's, wenn meine Worte Ihnen gefielen."

„Das taten sie, sogar sehr. Kommen Sie, lassen Sie uns anstoßen."

„Ach so ja, richtig!" Das hatte er in seiner Erregung über den freundlichen Blick, mit dem seine Nachbarin ihn ansah, ganz vergessen, denn schon lange warb er vergeblich um die Gunst der schönen Mary von Burghausen, der Tochter des Regimentskommandeurs. Mary war noch jung, kaum achtzehn Jahre, aber blendend schön mit ihrem zarten, rosigen Teint in der Farbe eines Pfirsichs, mit ihren dunkelblauen, unergründlich tiefen Augen, mit ihrem auffallend schönen, dichten schwarzen Haar. Und der Reiz ihrer Erscheinung wurde noch erhöht durch das Jugendliche und Jugendfrische ihres ganzen Wesens.

Es gab niemand in der Stadt, der ihr nicht auf Tod und Leben den Hof machte, zumal sie sehr vermögend war, und namentlich der Regiments-Adjutant Oberleutnant von Wallheim galt als ihr erklärter Courmacher. Der wandte auch jetzt kein Auge von ihr ab, obgleich er ziemlich entfernt von ihr saß.

Zufällig fing Harald einen Blick des Adjutanten auf, und das reizte ihn, Mary noch mehr als bisher den Hof zu machen. Auch ihm war es natür-

lich bekannt, wie verliebt Wallheim war, aber bisher hatte auch er noch keine Gegenliebe gefunden. Mary war gegen ihn genau so freundlich wie gegen alle anderen, aber auch nicht mehr, sie zeichnete ihn in keiner Weise aus.

Der Versuch des Adjutanten, Harald durch seine Blicke einzuschüchtern, schlug fehl. „Nun gerade nicht," dachte Harald, „noch ist Mary frei, jeder hat das Recht, um sie zu werben, ich so gut wie du, wer Sieger bleibt, muß die Zukunft lehren."

Und es war, als ob er es darauf anlegen wollte, schon heute Marys Herz und Hand zu erobern, er war von übersprudelndem Humor, er sagte ihr eine Liebenswürdigkeit nach der anderen, er setzte seine ganze Persönlichkeit ins beste Licht, und sah, daß das nicht ohne Eindruck blieb. Mary ging auf seinen Ton ein, sie wurde noch lebhafter und gesprächiger als sonst, und beide kamen aus dem Lachen und Scherzen nicht heraus.

„Ihnen merkt man die Freude, daß Sie Leutnant der Reserve sind und als solcher Ihre erste Übung leisten durften, aber ganz gehörig an," sagte sie jetzt, als er wieder einen übermütigen Witz gemacht hatte. „Aber sehen Sie nur Ihren Bruder an, der hätte doch erst recht alle Ursache, heute froh zu

sein. Aber der sitzt so ernst und schweigsam da, als ginge ihn das heutige Fest gar nichts an."

Harald lachte etwas geringschätzig auf: „Ja, ja, mein guter Bruder, der ist nun einmal aus einem anderen Holz geschnitten als ich. Der sagt eigentlich überhaupt nichts, der ist still und verschlossen, bei dem muß man alles erraten. Nur wenn das Gespräch auf das Geschäft kommt, denn wird er lebendig, dann leuchten seine Augen und dann kann er reden, wie sechs Dauerredner auf einmal. Aber nicht jede junge Dame hat Interesse für die verschiedenen Jahrgänge, und nicht jede hat Verständnis für die verschiedenen Schloßabzüge. So darf seine Tischdame sich nicht wundern, wenn er sich wenig mit ihr unterhält."

„Sie machen sich über Ihren Bruder lustig," schalt sie.

„Gar nicht," verteidigte er sich. „Hugo ist ein Mensch, den man nicht genug achten und schätzen kann. Er ist treu und zuverlässig wie Gold, er nimmt es mit seiner Pflicht so genau wie nur einer, dabei ist er in seinem Beruf mehr als tüchtig, aber er ist kein Gesellschafter. Er ist nur glücklich, wenn er hinter seinen Kontorbüchern sitzt oder in seinen Kellerräumen herumläuft."

„Und Sie?" fragte sie jetzt.

„Und ich? Ja, gnädiges Fräulein, das ist eine sogenannte Gewissensfrage. Ich liebe zwar auch die Arbeit, aber ich liebe auch die Stunden, in denen ich nichts zu tun habe, die liebe ich sogar, offen gestanden, noch mehr."

„Und Sie werden jetzt ganz hier bleiben und wieder im Geschäft Ihres Herrn Vaters arbeiten?"

Er seufzte schwer auf: „Da ich ja auch Teilhaber der Firma bin, wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben, wenn ich mich über kurz oder lang nicht doch selbständig mache. Vater und Sohn zusammen in demselben Geschäft, da gibt es leicht Reibereien."

„Und doch denke ich es mir gerade sehr hübsch, mit dem Vater zusammen zu arbeiten."

„Gewiß, das hat ja auch seine Reize, aber trotzdem — —" Er versuchte das Gespräch auf etwas anderes zu bringen, er wußte, es würde kein gutes Licht auf ihn werfen, wenn er es zugab, daß sein Vater ihm in geschäftlichen Dingen zu genau und peinlich war, daß es ihm unbequem war, am gewissenhaftesten von allen seine Pflicht erfüllen zu müssen.

Und heute wollte und durfte er nur im hellsten

Lichte erstrahlen. Er war ja neben seinem Bruder der Mittelpunkt der Gesellschaft, das zeigte am deutlichsten die Art, wie ihm von allen Seiten zugetrunken wurde. Heute durfte seine Tischdame keinerlei Schwächen und Fehler an ihm entdecken, er bereute schon, nicht mit mehr Begeisterung von seinem geschäftlichen Beruf gesprochen zu haben, und versuchte dies jetzt durch einige übertriebene Bemerkungen wieder gutzumachen.

Sie hörte ihm sehr interessiert zu, dann fragte sie: „Einen so regen Geschäftssinn hätte ich gar nicht an Ihnen erwartet, aber Sie sind trotzdem doch auch mit Leib und Seele Soldat?"

„Und ob ich es bin." Seine Augen blitzten und seine Gestalt reckte und streckte sich. „Und ob ich es bin!" wiederholte er noch einmal. „Bis an mein Lebensende werde ich es meinem Vater danken, daß er mir erlaubte, bei der Kavallerie zu dienen. So ganz leicht wurde es ihm nicht, meine Bitte zu erfüllen, denn da er sein Geld schwer verdient, hält er es auch zusammen, und ganz billig sind ihm das Einjährigenjahr und meine späteren Übungen nicht geworden. Und auch jetzt, wo ich zum ersten Mal als Leutnant der Reserve diente, war es kein ganz billiger Spaß."

„Das sieht Ihnen ähnlich," meinte sie lustig, „es wird Ihnen nicht leicht werden, sich jetzt wieder an das Kontor zu gewöhnen."

Er stöhnte so schwer auf, daß sie unwillkürlich lachen mußte.

„Na, ganz so schlimm wird es wohl doch nicht sein," tröstete sie ihn.

„Vielleicht sogar noch schlimmer." Eine ganze Weile saß er schweigend neben ihr und sie merkte, daß ihn irgend etwas sehr beschäftigte, sie sah, er wollte gern sprechen und doch verschloß ihm irgend etwas im letzten Augenblick wieder den Mund.

„Haben Sie kein Vertrauen zu mir?" fragte sie plötzlich ohne jeden Übergang.

Er sah sie überrascht an, dann begriff er, daß sie ihn durchschaut hatte, und so sagte er denn: „Wie können Sie nur so etwas fragen, gnädiges Fräulein! Aber das, woran ich im Augenblick dachte, ist eine sehr ernste Sache, die vielleicht entscheidend für mein ganzes späteres Leben wird und die ich entweder nie oder wenigstens erst nach langen, schweren Kämpfen durchsetze. Und da weiß ich nicht —"

Die Neugier hatte sie erfaßt, gar zu gerne wollte sie in Erfahrung bringen, um was es sich

handelte. Er sprach ganz ernst, da mußte es wirklich etwas Wichtiges sein.

„Ich will natürlich nicht in Sie dringen. Wenn Sie glauben, daß Sie besser nicht mit mir darüber sprechen — —"

„Doch, doch, warum nicht?" unterbrach er sie lebhaft. „Über kurz oder lang wird man es ja doch erfahren. Nur möchte ich nicht, daß jetzt schon etwas davon bekannt wird. Bis jetzt weiß außer mir noch kein Mensch etwas von meinem Entschluß, und es darf auch vorläufig niemand etwas davon wissen."

„Muß ich Ihnen erst sagen, daß ich gegen alle Welt schweigen werde?"

„Ich bin auch so davon überzeugt." Trotzdem schwieg er noch einen Augenblick, dann sagte er: „Vielleicht interessiert es gerade Sie, gnädiges Fräulein, und offen gestanden, liegt mir sehr viel daran, zu wissen, wie Sie meinen Entschluß beurteilen. Ich denke daran, mich in der nächsten Zeit nochmals zu einer freiwilligen Übung zu melden und dann zu den aktiven Offizieren der Armee überzutreten."

„Wirklich?! Aber das ist ja famos!" rief sie lebhaft. „Sie werden gewiß ein sehr tüchtiger Offizier werden und ich habe Sie ja oft genug in der

Uniform gesehen, um zu wissen, wie gut Ihnen der bunte Rock steht."

Ihr Lob und ihre Zustimmung machten ihn ganz glücklich.

„Ja, ja, ich glaube es auch, daß ich mich sehr gut zum Leutnant eigne. Trotzdem wäre ich wohl nie ganz von selbst auf den Gedanken gekommen, auf den haben mich jetzt während meiner Übung erst die Kameraden gebracht. Die legten es mir direkt nahe, aktiv zu werden, und der Oberst gab mir zu verstehen, daß er mich mit Freuden in seinem Regiment aufnehmen würde. Ich bin ja auch der einzige von allen Einjährigen, der bei meinem alten Regiment selbst Reserve-Offizier wurde, alle Anderen kamen zu Truppenteilen, die sich nicht eines solchen guten Rufes erfreuen, wie die Dragoner, einige sogar zum Train."

„Die Ärmsten," meinte sie mitleidig, dann fuhr se fort: „Alles, was Sie mir da erzählen, freut mich mehr für Sie, als ich Ihnen sagen kann. Ich fühle es Ihnen nach, wie stolz und glücklich Sie sein müssen. Abr glauben Sie wirklich, daß es Ihnen so schwer fallen wird, Ihren Entschluß durchzusetzen?"

„Sehr schwer. Sie kennen meinen Vater nicht

genau genug, er ist stolz auf sein Geschäft, das er von den kleinsten Anfängen zu einer Weltfirma emporbrachte, und der Gedanke, daß es vielleicht nach seinem Tode in andere Hände übergehen soll, wird ihm lange nicht in den Sinn wollen, und ich fürchte fast, es wird mir nie gelingen, seine Einwilligung zu erhalten."

„Und was werden Sie dann tun?"

„Wenn alle Stricke reißen, muß ich eben meinen Willen gegen den meines Vaters durchsetzen, da muß ich es unter Umständen darauf ankommen lassen, daß wir uns ganz entfremden. Ich bin ja schließlich mündig und kann tun und lassen, was ich will."

Mit ängstlichen Augen und ganz erschrocken sah sie zu ihm auf: „Nein, das dürfen Sie nicht, unter keinen Umständen! Versprechen Sie mir, daß Sie das nie tun werden und daß Sie nichts gegen den Willen Ihres Vaters unternehmen wollen."

Sie sah ihn flehend und ängstlich an, ihr Gesicht war ihm noch nie so schön vorgekommen, wie in diesem Augenblick, und der Gedanke, daß es ihm vielleicht heute abend doch gelingen könne, sie für sich zu gewinnen, ließ sein Herz höher schlagen. Es lag ihm auf der Zunge, zu sagen: ich tue alles, was du willst, wenn ich weiß, daß du es mir mit deiner

Liebe danken wirst. Aber auf der anderen Seite handelt es sich um meine ganze Existenz, um mein ganzes ferneres Leben. So sagte er denn nach kurzem Besinnen: „Sie wissen gnädiges Fräulein, wie ich Sie verehre, wie viel mir gerade an Ihrer Gunst liegt, und deshalb darf ich Sie nicht erzürnen. Trotzdem verlangen Sie Unmögliches von mir. Aber wir wollen ein Kompromiß schließen: eins will ich Ihnen versprechen, nichts Entscheidendes in dieser Hinsicht zu tun, ohne Sie vorher nochmals um Ihren Rat gefragt zu haben."

„Und Sie werden dann auch tun, was ich Ihnen rate?"

„Auch das verspreche ich Ihnen, gnädiges Fräulein."

„Dann bin ich beruhigt. Und nun wollen wir darauf anstoßen, daß sich alles viel besser entwickelt, als Sie in diesem Augenblick annehmen."

Aber gerade, als sie die Gläser ergriffen, erhob sich der Senato Rehn, der war der älteste und der beste Freund des Konsuls und ihm in herzlichster Zuneigung zugetan, weil dieser ihm einmal in einer schweren geschäftlichen Krisis mit Rat und Tat in der uneigennützigsten Weise beigestanden und dadurch

den Sturz des alten, angesehenen Hauses verhindert hatte.

Mit kurzen Worten kam er auf die Rede des Herrn Oberst zurück, auch er gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß jetzt die beiden Söhne des Hauses mit berechtigtem Stolz auf den Verlauf ihrer militärischen Übungen zurückblicken könnten, und dann fuhr er fort: „Die hier anwesenden Herren vom Militär, die mich ja alle schon lange kennen und in meinem Hause aus- und eingehen, werden mich richtig verstehen und es nicht falsch auslegen, wenn ich sage: in erster Linie sind die Söhne des Hauses aber nicht Offiziere der Reserve, sondern Kaufleute. Und da wollen wir hoffen und wünschen, daß sie auch in Zukunft, ebenso wie bisher, in ihrem Beruf Tüchtiges leisten, daß sie über die Uniform, die sie jetzt bei feierlichen Gelegenheiten tragen dürfen, nicht vergessen, daß sie Kaufleute sind, deren Tätigkeit in ernster Arbeit besteht. Was der Konsul, mein lieber Freund, in seinem Beruf leistet, das weiß heute die ganze geschäftliche Welt. Nennt man da die besten Namen, dann wird der seine in erster Linie mitgenannt. Was der Vater geschaffen und zur höchsten Blüte gebracht, wird einst auf seinen Sohn Harald übergehen, während Hugo dafür sorgen wird,

daß uns auch in Zukunft nach getaner Arbeit ein guter Tropfen zur Erholung nicht fehlt."

Ein leises Lachen folgte diesem Scherz des alten Herrn, dann schloß er: „Bitte, erheben Sie mit mir Ihre Gläser. Wir wollen darauf trinken, daß der Vater nach wie vor stolz bleiben wird auf seine beiden Söhne, daß sie ihre Pflicht tun für Kaiser und Reich, wenn der Kaiser sie ruft, aber wir wollen in erster Linie doch darauf trinken, daß sie gute Kaufleute werden, für die die Ehre und das Ansehen des Geschäfts die eigene Ehre ist. An ihrem Vater haben sie ein Beispiel, dem sie nacheifern müssen. Ihm und seiner Frau, unseren freundlichen Wirten, und ihren beiden Söhnen, wollen wir unser Glas weihen!"

Und kaum hatte der Senator geendet, da erhob sich Hugo, um in seinem und in dem Namen seines Bruders zu versichern, daß sie, so stolz und glücklich sie auch über ihre militärische Beförderung wären, doch stets durch und durch Kaufleute bleiben würden, die, ein jeder an seinem Platz, ihre Pflicht und Schuldigkeit tun würden bis zum letzten Atemzug.

Er trank auf die anwesenden Vertreter der Kaufmannschaft.

Nur mit Mühe gelang es Harald, sich nach diesen beiden Reden so zu beherrschen, daß er an-

scheinend ganz ungezwungen, mit dem Glas in der Hand um den Tisch herumging, mit Allen anstieß und mit Jedem ein freundliches, heiteres Wort wechselte.

Und als er zu seinem Vater trat, hatte er kaum den Mut, diesem in die Augen zu sehen.

Der Konsul zog ihn zärtlich an sich und legte den Arm um seine Schulter. Harald war nun einmal sein Verzug und sein Liebling.

„Weißt du, worauf ich mich heute am meisten freue?" fragte er endlich seinen Sohn.

„Nun?"

„Darauf, morgen früh um acht wieder mit dir im Kontor zusammen zu arbeiten. Ich habe dich die sechs Wochen, die du jetzt eingezogen warst, mehr entbehrt, als ich dir sagen kann. Ich schrieb es dir auch nicht, um dir die Freude an deiner Übung nicht zu nehmen, und ich dachte auch, du würdest mit deinen Gedanken weniger bei deinen neuen Pflichten sein, wenn du wüßtest, wie du mir fehlst. Na, nun bist du ja wieder da, und mich freut's, daß gleich für den ersten Tag etwas Wichtiges vorliegt. Die Firma Horn in Stettin hat mir eine große Offerte gemacht, vielleicht fährst du persönlich hin, um das Geschäft zum Abschluß zu bringen. Darüber reden wir

morgen ausführlich. Nun gib mir einen Kuß und sag', daß auch du dich freust, endlich wieder in Ruhe deinen Kontorbock reiten zu können."

„Das freut mich ja auch, Vater."

Aber wenn der Konsul nicht mit seinen eigenen Gedanken so beschäftigt gewesen wäre, dann hätte er es merken müssen, wie schwer die wenigen Worte seinem Sohne über die Lippen kamen.

Denn Harald, der seiner ganzen Veranlagung gemäß in einer fortwährenden Selbsttäuschung lebte, war in diesem Augenblick noch felsenfest davon überzeugt, daß er wirklich keinen anderen Wunsch hätte, als den, aktiver Offizier zu werden. Und er täuschte sich darüber, wenn er glaubte, daß die Liebe zum Militärdienst selbst ihn zu diesem Schritte lockte. Lediglich seine starke Eitelkeit, dann immer Uniform tragen und ausschließlich in Offizierkreisen verkehren zu können, ließen ihm dieses Ziel, das er erstrebte, im hellsten Lichte und ein ferneres Leben als Kaufmann unmöglich und unerträglich erscheinen.

II.

Eine frohe Nachricht durcheilte die Stadt: Seine Majestät hatte zu der in einigen Monaten stattfindenden Enthüllung des Denkmals des alten Kaiser Wilhelm seinen Besuch angesagt und das ihm vorgelegte Programm gebilligt.

„Seine Majestät kommt," das war die Neuigkeit, die überall besprochen wurde, auch in dem Hause des Konsuls, denn dieser stand mit an der Spitze des Fest-Komitees. Als es sich damals um die Aufbringung der Gelder für das Denkmal handelte, hatte er den ansehnlichsten Beitrag gestiftet, nicht etwa, um mit seinem Reichtum zu prahlen, sondern weil er ein begeisterter Anhänger Bismarcks war und es dem alten Kaiser als die größte Tat seines Lebens anrechnete, daß er verstanden hatte, diesen Mann zu finden und vor allen Dingen um sich zu halten, daß er nie auf die Erfolge seines Kanzlers eifersüchtig gewesen war, und daß er sich dessen Ratschlägen stets gefügt hatte.

„Du wirst einen neuen Orden bekommen, Vater," meinte Harald, als die Familie jetzt zusammen von den bevorstehenden Festtagen sprach.

„Ich fürchte es auch fast," stimmte er ihm bei. „Ihr wißt, wie ich über solche Auszeichnungen denke, und ich möchte, daß Ihr meine Meinung teilt. Drei Orden gibt es, auf die man stolz sein kann: das eiserne Kreuz, das man sich vor dem Feinde verdiente, die Rettungsmedaille, die der Welt zeigt, daß man persönlichen Mut besitzt, und dann natürlich den Orden pour le mérite. Was darüber ist, das ist zwar nicht gerade von Übel, aber zum mindesten überflüssig."

„Da denke ich genau wie du, Vater," meinte Hugo. Aber Harald widersprach: „Das weiß ich denn doch nicht so recht. Ich finde es sehr hübsch. Wenn jemand dekoriert ist. Das gehört heutzutage nun einmal „mit dazu", es ist gewissermaßen eine Visitenkarte."

„Wie für Euch jungen Leute der Leutnant der Reserve," meinte der Konsul.

„Gewiß," rief Harald lebhaft, „denn wer da diente, ohne es bis zum Reserveoffizier zu bringen, — ich will ja nicht gerade behaupten, daß er damit einen Knax an seiner Ehre erleidet, aber etwas Be-

leidigendes liegt doch in den Worten: „Ah — — Sie sind nicht Reserveoffizier?" Denn das setzt man heute eigentlich von jedem anständigen jungen Menschen voraus."

„Und doch wissen wir Beide ganz genau, welche Äußerlichkeiten bei der Beförderung mitsprechen," warf Hugo ein. „In meinem Regiment diente mit mir zusammen ein junger Mensch, der uns anderen Einjährigen in allen militärischen Dingen um mehr als Haupteslänge überragte. Und doch brachte er es nur bis zum Unteroffizier, weil sein Vater ein offenes Ladengeschäft hat, und weil er selbst, wenn auch nur ganz ausnahmsweise im Geschäft mithalf. Na, und das geht doch nicht, daß ein Reserveoffizier der Frau Schulze oder der Frau Müller fünf Meter Leinen vormißt!"

„Nein, das geht auch wirklich nicht," stimmte Harald bei, der die Worte seines Bruders ernst genommen hatte und die Ironie gar nicht heraushörte.

Hugo lachte laut auf: „Warum soll es denn nicht gehen? Glaubst du, wenn ein Reserveoffizier vor dem Feinde oder im Frieden seine Pflicht tut und ein ausgezeichneter Vorgesetzter ist, von dem die Untergebenen viel lernen, daß es dann wirklich in erster Linie nur darauf ankommt, was er in seinem

Zivilberuf ist? Nicht die gesellschaftliche Stellung, bezeichnet den Wert eines Menschen, sondern seine Kenntnisse und seine Leistungen."

„Bravo!" rief der Konsul. Was Hugo da sagte, war ganz nach seinem Herzen.

Aber Harald sah den Bruder verständnislos an. „Nimm es mir nicht übel, aber du äußerst da Anschauungen, die ich tatsächlich nicht begreife. Wie unser aktives Offizierkorps in erster Linie auch durch seine gesellschaftlichen Formen auf einem ganz anderen Niveau steht, als die der meisten anderen Heere, so auch unser Reserve-Offizierkorps. Gewiß, es kommt auch auf die militärischen Leistungen an. Aber die allein machen den Reserve-Offizier nicht, sonst könnte es ja schließlich Jeder werden."

„Wenn er die Reife zum Einjährigen hat und ein guter Soldat war — ein Mensch von vornehmer Gesinnung, warum denn nicht? Selbst dem gemeinen Soldaten steht ja nach den Kriegsartikeln, nach Maßgabe seiner persönlichen Fähigkeit der Weg zu den höchsten Stellen im Heere offen — — warum soll es da nicht jeder Einjährige zum Reserve-Offizier bringen können? Natürlich immer vorausgesetzt, daß er wirklich etwas leistet."

Harald wurde heftig: „Du sprichst wirklich,

als wärest du dir gar nicht bewußt, welche Ehre es ist, Reserve-Offizier zu sein."

„Keineswegs, aber in erster Linie ist es doch eine Auszeichnung. Und aus das nicht einmal immer. Ich könnte dir Beispiele nennen, wo man Einjährigen, die wirklich recht mangelhafte Soldaten waren, lediglich in Rücksicht auf ihre gesellschaftliche Position oder auf die Stellung der Eltern und Verwandten die Qualifikation gab. Es ist damit so ähnlich wie mit den Orden, man bekommt die Auszeichnung häufig ohne alles Verdienst. Ich kenne einen Herrn, der sich bei der theoretischen und bei der praktischen Prüfung bis auf die Knochen der Unsterblichkeit blamierte, und der doch das Reifezeugnis erhielt, denn sein Vater war vortragender Rat in irgend einem Ministerium, und er selbst war Referendar."

Eine Weile herrschte Schweigen. Harald wußte nicht so recht, was er dem Bruder antworten sollte. Was dieser sagte, war gewiß in mancher Hinsicht richtig, aber er brauchte es deshalb doch noch nicht auszusprechen, wenigstens nicht in dieser etwas gegingschätzigen Art. Endlich fragte er: „Wenn du den Leutnant der Reserve, wie es scheint, so gering bewertest, warum bist du es denn da erst geworden?"

„Du irrst," gab Hugo sehr bestimmt zur Antwort, „wenn du glaubst, daß ich den Wert und die Stellung der Reserve-Offiziere nicht in jeder Hinsicht voll zu würdigen weiß. Aber du irrst dich auch noch in anderer Hinsicht: ich bin noch kein Leutnant."

„Aber du wirst es in wenigen Wochen, wenn nicht schon früher, sein."

„Doch nur, wenn ich mich zur Wahl stelle, sonst nicht."

Harald war aufgesprungen und sah seinen Bruder ganz entsetzt an: „Das soll doch nicht etwa heißen — — "

Und auch der Konsul rief ganz verwundert dazwischen: „Willst du sich denn jetzt nicht wählen lassen?"

Hugo zündete sich erst ruhig eine neue Zigarre an, dann meinte er gelassen: „Die Sache eilt ja nicht, Vater. Mir genügt es vollständig, daß ich das Reifezeugnis in der Tasche habe. Damit ist mein militärischer Ehrgeiz vorläufig gestillt. Sollte es wider alles Erwarten einmal zum Krieg kommen, dann werde ich ja doch sofort Offizier, und bis dahin kann ich es mir ja überlegen."

„Unerhört — einfach unerhört!" brauste Harald auf.

„Warum?“ verteidigte Hugo sich. „Ich bin doch nicht nur Reserve-Offizier, sondern in erster Linie Kaufmann. Du bist Mitinhaber im Geschäft des Vaters, hast dein gutes Gehalt und deinen ansehnlichen Gewinnanteil, ich arbeite aber teils mit eigenem, zum großen Teil aber auch mit fremdem Geld, das ich verzinsen muß, und für das ich verantwortlich bin. Ich will mein Geschäft vergrößern und neue Gelder aufnehmen. Da heißt es arbeiten, arbeiten und nochmals arbeiten, und da kann ich mich im nächsten Jahr nicht schon wieder zu einer langen Übung einziehen lassen und ich kann nicht alle die Liebesmähler und alle Festlichkeiten der Reserve-Offiziere hier in der Garnison mitmachen. Das kostet Zeit und Geld, und Beides habe ich nicht überflüssig.“

„Bravo!“ rief der Konsul abermals. So ganz verstand er seinen Sohn zwar nicht, denn der war doch noch jung und sollte das Leben genießen. Er begriff es auch nicht recht, daß dieser nicht den Ehrgeiz besaß, wirklich Reserve-Offizier zu werden, aber auf der anderen Seite fanden die Worte doch seine Zustimmung. Es freute ihn, daß sein Sohn ein so guter Kaufmann war, der es mit seinem Beruf ernst nahm.

„Vater, ich verstehe dich ebenso wenig wie Hugo. Wenn man die Qualifikation hat und sich nicht wählen läßt, so zeigt man damit, daß man sich nichts aus der Beförderung macht, vor allen Dingen aber auch, daß man es vermeiden will, eingezogen zu werden. Das nehmen die höheren Vorgesetzten übel, und mit vollem Recht, Aber davon ganz abgesehen: hast du es denn ganz vergessen, daß Seine Majestät kommt? Und in dem Programm heißt es ausdrücklich, daß Seine Majestät auch die Reihen der Reserve-Offiziere abschreiten wird — da kannst du doch nicht fehlen."

„Glaubst du, daß Seine Majestät mich sehr vermissen wird — oder daß er fragt: wo ist denn Hugo Ahrens? Glaubst du das? Ich nicht."

Harald ging erregt im Zimmer auf und ab: „Mit dir ist nicht zu reden. Mach', was du willst, aber die Folgen hast du allein zu tragen." Und ohne sich weiter zu verabschieden, stürmte er zur Tür hinaus.

„Du hättest Harald nicht erzürnen sollen," meinte der Konsul, der wie so oft auch jetzt in der Liebe zwischen seinen beiden Söhnen schwankte. Harald war sein Verzug, aber Hugo glich ihm mehr in seinem ganzen Wesen.

„Harald wird sich schon wieder beruhigen, Vater. Und wenn nicht, da läßt es sich nicht ändern. Ihm zu Liebe kann ich doch nicht etwas tun, das ich für falsch halten würde. Aus Harald spricht die gekränkte Eitelkeit. Da er selbst Leutnant ist, geniert es ihn, einen Bruder zu haben, der zwar auch Leutnant sein könnte, aber trotzdem doch nur Vize-Feldwebel ist."

Der Konsul schwieg einen Augenblick, dann fragte er: „Sag' mal, Hugo, läßt du dich vielleicht deshalb nicht wählen, weil du nur bei der Infanterie dientest und nicht, wie Harald, bei der Kavallerie?"

„Aber Vater — ich bin doch kein kleines Mädchen, das die Schwester beneidet, weil sie ein schöneres Kleid anhat. Wenn ich es gewollt hätte, würdest du es ja auch mir erlaubt haben, Kavallerist zu werden. Ich habe mir mein Regiment doch selbst ausgesucht — wie kommst du nur auf den Gedanken?"

„Weil ich mir im Laufe der Jahre oft Vorwürfe machte, daß ich Harald finanziell bevorzugte. Er hat in der Dienstzeit mehr als das sechsfache gebraucht wie du."

„Dafür war das Regiment auch teurer, und was ich in der Zeit ersparte, ohne daß ich mich irgendwie

einschränkte, kann ich jetzt umso besser gebrauchen, wenn du es mir geben willst." Und ausführlich entwickelte er dem Vater seine geschäftlichen Pläne.

In seinen Stuhl zurückgelehnt, hörte der Konsul aufmerksam zu. Er war ein großer, breitschulteriger Sechziger, mit einem glattrasierten Gesicht, einer hohen, klugen Stirn und durchdringenden Augen. Man sah es ihm an: er war es gewohnt, jeden Menschen und jede Sache, kurz, alles, was an ihn herantrat, auf den Grund zu prüfen, erst zu wägen, und dann zu wagen.

So schwieg er denn eine ganze Weile, als sein Sohn geendet hatte, und blickte nachdenkend vor sich hin. Dann sagte er: „Was du willst, ist gut. Wie du es willst, ist es richtig. Der Erfolg wird nicht ausbleiben."

„Mich freut's, Vater, daß du mir beistimmst, nun bin ich beruhigt."

Die Tür öffnete sich, und die Frau Konsul trat herein, eine noch immer schöne Frau, obgleich sie die Fünfzig bereits überschritten hatte. Trotz ihrer einfachen Herkunft, sie war früher Wirtschafterin in einem großen Haushalt gewesen, war sie in jeder Bewegung und in ihrem ganzen Auftreten die vollendete Dame. Ebenso wie ihr Mann hatte sie im

Laufe der Jahre unermüdlich an ihrer Weiterbildung gearbeitet und es war geradezu bewundernswert, wie sie sich in die neuen Verhältnisse hineingelebt hatte.

„Was ist denn nur mit Harald?" erkundigte sie sich neugierig. „Er ist davongestürzt, ohne mir ordentlich adieu zu sagen, er erklärte auch, daß er nicht zum Abendbrot kommen würde."

Der Konsul erzählte in kurzen Worten den Streit, den es gegeben hatte.

„Ich fühle es Harald nach, daß er sich ärgert," sagte die Mutter, nachdem sie Alles erfahren hatte, „und offen gestanden, Hugo, wäre es auch mir lieb, wenn du dich jetzt gleich wählen ließest."

„Aber warum denn nur?" fragte der erstaunt.

„Weil die Welt töricht ist und dich nicht verstehen wird. Sie sagt sich: wenn er die Möglichkeit hat, Leutnant der Reserve zu werden, und es trotzdem nicht wird, so muß das einen ganz besonderen Grund haben. Man wird alles Mögliche reden, und du kannst nicht zu jedem Einzelnen gehen und ihm die wahren Gründe nennen."

„Da hast du nicht so ganz unrecht, Frau," stimmte ihr der Konsul bei.

Aber Hugo widersprach: „Laß doch die Leute

reden, was sie wollen. Wenn ich immer darnach hinhören soll, was Herr Müller oder Herr Schulze sagt, dann wüßte ich bald überhaupt nicht mehr, was ich tun sollte."

„Wenn er nun mal nicht will, dann wollen wir ihn auch darüber in Ruhe lassen," wandte sich der Konsul an seine Frau, aber die war nicht so schnell von dem Thema abzubringen. Wie Harald der Lieblingssohn des Vaters, so war Hugo ihr Verzug, und weil Harald Offizier war, wollte sie Hugo auch in der Leutnants-Uniform sehen. So sagte sie denn: „Gewiß wollen wir ihn nicht zu einem Schritt veranlassen, den er gegen seinen Willen tut, aber ich meine trotzdem: Hugo soll es sich noch einmal reiflich überlegen, denn wenn der Kaiser kommt, ist es doch netter für ihn, er steht zwischen den Reserve-Offizieren, als bei den Kaufleuten."

„Na, erlaube 'mal!" rief der Konsul. „So viel wie die Reserve-Offiziere sind wir doch auch noch."

„Ganz meine Ansicht," stimmte Hugo ihm bei.

Die Frau Konsul sah, daß sie die Sache falsch angefangen hatte, aber sie wollte ihren Plan doch noch nicht aufgeben. Ihre mütterliche Eitelkeit verlangte nicht nur einen, sondern beide Söhne in Uni-

form zu sehen. Aber allein würde sie nichts ausrichten, das sah sie voraus, sie brauchte einen Bundesgenossen. Und plötzlich glaubte sie den gefunden zu haben. Am Vormittag hatte sie einen Brief von ihrer Nichte Carmen erhalten, der Tochter ihres Bruders, der lange Jahre in Mexico gelebt hatte und nun seit vielen Jahren wieder in Deutschland weilte. Carmen war ein schlankes, hübsches, dunkeläugiges, junges Mädchen von zwanzig Jahren, eine südländische Schönheit, dabei sehr reich, und Niemand begriff, warum sie noch nicht verheiratet war, warum sie jeden Antrag ausschlug. Den wahren Grund, daß sie ihren Vetter Hugo liebte, verriet sie keinem Menschen. Keiner wußte davon, Hugo am allerwenigsten. Der war in Gegenwart seiner schönen Kusine noch weniger ein amüsanter Gesellschafter als sonst, weil er sich in ihrer Nähe immer vergebens den Kopf darüber zerbrach, wie er es anfangen sollte, ihre Gunst zu erringen. So energisch und zielbewußt er sonst war, so bald er mit Carmen zusammensaß, spielte er den schüchternen Liebhaber par excellence.

Wenn die Frau Konsul auch nichts von den Gefühlen ahnte, die ihr Sohn für seine Kusine hegte, so wußte sie doch, daß er alles tat, was diese von ihm

erbat, und wenn sie dann von ihr richtig instruiert wurde, war das Spiel gewonnen. Carmen muß herkommen, sagte sich die Frau Konsul, und so meinte sie denn:

„Sprechen wir also vorläufig nicht weiter davon. Aber eine andere Sache wird Euch vielleicht interessieren. Ich hatte heute morgen einen Brief von Carmen; aus ihren Zeilen klingt der Wunsch heraus, uns einmal wiederzusehen, sie ist auch lange nicht hier gewesen. Was meint Ihr, wenn wir sie zu uns einladen?"

Der Konsul war für die Idee Feuer und Flamme. Da er selbst keine Tochter hatte, liebte er Carmen wie seine eigene. „Natürlich soll sie kommen, je schneller, desto besser, je länger, desto lieber."

„Und was meinst du dazu, Hugo?"

Der konnte nur schwer seine Unruhe und seine Verlegenheit verbergen.

„Mich braucht Ihr doch nicht zu fragen, ob Ihr einen Gast einladen wollt oder nicht," gab er ausweichend zur Antwort.

„Gewiß nicht, aber ich dachte, Carmens Besuch würde auch dir Freude machen?"

„Gewiß, Mama. Aber ich habe gerade in den nächsten Wochen so rasend viel zu tun, daß ich kaum

Zeit haben werde, mich viel um sie zu kümmern. Ein paar größere Reisen, nach Frankreich, Ungarn und vielleicht auch nach Italien werden mich längere Zeit fernhalten."

„Das wird Carmen aber aufrichtig leid tun, da wird sie sich hier sehr einsam fühlen."

„Harald ist ja da."

Das klang ganz gleichgültig, aber die Worte entsprangen doch einer gewissen trotzigen Eifersucht. Harald machte seiner schönen Kusine stets auf Teufelsholen den Hof, und wenn sein ganzes Wesen ihr auch keineswegs übertrieben sympathisch war, so ging sie doch auf seine Scherze und Neckereien ein, teils, um dadurch Hugos Eifersucht zu erwecken, dann aber auch lediglich, um sich zu unterhalten. Und wenn Hugo sah, wie die Beiden zusammen scherzten und lachten, dann sagte er sich: es ist ja Unsinn, daß du selbst an sie denkst, Harald und sie passen viel besser zusammen.

„Gewiß, Harald ist ja hier," wiederholte die Mutter, „aber trotzdem ist es schade, daß du gerade in der Zeit reisen mußt."

Hugo war ganz froh, einen Grund gefunden zu haben, um fortzukommen. Er fühlte es ja selbst deutlich, welche unglückliche Rolle er in ihrer Gegen-

wart spielte, wie er gegen alle anderen jungen Herren zurückstand, die das schöne und reiche junge Mädchen umschwärmten und, ein Jeder auf seine Art, ihre Gunst zu erringen versuchten. Er litt dann Qualen der Eifersucht, er hatte nur den einen Wunsch, mit ihr allein zu sein, aber sobald er es war, suchte er nach einem Vorwand, sich zu entfernen. Er fürchtete dann, ihr irgendwie seine Liebe zu zeigen. Ein lautes, fröhliches Lachen ihrerseits würde nach seiner Meinung die Antwort sein, und dem wollte er entgehen.

Harald zeigte deutlich seine Freude, als er am nächsten Tag von Carmens bevorstehendem Besuch erfuhr. Er hatte gestern abend auf der Straße Mary von Burghausen mit einigen Freundinnen getroffen, und von neuem war der leidenschaftliche Wunsch in ihm wach geworden, sie zu gewinnen. Stundenlang hatte er darüber nachgedacht, wie er es anfangen könne, endlich sein Ziel zu erreichen, bis er sich dazu entschlossen hatte, sie eifersüchtig zu machen. Das Mittel war ja zwar nicht neu und blitzwenig originell, aber es hatte schon zehntausend Mal geholfen, warum sollte gerade dieses Mal die Wirkung ausbleiben? Mary mußte eifersüchtig werden, er mußte es wenigstens versuchen, es dahin

zu bringen, aber er war sich nicht darüber klar geworden, wen er auszeichnen sollte. Eine ganze Reihe junger Mädchenköpfe war vor ihm aufgetaucht, aber keine war die, die er brauchte.

Blitzschnell drehte Harald sich auf seinem Stuhle herum, als er von dem bevorstehenden Besuche hörte. „Carmen kommt? Das ist ja famos! Wann wird sie hier sein?"

„Der Tag ist noch nicht bestimmt," gab die Mutter zur Antwort, „ich habe sie erst gestern eingeladen; Anfang nächster Woche, wenn nicht schon eher, wird sie sicher kommen."

Harald rieb sich vergnügt die Hände, Carmen konnte für ihn zu keiner gelegeneren Zeit erscheinen. Wenn Mary auf seine Kusine nicht eifersüchtig wurde, dann wurde sie es nie, und er nahm sich vor, Carmen in jeder nur möglichen Art und Weise auszuzeichnen.

Hugo, der zufällig im Zimmer zugegen war, beobachtete voller Spannung seinen Bruder, um zu sehen, welchen Eindruck die Nachricht von dem Besuche auf ihn machen würde, aber auf einen solchen Ausdruck der Freude war er denn doch nicht vorbereitet gewesen. Er zuckte förmlich zusammen, als er Haralds glückstrahlendes Gesicht sah, dann aber

zwang er sich gewaltsam zur Ruhe und seine Stimme klang ganz gelassen, als er sagte; „Du scheinst dich ja sehr auf Carmen zu freuen."

„Mehr, als Ihr Euch denken könnt." Und während Harald in aller Eile ein Programm entwarf, wie man Carmen am besten amüsieren könne, saß Hugo still und schweigsam da und immer wieder sagte er sich: es ist ein Unsinn, an Carmen zu denken.

Aber trotzdem dachte er fortwährend an sie.

III.

Gerade am Nachmittag desselben Tages, an dem gegen Abend Carmen erwartet wurde, fand im Offizierskasino des Infanterie-Regiments ein großes Liebesmahl statt, einer der monatlichen Gästetage, zu dem die Herren aus der Stadt stets zahlreich eingeladen waren.

Auch Hugo und Harald waren gebeten und sonderbarer Weise hatte Hugo zuerst daran gedacht, die Einladung anzunehmen, während Harald, der sonst keine Gelegenheit vorübergehen ließ, mit den Offizieren zusammen zu sein, die Absicht hatte, abzusagen.

Hugo wußte, daß er bei der ersten Begegnung mit Carmen noch verlegener sein würde als sonst, und Haralds laut ausgesprochener Wunsch, seine Kusine gleich bei ihrer Ankunft begrüßen zu können, bewies ja auch, daß seine Anwesenheit ganz überflüssig war. In Wirklichkeit wollte Harald natürlich

aus einem ganz anderen Grunde dem Fest fernbleiben. Durch ihren Vater, den Oberst von Burghausen, würde Mary erfahren, daß er abgesagt hätte. Sie würde sich erkundigen, warum er es getan, und wenn sie dann erfuhr, daß Carmen angekommen sei, so würde sie daraus vielleicht gerade die Schlüsse ziehen, die sie ziehen sollte. Dann würde ihre Eifersucht schon ein ganz klein wenig wach werden, und dafür, daß das glimmende Feuer bald zur lodernden Flamme sich entwickeln würde, wollte er schon sorgen.

Als aber der Tag herankam, änderten beide Brüder ihren Entschluß: so gern Hugo auch mit den Offizieren zusammen war, so langweilte es ihn doch, sich immer wieder daraufhin ansprechen zu lassen, wann er sich denn zur Wahl stellen würde. Die Offiziere taten das nicht, um ihn dadurch zu kränken; im Gegenteil, es konnte für ihn ja nur schmeichelhaft sein, daß sie den Wunsch hatten, ihn bald als gleichgestellten Kameraden der Reserve in ihrem Kreise zu sehen, aber Hugo war es müde, jedesmal auf dieselbe Frage dieselbe Antwort geben zu müssen. Und vor allen Dingen verstanden die Offiziere ihn gar nicht, und sie würden ihn auch heute wieder nicht verstehen. So entschloß Hugo sich denn

doch, zu Hause zu bleiben, während Harald noch im letzten Augenblick eine Zusage ins Kasino sandte. Vielleicht konnte Mary sein Fernbleiben doch falsch deuten, sie konnte daraus den Schluß ziehen, daß er am Ende doch weniger Offizier sei, als er es ihr gegenüber behauptet hatte, und wenn er gleich am ersten Tag Carmen zu Liebe zu Hause blieb, dann konnte Mary auf den Gedanken kommen, daß er absichtlich ihre Eifersucht erwecken wollte, und das würde viel mehr schaden, als nützen.

So machte er sich denn um sechs Uhr auf den Weg zum Kasino, wie immer tadellos frisiert, sehr gut angezogen. Und wenn ihm etwas die Freude trübte, den heutigen Abend im Kreis der Offiziere verleben zu dürfen, so war es der Umstand, daß er nicht in Uniform erscheinen konnte. Er wußte selbst, daß er im Vergleich zu seinem Bruder keine Schönheit war, aber die Uniform stand ihm ausgezeichnet, das helle Blau kleidete ihn sehr gut und in den tadellos blanken Lackstiefeln, den enganliegenden Beinkleidern sah r tausendmal besser aus als in Zivil. Das wußte er selbst am besten, und schon die Eitelkeit auf sein Äußeres ließ es ihn jeden Tag bedauern, daß er nicht schon jetzt beständig Uniform tragen konnte.

Er begriff es gar nicht, wie die Offiziere manchmal in Zivil gehen konnten; er selbst würde es wenigstens nie tun, wenn er erst wirklich aktiv war. Er seufzte unwillkürlich laut auf: wenn er erst Offizier war! Aber wann würde das sein? Bis jetzt hatte er noch nicht Gelegenheit gefunden, mit seinem Vater darüber zu sprechen, oder seinen Wunsch auch nur andeutungsweise zu äußern. Gerade augenblicklich gab es im Geschäft unendlich viel zu tun, der Konsul saß vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag in seinem Kontor und verlangte mehr als je von seinem Sohn, daß er den anderen Angestellten das glänzendste Beispiel treuester Pflichterfüllung sei.

Ich muß erst verlobt sein, dann macht sich das alles sehr viel leichter, tröstete er sich schließlich auch heute wieder. War Mary erst seine Braut, dann fand er in seinem zukünftigen Schwiegervater einen warmen Fürsprecher, der würde seine militärischen Wünsche vollständig begreifen und nach bestem Können unterstützen. Wenn der Vater auch seinen Bitten nicht nachgab, den Worten des Herrn Oberst würde er, wenn auch schweren Herzens, schließlich doch seine Zustimmung geben.

Diese Gewißheit stimmte ihn auch jetzt wieder

froh, und so betrat er denn in der besten Laune das Kasino, in dessen eleganten Räumen sich schon eine große Gesellschaft eingefunden hatte.

Sobald der letzte Gast erschienen war, gab der Tischdirektor der im Garten aufgestellten Regimentsmusik ein Zeichen, und bei den Klängen eines flotten Marsches betrat man den Speisesaal, dessen Tafel nicht nur mit prachtvollem Silber, sondern auch mit frischen Blumen überreich beladen war.

Wie immer kam auch heute sehr schnell eine heitere Stimmung auf, die Gastgeber überboten sich an Liebenswürdigkeit, und jeder Gast bemühte sich, durch Lachen und Frohsinn seine Dankbarkeit für die an ihn ergangene Einladung zu beweisen.

Harald saß zwischen dem Leutnant Bolten und dem Regiments-Adjutanten. Das war nach seiner Meinung eine große Auszeichnung, denn der Adjutant ist nun einmal überall der offizielle Vertreter des Offizierkorps, und wenn Harald auch nur zu seiner Linken saß, so hatte er dennoch in mancher Weise eine Ehrenplatz. Und das freute ihn umsomehr, als der Adjutant von der Würde seiner Stellung sehr durchdrungen war und sich nicht ohne Grund des Rufes erfreute, stolz und eingebildet zu sein. Er war eine von jenen Naturen, die wenig

aus sich herausgehen, die mehr zuhören als sprechen, und mit denen man deshalb im Verkehr auch nicht recht warm wird. Und Harald mußte seinen Platz auch deshalb als eine Auszeichnung betrachten, weil zwischen ihm und dem Adjutanten, wenn auch unausgesprochen, die Eifersucht auf Marys Gunst bestand.

Wallheim hatte den Ruf, ein sehr guter Offizier zu sein und deshalb erfreute er sich der besonderen Zuneigung seines Kommandeurs, in dessen Haus er fast täglich aus und ein ging, aber er war arm und mußte sehr rechnen und sich sehr genau einrichten, um mit seinen Mitteln die Stellung eines Regiments-Adjutanten, die in mancher Hinsicht eine gewisse Repräsentation verlangt, zu bekleiden, ohne sich zu verschulden.

Wie komme ich zu der Ehre, neben Wallheim zu sitzen? Fragte Harald sich im Laufe des Abends doch ein paar Mal, aber allzuviel dachte er nicht darüber nach. Die lustige Unterhaltung, die Musik, der schäumende Champagner sorgten dafür, daß man sich nicht allzulange irgendwelchen Gedanken hingab.

Da erhob der Adjutant sein Glas und trank Harald zu: „Prosit, Herr Kamerad."

„Prosit."

Dann glaubte der Adjutant damit, daß er Harald zugetrunken hatte, dem gegenüber vorläufig seine Pflicht getan zuhaben, wenigstens wandte er sich gleich wieder zu seinem Nachbar zur Rechten und ließ sich mit diesem in ein lebhaftes Gespräch ein.

Gleich darauf erhob auch Bolten sein Glas, um Harald zuzutrinken, und dann sagte er: „Seien Sie mir nicht böse, wenn ich erst jetzt frage: wie geht es bei Ihnen zu Hause?"

Harald stand Rede und Antwort und erzählte auch, daß seine Kusine Carmen heute zu Besuch käme: „Die kennen Sie ja auch."

Der Andere wurde Feuer und Flamme: „Und ob ich sie kenne, die hat uns ja Allen damals auf dem Ball bei dem Kommerzienrat den Kopf verdreht, und mir nicht am wenigsten. Donnerwetter, hat die ein paar Augen im Kopf, so 'was habe ich noch nie bei einem jungen Mädchen gesehen. Die ist heute angekommen? Und Sie sind nicht einmal mit sämtlichen Rosen der alten und der neuen Welt auf dem Bahnhof? Na, das weiß ich: wenn ich solche Kusine hätte, ich hätte mir die Gelegenheit, von d e n Lippen einen Kuß zu bekommen, nicht entgehen lassen."

„Das kann ich ja nachher noch nachholen," meinte Harald.

Aber Bolten winkte ab: „Nee, das ist dann nicht mehr das richtige. Wissen Sie, so in der ersten Freude des Wiedersehens auf dem Bahnhof, da küßt es sich ganz anders, als nachher zu Hause, ich weiß das aus Erfahrung. Ich habe nämlich auch eine Kusine, wenngleich die nicht halb, nein, was sage ich, nicht ein zehntel so schön ist wie die Ihrige. Aber mit solcher Kusine ist das solch eigen Ding. Auf dem Bahnhof küßt so'n Mädel Sie ab, daß Ihnen der Atem vergeht, da findet sie nichts dabei. Aber nachher zu Hause, oder gar erst am nächsten Tag, das ist etwas ganz anderes. Da ist die Kusine nämlich plötzlich gar keine Kusine mehr. Da ist sie ein sittsames junges Mädchen, und für die schickt sich so etwas nicht."

„Da mögen Sie nicht so ganz unrecht haben," meinte Harald belustigt.

„Ich habe sogar ganz recht. Lehren Sie mich die Weiber kennen und nun erst die weibliche Verwandtschaft. Die einzigen, die immer still halten, wenn sie einen Kuß haben sollen, sind die alten Tanten, und je zahnloser sie sind, desto lieber küssen sie. Es ist ein Elend."

Harald lacht laut auf: „Na, trösten Sie sich — trinken wir mal."

Der stimmte ihm bei: „Was kann das schlechte Leben nützen. Aber um auf besagten Hammel — pardon, ich meine natürlich: um auf Ihr sehr verehrtes Fräulein Kusine zurückzukommen, — die wird doch hoffentlich längere Zeit hier bleiben?"

„Ich nehme es wenigstens an."

„Das ist ja famos," rief Bolten, und nach kurzer Pause fragte er: „Haben Sie ein Stamm-Album?"

Harald sah seinen Nachbar ganz erstaunt an: „Was soll ich denn damit? Ich bin doch kein junges Mädchen."

„Schade — Ich hätte Ihnen sonst das schöne Wort hineingeschrieben: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Und darnach hätten Sie handeln müssen, so lange Ihre schöne Kusine hier ist. Unterlassen Sie nicht, mit der die jetzt moderne Flucht in die Öffentlichkeit zu unternehmen, seien Sie nicht so egoistisch, diesen Schatz für sich behalten zu wollen, sondern geben Sie uns Gelegenheit, möglichst viel mit ihr zusammen zu sein."

Harald blickte ganz überrascht auf: irgend etwas in der Stimme des Leutnants ließ ihn darauf schließen, daß dieser nicht nur so sprach, weil er reichlich Champagner getrunken hatte und infolgedessen bei

seinem Naturell mehr oder weniger in jedem jungen Mädchen eine Helena sah, sondern daß er für seine Kusine schon seit langem ein wärmeres Interesse haben müsse. Und das erstaunte ihn umsomehr, als diese Entdeckung ihm völlig neu war. Er erinnerte sich zwar, von Carmen gehört zu haben, daß auch Bolten ihr damals den Hof gemacht habe, daß sie darüber lachte, sich aber doch von ihm nähere Auskunft über ihn geben ließ. Das war aber auch alles.

Sollte Bolten allen Ernstes daran denken, sich jetzt wieder Carmen zu nähern und vielleicht gar um sie zu werben? Warum nicht, er war ein hübscher Mensch, er lebte in guten Verhältnissen und er war ein großer Damenfreund, wenngleich seine Erfolge im umgekehrten Verhältnis zu seinen Bemühungen standen. Die Schuld lag einzig und allein daran, daß er zu Vielen auf einmal den Hof machte, er besaß das Talent, auf das er sehr stolz war, gleichzeitig für ein Dutzend junger Mädchen mit derselben Begeisterung schwärmen zu können. Niemand glaubte ihm das, und als er es eines Abends in einer Gesellschaft einer Schar von jungen Damen hatte beweisen wollen, hatte er dadurch weiter nichts erreicht, als daß man ihn laut auslachte. Niemand nahm seine

Huldigungen ernst, auch Carmen würde das nicht tun, und wenn Bolten wirklich als Courmacher auftreten wollte, dann war das in mancher Hinsicht um so besser. Sah Mary dann, daß er selbst den Anderen ausstach oder daß er sich trotz dessen Werben nicht davon abbringen ließ, seiner Kusine den Hof zu machen, dann mußte Mary ja eifersüchtig werden, und hatte er sie erst soweit, dann hatte er gewonnenes Spiel.

Aber immer wußte er noch nicht so recht, welchem Umstand er eigentlich die Ehre verdankte, neben dem Adjutanten zu sitzen. Das wurde ihm erst klar, als man endlich von der Tafel aufstand, und sich in die Nebenräume begab.

„Wenn es Ihnen recht ist, setzen wir uns mit unserer Zigarre dort in jene stille Ecke," redete der Adjutant ihn plötzlich an. „Da können wir auch 'mal ein Wort mit einander reden. Bei Tisch kommt man ja nie dazu, die Musik macht immer einen solchen Lärm, daß man oft sein eigenes Wort nicht versteht."

Harald merkte natürlich ganz genau, daß das nur eine Ausrede war, daß der Adjutant nur deshalb nicht gesprochen hatte, weil das, was ihn beschäftigte, sich für eine Tischunterhaltung nicht eig-

nete. Trotzdem ging er jetzt ganz ernst auf die Worte des Anderen ein, bis der Adjutant dann endlich mit der Sprache herausrückte und ohne jeden weiteren Übergang plötzlich sagte:

„Wie ich zufällig erfahre, erwarten Sie in Ihrem Elternhaus in diesen Tagen den Besuch Ihrer Kusine."

Harald sah den Anderen groß an. Was interessierte das denn den Adjutanten? Sollte er seiner Kusine den Vorzug verdanken, daß er neben ihm hatte sitzen dürfen? Nein, das war gänzlich ausgeschlossen, Wallheim hatte ja für keine andere Dame Interesse, als nur für Mary, und daß er heute noch nicht mit ihr verlobt war, das war nicht seine Schuld. So sagte Harald denn ganz gleichgültig: „Meine Kusine ist heute bereits angekommen."

Der Adjutant konnte seine Freude nur schwer verbergen. „Das ist ja famos!" rief er unwillkürlich. „Das heißt — ich meine — da werde ja auch ich endlich Gelegenheit haben, sie kennen zu lernen. Wie Sie wissen, war ich drei Jahre auf Kriegsakademie, ehe ich Adjutant wurde, und habe noch keine Gelegenheit gehabt, mich Ihrem Fräulein Kusine vorstellen zu lassen. Aber ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich mit ihr bekannt machen würden."

„Aber gewiß, mit dem größten Vergnügen! Wir werden sehr bald für meine Kusine ein kleines Fest geben und ich werde dafür sorgen, daß Sie in erster Linie eingeladen werden."

„Und wenn es möglich ist, darf ich vielleicht die junge Dame auch zu Tisch führen?"

„Wenn es Ihnen Spaß macht — warum nicht?"

Aber kaum hatte Harald das gesagt, so hätte er sich am liebsten vor den Mund geschlagen. Er wollte ja selbst seiner Kusine den Hof machen, so viel er nur konnte, da durfte er doch namentlich keine Gelegenheit vorübergehen lassen, sie zu Tisch zu führen. Wie hatte er sie da nur dem Adjutanten abtreten können! Und vor allen Dingen: was ging diesen Carmen an? Denn darüber, daß er nur ihr seinen bevorzugten Tischplatz verdankte, konnte er sich nicht mehr täuschen. Wenn er selbst ein warmes Interesse für sie zu Schau trug und ihr den Hof machte, so hatte das seinen ganz bestimmten Grund, er verfolgte damit ein festes Ziel, — aber der Adjutant?

Doch mit einem Mal dämmerte es in Haralds Schädel, und aus dieser Dämmerung ward plötzlich heller Tag. Mit großen Augen sah er den Adjutanten

starr an, und aus dem offenstehenden Mund fiel die Zigarre zur Erde.

Der Adjutant hob sie auf und reichte sie ihm zurück, dann erhob er sein Cognacglas: „Ihr Wohl, Herr Kamerad!"

„Das Ihrige," kam es ganz mechanisch über Haralds Lippen. Jetzt hatte er den Anderen durchschaut, der wollte auch seiner Kusine den Hof machen, um Marys Eifersucht zu erwecken, und daß er sich dazu gerade Carmen aussuchte, geschah nicht ohne guten Grund. Einem jungen Mädchen aus der Stadt konnte er nicht plötzlich sein Interesse zuwenden, keine würde auf seinen Flirt eingehen, denn alle wußten, daß er um Mary warb, und jede Einzelne würde sofort erraten, daß sie ihm nur als Sprungbrett dienen sollte.

Ganz anders lag die Sache, wenn er so tat, als wäre er wirklich von Carmen begeistert, als hätte diese ihn gleich bei der ersten Begegnung vollständig bezaubert. Da konnte Mary wirklich anfangen, an seiner Liebe irre zu werden.

Harald saß noch immer mit einem sehr wenig klugen Gesicht da, aber den Mund des Adjutanten umspielte ein leises, spöttisches Lächeln. Der wußte, daß Harald seine Gedanken erraten hatte, und be-

merkte mit Freuden den Schrecken, den diese Mitteilung bei ihm hervorrief.

„Ihr Fräulein Kusine soll nicht nur ein sehr liebenswürdiges, sondern auch ein sehr schönes junges Mädchen sein?" nahm der Adjutant wieder das Wort.

Harald zuckte geringschätzig die Achseln: „Ansichtssache, Herr Oberleutnant." Aber kaum hatte er das gesagt, da ärgerte er sich rasend über diese Worte, der Adjutant mußte ja merken, daß er versuchen wollte, ihn von seinem Plan, Carmen den Hof zu machen, abzubringen. Dadurch verriet er sich selbst und schadete sich nur. Aber gesprochen war das Wort nun einmal und konnte nicht zurückgenommen werden.

Harald war mehr als froh, daß in diesem Augenblick eine Ordonnanz erschien, um den Adjutanten zu dem Herrn Oberst zu rufen. Der erhob sich sofort von seinem Platz: „Wir sehen uns wohl noch im Laufe des Abends."

Mit einem wütenden Blick sah Harald ihm nach: Daß dich die Pest! schalt er ingrimmig in sich hinein. Das hatte ihm gerade noch gefehlt, daß der Adjutant sich denselben Plan ausgedacht hatte, um Mary zu gewinnen, wie er selbst.

Mehr als ärgerlich stand er auf und wollte sich gerade einer Gruppe von Bekannten nähern, als ihn der Bezirkskommandeur, Oberst von Dewitz, zu fassen bekam. Wenn der erst einmal jemanden erwischt hatte, dann ließ er ihn für die nächste Stunde auch nicht wieder los, dann redete er das Blaue vom Himmel herunter und das Gespräch mochte anfangen, wie es wollte, mit der Zigarre, mit dem Wetter oder sonst mit einem Thema, es endete stets mit dem Sturm auf St. Privat, Den hatte der Oberst als junger Offizier mitgemacht und bei der Gelegenheit einen Schuß durch den Kopf bekommen, auf der einen Seite war die Kugel hineingedrungen, auf der anderen heraus. Alle Welt hatte geglaubt, er wäre tot, aber er lebte trotzdem noch, sogar noch heute. Das wußten und sahen ja alle, die mit ihm sprachen, aber trotzdem erzählte er es jedem jeden Tag.

Harald bekam einen Schrecken, als er den Oberst vor sich sah. Er wollte entweichen und so tun, als hätte er die Anrede garnicht gehört, da hatte der andere auch schon einen seiner Frackknöpfe erwischt und hielt ihn fest.

Das ist die gerechte Strafe für meine grenzenlose Dummheit von vorhin, sagte Harald sich, dann ließ er sich von dem Oberst auf ein Sofa nieder-

ziehen. „Wir trinken doch noch ein Glas Sekt zusammen, selbstverständlich sind Sie mein Gast."

Das war auch eine Eigentümlichkeit des Herrn Oberst, daß er auf jedem Liebesmahl alle Welt auf Champagner einlud, da wurde doch alles, was im Laufe des Abends, ganz einerlei, ob bei Tisch oder hinterher getrunken wurde, auf alle Teilnehmer repartiert und die sogenannte Einladung war also gar keine.

Der Sekt kam und der Oberst fing an zu sprechen, aber noch nicht von dem Sturm auf St. Privat, sondern von einer anderen Sache, die ihn wirklich beschäftigte. Davon, daß Hugo sich noch nicht zur Wahl hatte stellen lassen. Als der Herr Oberst selbst noch aktiv gewesen war, hatte er sich immer mit leisem Spott über die Reserve-Offiziere lustig gemacht, denn sie waren doch eben nur Reserve-Offiziere. Aber seitdem er Bezirks-Kommandeur war, dachte er ganz anders. Da war für ihn der Leutnant der Reserve alles, der galt ihm zum mindesten ebenso viel, wie ein aktiver, wenn nicht sogar noch mehr, denn wenn es Krieg gab, mußten die Herren der Reserve und der Landwehr ja in erster Linie an den Feind heran. Von den aktiven Offizieren blieb ja ein großer Teil zurück, um die Ersatztruppen einzuexerzieren.

„Das geht nicht, junger Freund, daß Ihr Herr Bruder sich noch nicht wählen lassen will — das geht absolut und positiv nicht — auch meinetwegen nicht. Ich bin Sr. Majestät, unserm allergnädigsten Kaiser, König und Herrn, dafür verantwortlich, daß kein Offizier, der mir unterstellt ist, seinen Abschied nimmt, bevor ihn nicht die allerwichtigsten Gründe absolut und positiv dazu zwingen. Und auf der anderen Seite bin ich erst recht dafür verantwortlich, daß die Zahl der Offiziere beständig zunimmt. Und wenn Ihr Herr Bruder sich nun nicht wählen läßt, so steht mir da, offen und ehrlich gestanden, mein Verstand still. Ganz still. Ja, wenn er in schlechten Vermögensverhältnissen lebte, wenn er mit den Kosten für die Anschaffung der Uniformen zu rechnen hätte, oder wenn er einen etwaigen Verlust im Geschäft, den er durch eine Reserve-Übung erleidet, nicht verschmerzen könnte, dann würde ich nichts sagen, obgleich es meine Pflicht wäre, trotzdem so lange auf ihn einzureden, um ihn umzustimmen, so lange ich noch einen Ton in der Kehle hätte. Aber so, lieber Freund, geht es absolut und positiv nicht, Ihr Herr Bruder muß, ob er will oder nicht."

„Gewiß, Herr Oberst," stimmte Harald ihm

aus vollster Überzeugung bei, „ich habe lang und breit mit meinem Bruder darüber gesprochen, aber er ist in mancher Weise ein Dickkopf. Wenn er nicht will, dann will er nicht."

„Zum Donnerwetter, er muß aber wollen!" brauste der Oberst auf. „Wozu hat er denn die Qualifikation erhalten? Sie müssen auf ihn einzuwirken suchen und ich werde dasselbe tun. Erst müssen wir an seinen Patriotismus appellieren, und wenn das nichts nützt, dann müssen wir seine Eitelkeit kitzeln. An der Stelle ist nicht nur jedes Weib sterblich, sondern auch jeder Mann. Wenn einer meiner Herren zu mir kommt und seinen Abschied einreichen will, dann gehe ich ganz ruhig darauf ein, nur zum Schluß sage ich dann: schade, daß gerade Sie nicht mehr Offizier bleiben wollen. Ich habe selten einen Herrn kennen gelernt, dem die Uniform so ausgezeichnet steht, wie Ihnen. — Glauben Sie mir, das wirkt immer. Dann sagt jeder, er wolle es sich doch noch einmal überlegen, und das Resultat besteht unter tausend Fällen neunhundertneunundneunzig Mal darin, daß er bleibt. Und der, dem die Uniform am allerschlechtesten steht, der bleibt am allerleichtesten. O Eitelkeit, o vanitas vanitatum, die Menschen sind zu dumm. Prosit!"

Der Oberst mußte schon bei Tisch einen ganz gehörigen Posten getrunken haben, daß er seine „Geschäftsgeheimnisse", wie Harald das Bekenntnis im Stillen nannte, so ausplauderte, und auch jetzt leerte er ein Glas nach dem anderen.

„Mit der Eitelkeit müssen wir Ihren Bruder einfangen," fing der Oberst nach einer kleinen Pause von neuem an, „mit der Eitelkeit und mit der Visitenkarte. Lieber Freund — Sie ahnen ja nicht, wie viel Menschen lediglich der Karte wegen Reserve-Offizier werden. Wenn es den Offizieren verboten würde, auf dieses kleine Blatt Papier die wenigen und doch so inhaltschweren Worte „Leutnant d. R." drucken zu lassen — glauben Sie mir, wir hätten nicht halb so viel Offiziere als jetzt. Denn die Titel, die ein Mensch hat, will er auch zur Schau tragen, damit will er vor den anderen prahlen, und wenn er das nicht darf, dann geht ihm die Freude an seinen Ämtern und Würden verloren. Mit der Eitelkeit müssen wir Ihren Bruder kriegen, und wenn wir ihn gefangen haben, dann muß er sich auch freiwillig sehr bald zu einer Dienstleistung verpflichten."

„Da kennen der Herr Oberst aber meinen Bruder sehr schlecht — das wird er nie tun."

Aber der Oberst befand sich in gehobener Stimmung und sah alles im rosigsten Licht.

„Das lassen Sie nur meine Sorge sein — ist er erst Offizier, dann wird sich alles finden, mein schönes Kind, blamier mich nicht und grüß mich nicht unter den Linden — ist das nicht von Heine?" Und als Harald ihm zustimmte, fuhr er fort: „Wissen Sie, der Heine war doch ein verfluchter Kerl, aber warum mußte der Mann nur ausgerechnet Heine heißen und Jude sein? Sonst hätte der heute schon lange sein Denkmal, aber so? Jude ist und bleibt nun einmal Jude. Ich kann's nicht ändern, aber ich kann gegen die Rasse nun einmal nicht an. Wenn ich als Offizier überhaupt eine politische Meinung haben dürfte, dann würde ich sagen: Ahlwardt und der Dreschgraf — das sind meine Leute. Die haben in ihren kleinen Fingerspitzen mehr Verstand, als mancher in seinem Schädel, wenn seine Kopfweite auch noch so groß ist. Klug sind die Juden ja, verdammt klug, aber d i e Figur! Lieber Freund, die Figuren, denken Sie sich die in Uniform. Traurig genug, daß die Leute überhaupt dienen müssen, wenn ich was zu sagen hätte, wäre jeder Israelit vom Militärdienst befreit, natürlich dürfte ihm die Zeit aber nicht geschenkt werden, sondern er

Ahlwardt, Dreschgraf=Graf Pückler: Reichtags-Abgeordnete [d.Hrsgb.]

müßte ein oder zwei Jahre sonst irgendwie für den Staat verwendet werden. Aber in der Armee? Da gehören sie nicht hinein. Und dabei gibt es sogar Leute, die allen Ernstes verlangen, daß auch bei uns die Juden Reserve-Offiziere werden sollen. Und das sagt man im Jahre des Heils 1907! Und die Leute, die da so reden, verlangen sogar, daß man sie ernst nimmt, und die Menschen, die solchen Blödsinn schwatzen, bekommen sogar von den Steuerzahlern noch Reichstags-Diäten. Prügel müßten sie haben."

Harald mußte unwillkürlich über den Zorn lachen, in den der Oberst sich hineingeredet hatte.

„Da gibt es garnichts zu lachen" fuhr der Oberst auf, „dazu ist die Sache viel zu traurig. Machen Sie sich einmal klar, wie das würde, wenn die Leute mit ihren wahnsinnigen Ideen durchdrängen — unser ganzes Offizierkorps wäre bald verjudet. Und was dann? Da bliebe den anderen Offizieren nichts anderes übrig, als den bunten Rock auszuziehen. Gottseidank leben wir vorläufig ja noch in einem aufgeklärten Zeitalter, und Gottseidank ist deshalb auch noch nicht daran zu denken, daß die bestehenden Standesunterschiede und Standesvorurteile aufhören, aber wer weiß, wie es in

hundert Jahren aussieht, ob wir dann nicht auch jüdische Reserve-Offiziere haben? Na, ich erlebe es ja nicht mehr, und darauf, daß wir dann schon lange tot und begraben sind, wollen wir 'mal anstoßen."

Die Gläser klangen aneinander, dann meinte Harald: „Alles, was der Herr Oberst sagen, ist gewiß sehr richtig, aber in einem Punkte müssen mir der Herr Oberst doch zustimmen, es gibt doch unter den Juden ganz ausgezeichnete Soldaten, wenigstens diente ich als Einjähriger mit einem zusammen —"

Der Oberst drehte sich blitzschnell nach Harald um und sah ihn ganz erstaunt an: „Was Sie sagen! Bei Ihrem Regiment! Bei den stolzen, vornehmen blauen Dragonern war ein Jude Einjähriger? Donnerwetter, muß der reich gewesen sein, daß die Dragoner ihn genommen haben."

„Das war er auch, aber das allein hätte ihm nicht geholfen, sein Vater muß einmal einem sehr hochstehenden Herrn irgendwie geholfen haben, und das ebnete ihm die Pfade. Er hatte sehr hohe Protektion, und die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen, er gab sich die größte Mühe, sich der ihm zu Teil gewordenen Auszeichnung würdig zu erweisen. Wir anderen Einjährigen haben es

uns oft eingestanden; er war der beste Soldat von uns allen. Wenngleich er es selbst immer als eine Unmöglichkeit bezeichnete, so wußten wir es doch ganz genau, daß er im Stillen doch damit rechnete, Reserve-Offizier zu werden, nachdem er nun einmal bei dem Regiment angenommen worden war und seitens der Vorgesetzten auch gelobt wurde. Ich werde nie sein totenblassen Gesicht vergessen, als er, der von uns Allen das beste Examen gemacht hatte, doch nicht die Qualifikation erhielt. Daß er Reserve-Offizier wurde, war natürlich bei seiner Konfession ganz ausgeschlossen, aber dann hätte man ihn auch nicht bis zum Vize-Wachtmeister avancieren lassen sollen. Das war eine grausame Härte, und uns allen tat der arme Mensch wirklich leid, obgleich er ein Jude war."

Der Oberst hatte auf das, was Harald sagte, gar nicht geachtet. Ihm war die Gabe nicht verliehen, zuzuhören, wenn Andere sprachen. Selbst sprechen, das war seine Losung. So war es ihm auch entgangen, daß Harald mit seinen letzten Worten sich eine Kritik über seine Vorgesetzten erlaubt hatte, die zum mindesten nicht ganz angebracht war und die er auch sonst sicher scharf gerügt hätte. Er wartete nur auf eine Gelegenheit, um dem Anderen

ins Wort zu fallen. Jetzt, da Harald endlich fertig war, atmete der Oberst erleichtert auf, dann fing er an zu sprechen, und man merkte, wie schwer es ihm geworden war, so lange Zeit still zu sein. Die Worte schossen ihm förmlich heraus, sich überschlagend und überstürzend.

„Gewiß, gewiß, absolut und positiv! Ich bin doch nicht ungerecht — das war ich nie — auch nicht, als ich noch aktiv war — und deshalb liebten meine Kerls mich auch — und Alle wären für mich durchs Feuer gegangen. Das sagt zwar jeder Vorgesetzte von sich, aber in den meisten Fällen ist das pure Einbildung. Aber ich habe für meine Worte Beweise. Ich habe 'mal einen Kerl gefragt, ob er sich für mich totschießen lassen würde, und ich sehe den Bengel noch vor mir, wie er sein: „Zu Befehl!" rief. So'ne Freude habe ich nie wieder in meinem Leben gehabt, und ich konnte dem Lümmel auch nicht böse sein, als er sich von dem Taler, den ich ihm für seine Antwort schenkte, so sternhagelvoll betrank, daß er am nächsten Tag von rechtswegen in den Kasten gehört hätte. Nein, für mich gingen die Kerls wirklich durchs Feuer, denn ich war gerecht und bin es auch heute noch. Und deshalb sage ich: gewiß gibt es unter den Juden sehr tüchtige Sol-

daten, ich habe selbst einen solchen kennen gelernt, der wie ein Held kämpfte, der den Anderen mit wahrster Todesverachtung voranstürmte, der wie ein Held, wie ein Christ starb. Das war in der Schlacht von St. Privat."

Harald fühlte förmlich, wie sich ihm die Haare auf dem Kopf sträubten, er verdrehte die Augen und sah dann hülfesuchend, hülfeflehend um sich — aber es gab keine Rettung. Er kannte die Geschichte, er kannte sie bis zur Bewußtlosigkeit — und nun mußte er sie nochmals hören. Er lehnte sich auf seinem Platz zurück und schloß gewissermaßen geistig die Augen, er versuchte etwas ganz anderes zu denken, während der Oberst sprach, und schließlich gelang es ihm auch. Er war bei Mary — der andere bei St. Privat.

Aber plötzlich fuhr er in die Höhe, denn mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit war der Oberst aufgesprungen und stand vor ihm: „Und da bekam ich plötzlich einen Schuß in den Kopf — nein, mitten durch den Kopf hindurch — hier 'rein — hier 'raus — — sehen Sie, hier sind noch die Narben! Mein erster Gedanke war: nun bist du tot. Noch einmal dachte ich an meine Lieben daheim, bums, pardauz, da lag ich auch schon da. Tot, effektiv und positiv

tot. Ich sage Ihnen, es war ein ganz eigentümliches Gefühl, das mich da beschlich — aber ich war nun einmal tot und konnte nichts mehr daran ändern. Aber mit einem Mal war ich wieder lebendig — und was das wunderbarste ist: ich lebe heute noch. Das kann kein Arzt begreifen, und wenn ich ihm sage: ich lebe noch, dann antwortet er regelmäßig: machen Sie doch keine schlechten Witze. Aber ich lebe und will noch lange leben, und wenn ich wirklich einmal tot bin, dann soll auf meinem Grabstein stehen: Hier ruht das Wunder des neunzehnten Jahrhunderts: der Mann, der da lebte, obgleich er schon lange tot war. — Wie finden Sie die Inschrift?"

Blödsinnig! Wollte Harald auch dieses Mal aus tiefinnerster Überzeugung sagen, aber das durfte er nicht, so sagte er denn nur: „Ebenso apart wie originell."

„Nicht wahr? Na, kommen Sie, wir wollen noch eine Flasche zusammen trinken."

Aber Harald widersprach: „Der Herr Oberst sind sehr liebenswürdig, aber ich habe mich mit einigen Herren zum Skat verabredet, ich glaube sowieso, ich komme etwas spät." Und er erhob sich von seinem Platz.

Unter anderen Umständen hätte der Oberst ihn so schnell nicht wieder fortgelassen, aber ihm war plötzlich, als hätte auch er sich mit irgend Jemand zu einem Skat verabredet, aber mit wem doch nur? Das fiel ihm im Augenblick nicht ein. So erhob denn auch er sich, um durch die Zimmer zu gehen, und seinen zweiten und dritten Mann zu suchen.

Harald hatte die verabredete Kartenpartie natürlich nur erfunden, um von dem Vorgesetzten loszukommen. So stand er jetzt einen Augenblick unschlüssig da, an welchen Tisch er sich heransetzen solle, da hatte ihn aber auch der Bezirkskommandeur schon wieder erwischt: „Ich kann meine beiden Leute nicht finden, und Sie anscheinend auch nicht. Wissen Sie was? Tun wir uns zusammen und suchen wir gemeinsam den Dritten."

Um Gotteswillen, nur das nicht! dachte Harald, denn der Oberst spielte sehr schlecht, und für jeden Fehler machte er die Wunden verantwortlich, die er bei St. Privat davongetragen hatte. Zum zweiten Mal konnte er die Geschichte heute abend nicht anhören.

Aber alle Einwände waren vergeblich, bis Harald, wenn auch ganz gegen seine Überzeugung, schließlich sagte: „Offen gestanden, Herr Oberst,

ist es mir ganz lieb, daß ich die beiden anderen Herren nicht finde. Ich möchte am liebsten nach Hause gehen — wir haben Besuch bekommen, den ich nicht von der Bahn abholen konnte. Da möchte ich ihn wenigstens heute abend noch begrüßen."

Der Oberst sah nach der Uhr: „Es ist gleich zwölf — und da schlafen die Ihrigen zu Hause doch schon."

Harald widersprach, und als er eine kleine halbe Stunde später das elterliche Haus betrat, waren da wirklich noch Alle im Eßzimmer versammelt.

Bei seinem Eintritt erhob sich Carmen und eilte ihm entgegen: „Wie nett von dir, daß du so früh kommst, daß ich dich heute noch sehe!"

„Ich mußte dich doch noch begrüßen. Nur deinetwegen habe ich mich so früh freigemacht. Leicht war es nicht, man wollte mich absolut nicht fortlassen," log er frisch darauflos, dann sah er sie voll ehrlicher Bewunderung an: „Kusine, laß' dich 'mal ansehen — du bist ja weiß Gott noch hübscher geworden! Wohin soll das nur führen? Denn einmal muß das doch ein Ende haben, wenn du nicht die Göttin der Schönheit eifersüchtig machen willst."

Sie lachte etwas geschmeichelt auf: „Das war hübsch gesagt — ich danke dir!"

„Und hast du gar keinen Kuß für mich?"

„Warum nicht?" gab sie unbefangen zurück. Aber als er sie jetzt an sich ziehen wollte, machte sie sich wieder frei: „Gräßlich — du riechst ja nach Wein und Tabak — da mag ich dich nicht küssen."

Etwas ärgerlich ließ er sie los: Bolten hat ganz recht, sagte er sich, ich hätte sie von der Bahn abholen sollen. Dann hätte ich so viele Küsse bekommen, wie ich haben wollte, — na, morgen ist auch noch ein Tag.

Dann meinte er: „Wie du willst, Kusine — aufgeschoben ist in diesem Falle nicht aufgehoben."

„Bist du dessen so sicher?" neckte sie ihn.

„Allerdings," sagte er übermütig.

Sie lachte lustig: „Qui vivra — verra! Warten wir es ab. Aber nun erzähl', wie es war."

Harald stand Rede und Antwort, aber während er sprach, verwandte er keinen Blick von Carmen. Etwas mehr als ein Jahr war vergangen, seitdem er sie zum letzten Mal gesehen hatte, und sie war in der Zwischenzeit wirklich noch schöner geworden, ihre dunklen Augen blickten noch feuriger, noch leidenschaftlicher, als sonst, und der Ausdruck ihres fein-

geschnittenen Gesichts war ausdrucksvoller geworden. Die große, schlanke Gestalt sah in dem eleganten, grauen Reisekostüm bezaubernd aus, und wie sie jetzt nachlässig in dem großen Fauteuil saß und eine Zigarette zwischen den roten Lippen hielt, hatte sie etwas Pikantes und Fascinierendes in ihrem Wesen.

„Und läßt mich keiner der Herren grüßen?" fragte sie, als Harald schwieg.

„Doch — Bolten!"

Sie fuhr sich mit der Hand an die Stirn. „Bolten — Bolten? Wer ist das doch noch? Ach so ja, richtig — der machte mir damals auf dem Balle ja so rasend den Hof — hat er immer noch eine unglückliche Liebe für mich? Der Ärmste — aber daß er noch an mich denkt, ist hübsch von ihm."

„Er könnte dich je vergessen, wenn er dich einmal sah."

„Sei nicht so gräßlich langweilig — mit solchen faden Komplimenten," schalt sie. „Da ist mir Hugo schon viel lieber, der sagt wenigstens gar nichts," und halb ernsthaft, halb neckend setzte sie hinzu: „Nicht wahr, Hugo, wir verstehen uns auch so?"

Alle lachten, nur Hugo nicht. Dessen Wangen färbten sich vor Verlegenheit dunkelrot. Er merkte

selbst, welch unglückliche Rolle er jetzt spielte. Vorhin hatte er sich ja auch an der gemeinsamen Unterhaltung beteiligt, aber seitdem Harald im Zimmer war, saß er als eifersüchtiger Zuschauer dabei. Sein Bruder war nun einmal der Gesellschafter par excellence, gegen den konnte er doch nicht aufkommen — was hatte es da noch für einen Zweck, dies erst zu versuchen?

So sagte er denn: „Wenn ich so lange schwieg, hatte das seinen Grund. Ich habe es mir eben überlegt, es ist doch wohl besser, wenn ich schon morgen meine Geschäftsreise antrete."

„Aber Hugo — eben bin ich hier — und nun willst du schon wieder fort?" Es klang aufrichtiges Bedauern aus Carmens Worten heraus, und auch die Mutter versuchte ihn umzustimmen.

Aber er blieb unerbittlich. „Es geht nicht anders — ich bleibe ja auch nicht lange fort — spätestens in vierzehn Tagen bin ich wieder zurück."

„Da bin ich am Ende gar nicht mehr hier — ich habe dieses Mal nur ganz kurzen Urlaub."

Alle lachten, selbst Hugo, denn Carmen kam immer „nur auf ein paar Tage", um stets ein paar Wochen, ja, manchmal sogar ein paar Monate zu bleiben.

„Na, vielleicht sehe ich dich doch noch," meinte Hugo, „aber jetzt muß ich wirklich gehen, ich muß noch allerlei für die Reise vorbereiten."

„Auch für uns wird es Zeit," mahnte der Konsul, „wenn wir morgen früh pünktlich im Kontor sein wollen."

„Bist du auch pünktlich, Harald?" neckte Carmen ihren Vetter, „oder verschläfst du auch jetzt noch meistens den vierten Teil deiner Kontorstunden?"

Der warf sich stolz in die Brust: „Ich bin pünktlich auf die Minute."

„Na na!"

„Frag' nur den Vater."

„Auf die Minute ist etwas viel gesagt," meinte der Konsul halb lachend, halb ärgerlich. „Sagen wir lieber: auf fünf Minuten. Immerhin bin ich damit zufrieden. Bis zu einem gewissen Grade hat Harald die Pünktlichkeit beim Militär gelernt, und mit der Zeit wird es wohl noch immer besser werden. So, und nun gehe ich zu Bett, und wer noch aufbleiben will, soll tun, was er nicht lassen kann."

Alle erhoben sich, um sich schlafen zu legen, nur Harald, der im Gegensatz zu seinem Bruder im elterlichen Hause wohnte, erklärte, noch seine Zigarre zu Ende rauchen zu wollen.

Aber als er allein war, folgte dem Rest seiner Zigarre noch eine neue, und er saß noch lange auf und dachte nach. Es wollte ihm immer noch nicht in den Sinn, daß sich auch der Adjutant mit dem Gedanken trug, Carmen den Hof zu machen, um Marys Eifersucht zu erregen. Vergebens zermarterte er sich sein Gehirn, wie er das verhindern könne.

Mit einem Male aber flog ein glückliches Lächeln über seine Züge, dann schlug er sich vor die Stirn, und mit lauter Stimme sagte er zu sich selbst: „Du Schafskopf!"

Wie hatte er nur so dumm sein können, sich über den Plan des Adjutanten zu ärgern! Im Gegenteil: er mußte sich darüber freuen. Je mehr der es tat, desto besser, und er selbst durfte keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um die Beiden zusammenzubringen. Dann war die Möglichkeit vorhanden, daß der Adjutant sich wirklich in Carmen verliebte, — und dann hatte er freie Bahn. Trotz aller Gefühle, die er für Mary hegte, täuschte er sich darüber nicht, daß Carmen viel schöner und, soviel wie er wußte, auch noch viel reicher als Mary war. Der Adjutant würde sicher, sobald er sie sah,

von ihr bezaubert sein, und das Spiel konnte für ihn sehr leicht bitterer Ernst werden.

Stillvergnügt lachte Harald vor sich hin: was er tun konnte, damit der Adjutant Feuer fing, das sollte geschehen.

IV.

Schon mehr als vierzehn Tage war Hugo auf Reisen, als er eines Abends, an dem er ziel- und planlos durch die Straßen Kölns schlenderte, einen alten Kameraden traf, mit der er zusammen sein Jahr abgedient, und den er auch bei seinen späteren militärischen Übungen wieder getroffen hatte. Nach herzlicher Begrüßung hatte er den Anderen eingeladen, ihm Gesellschaft zu leisten, und saß nun mit ihm im Hotel zusammen. Beide tauschten bei einem Glase Wein alte Erinnerungen aus.

Aber der Freund, von den Kameraden nie anders als „der Köhler" genannt, lediglich weil er Köhler hieß, war still und schweigsam. Hugo erkannte ihn kaum wieder, so hatte er sich in seinem ganzen Wesen verändert.

„Vielleicht bringt der Wein ihn in Stimmung," dachte Hugo, und er war sehr sorgsam bei der Auswahl der besten Moselsorten, die er seinem Gaste

vorsetzte, als aber auch das nichts half, fragte er schließlich: „Nun 'mal heraus mit der Sprache, Köhler Irgend etwas bedrückt dich — du weißt, wenn ich dir irgendwie helfen oder raten kann —"

„Dann würdest du es sicher tun, davon bin ich überzeugt, denn mit solcher Bereitwilligkeit wie du ließ sich kein Anderer von uns anpumpen, und auch sonst warst du stets für uns zur Stelle. Aber mir hilft kein Mensch, du auch nicht, oder kannst du mich etwa zum Reserve-Offizier machen?"

Hugo blickte überrascht auf, dann wurde er für den Anderen ein kleinwenig verlegen: „Ach so ja, richtig, du hast die Qualifikation ja nicht erhalten. Aber darüber brauchst du dir doch keine grauen Haare wachsen zu lassen. Das liegt doch nicht an dir, sondern lediglich an deinem Hauptmann, dem jeder Einjährige eo ipso ein Dorn im Auge war. Hätte er dich besser behandelt und dir ein besseres Zeugnis ausgestellt, dann —"

„Dann wäre es vielleicht anders gekommen, aber auch nur vielleicht." Und, in Zorn geratend, brauste er plötzlich auf: „Ist es nicht eine Gemeinheit, daß man bei einer militärischen Beförderung unter Umständen lediglich von der Laune eines einzelnen Vorgesetzten abhängig ist? Wäre

mein Hauptmann mir wohlwollend gewesen, dann hätte ich auch die Prüfung bestanden." Er lachte bitter auf: „Weißt du — ein größerer Unsinn, als dieses sogenannte Offiziersexamen ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen, denn wer Offizier werden soll oder nicht, das ist doch schon in den meisten Fällen vorher bestimmt. Die militärischen Kenntnisse geben dabei nur den geringsten Ausschlag. Erinnerst du dich noch, wie der dicke Schmidt sich blamierte, als er seine Kerls vorexerzierte? Er hatte keine Ahnung, aber da sein Vater Oberregierungsrat ist, und aus sonstigen ähnlichen Gründen, hieß es bei ihm nur: „Es fehlt ihm zwar noch an der nötigen praktischen Übung, aber was er heute noch nicht weiß, wird er sehr schnell nachholen, wenn er erst Offizier ist. So erhielt er das Zeugnis und ich, der selbst die schwierigsten Aufgaben richtig löste, mit denen die Kommission mich hineinlegen wollte — ich mußte damit zufrieden sein, es dank meiner heilen Knochen und meiner geraden Beine bis zum Vizefeldwebel gebracht zu haben."

Hugo erinnerte sich sehr wohl, wie peinlich überrascht alle Kameraden gewesen waren, als gerade Köhler das Zeugnis nicht erhielt. Er selbst

war ein tadellos erzogener junger Mensch mit brillanten Manieren, und auch seine geschäftliche Stellung gab zu keinem Bedenken Anlaß, denn er bekleidete in einem großen Bankhause eine Vertrauensstellung und hatte die besten Aussichten, es im Laufe der Zeit dort zu einem leitenden Posten zu bringen.

Aber sein Hauptmann konnte ihn nicht leiden, einmal schon lediglich deswegen, weil er Einjähriger war, dann aber noch, weil er bei einer Besichtigung das Unglück gehabt hatte, ein undeutlich ausgesprochenes Kommando falsch zu verstehen. Ein anderer Vorgesetzter hätte kein Wort darüber verloren, aber der Hauptmann, der um seine Existenz kämpfte und in ewiger Furcht vor der Verabschiedung lebte, hatte ihm wutschnaubend zugerufen: „Na warten Sie, das will ich Ihnen gedenken." Und er hatte es ihm „gedacht". Ewige Chikanen waren die Folgen und das Nichtavancement das Endresultat gewesen.

Hugo wußte nicht recht, was er dem alten Kameraden antworten sollte. Schließlich meint er, nur um überhaupt etwas zu sagen: „Ich fühle es dir ja nach, daß diese unverdiente Zurücksetzung dich kränken muß, aber da du dir selbst keine Vorwürfe zu machen brauchst, müßtest du dich dadurch nicht

so niederdrücken lassen, wie du es anscheinend tust. Du bist in der glücklichen Lage, eine sehr angenehme Tätigkeit zu haben, du bekleidest eine Stellung, um die dich Tausende beneiden —"

„Ich hatte eine Stellung," unterbrach ihn der Andere ruhig.

Hugo blickte ihn ganz verständnislos an: „Das soll doch nicht etwa heißen —"

„Daß ich am Ersten dieses Monats aus dem Bankhaus ausgetreten bin? Allerdings."

„Aber Mensch — wie konntest du heutzutage freiwillig einen solchen Posten aufgeben? So viel ich weiß, hast du doch kein großes Privatvermögen."

„So gut wie gar keins. Und von dem wenigen, das ich besaß, gingen ein paar tausend Mark für das Einjährigen-Jahr und für die folgenden Reserve-Übungen auf."

„Umso mehr begreife ich deinen Leichtsinn nicht," schalt Hugo. „Nimm es mir nicht übel, aber ich bin nun einmal Kaufmann, und als solcher verurteile ich alles, was einer Spekulation gleicht und eine solche liegt doch hier in deinem Falle vor."

Der Andere trank langsam sein Glas leer, dann sagte er: „Lieber Freund, wenn ich halb so leichtsinnig wäre, wie du es anzunehmen scheinst,

dann hätte ich schon lange jeden Verkehr mit mir abgebrochen. Und wenn ich heute nicht mehr in der Bank bin, so ist das nicht meine Schuld, sondern lediglich die meines Hauptmanns, ohne den ich heute Reserve-Offizier wäre."

Hugo sah den Freund groß an: „Das verstehe ich nicht."

„Und doch ist es so einfach. Du kennst meinen ersten Direktor zwar nur dem Namen nach, aber trotzdem wirst du vielleicht wissen, daß er von sich selbst und von dem Wert seiner Persönlichkeit sehr durchdrungen ist. Er muß es auch sein, wie er selbst einmal sagte, denn wenn ein Bankdirektor nicht an seine eigene Unfehlbarkeit glaubt, dann tun es die Tausende, die mit ihm zusammen arbeiten, die ihm ihr Geld hinbringen, erst recht nicht. Davon abgesehen ist mein Direktor aber auch eitel und sein höchster Stolz besteht darin, daß seine beiden Söhne Offiziere sind, obgleich sein Stammbaum nach der Meinung vieler Leute insofern nicht ganz einwandfrei ist, als sich da doch etwas semitisches Blut hineingemengt hat. Denk' dir seine Freude, seine Söhne Offiziere, der eine sogar in einem Regiment, das Seine Majestät schon zu wiederholten Malen mit seinem Besuch beehrte. Und ohne weiteres

kannst du dir sein Entsetzen vorstellen, als ich ihm mitteilen mußte, daß ich die Qualifikation nicht erhalten habe. Ich erklärte ihm, woran das läge, er glaubte mir natürlich auch und bedauerte mich, daß ich einem solchen Vorgesetzten in die Hände gefallen wäre, aber das änderte ja alles nichts daran, daß ich nicht Reserveoffizier geworden bin. Wenn ich nicht gedient hätte, würde kein Mensch daran Anstoß nehmen, da ich aber Soldat war, mußte ich auch Offizier werden, besonders in meinem Beruf. Denn darüber dürfen wir uns nicht täuschen, um heutzutage als Gentleman zu gelten, muß man entweder Reserve-Offizier sein, ein Automobil besitzen, oder Mitglied des Kaiserlichen Yachtklubs sein. Ich bin weder das eine noch das andere, ja, ich besitze nicht einmal ein Auto. Und, lieber Freund, gerade in dem Bankfach kommt es sehr darauf an, welche Rolle man in der Gesellschaft spielt. Das habe ich schon gewußt, bevor mir der Direktor darüber eine lange Rede hielt, und bevor er mir deutlich zu verstehen gab, daß ich nun alle Hoffnungen, im Laufe der Zeit zu einer leitenden Stellung aufzurücken, aufgeben müsse. Er hat ja auch Recht mit dem, was er sagte: man würde mich beständig fragen, warum ich nicht Offizier geworden sei, und man kann doch nicht

Jedem jederzeit die Frage beantworten, denn die Wenigsten würden es glauben, daß mein Hauptmann die einzige Veranlassung ist, schon deshalb nicht, weil sie von militärischen Dingen wenig oder gar nichts verstehen. Im Gegenteil, sie würden sich sagen: so ganz ohne Grund wird der Hauptmann schon nicht so gewesen sein, wer weiß, was da sonst noch vorliegt."

„Aber warum bist du nicht trotz alledem noch in der Bank verblieben?" fragte Hugo, als der Freund jetzt schwieg.

„Aus dem sehr einfachen Grunde, weil man mir indirekt zu verstehen gab, daß man mir beim Abschied keine Träne nachweinen würde. Man hatte große Hoffnungen auf mich gesetzt, man hatte von mir erwartet, daß ich später als Mit-Direktor in meiner Eigenschaft als Leutnant oder Hauptmann der Reserve dazu beitragen würde, das Ansehen der Bank noch immer mehr nach außen hin zu heben. Da ich alle diese Hoffnungen jetzt nicht mehr erfüllen kann, legte man es mir nahe, zu gehen."

„Und was willst du jetzt tun?" fragte Hugo nach einer langen Pause. Es lag ihm auf der Zunge, seine Ansicht über das, was er eben vernommen, zu äußern, seiner Entrüstung Ausdruck zu

geben, aber er schwieg. Warum sollte er den Freund noch mehr erbittern?

Der Andere blies mächtige Dampfwolken in die Luft und starrte vor sich hin: „Was ich tun werde?" fragte er endlich. „Nun, so lange einen neuen Posten suchen, bis ich einen gefunden habe. Wer da arbeiten will und so gute Zeugnisse aufweisen kann, wie ich, findet schon irgendwo einen Platz. Aber schwer ist es, verdammt schwer. Alles ist überfüllt, und ich muß doch sehen, daß ich eine Position bekomme, die meinen Kenntnissen und meiner bisherigen Stellung einigermaßen entspricht. Finden werde ich schon etwas, wenn nicht anders, gehe ich in das Versicherungsfach über."

„Aber gerade da wird auch großer Wert darauf gelegt, daß der Betreffende Leutnant der Reserve ist."

„Das weiß ich sehr wohl, aber ich hoffe dennoch, da anzukommen, wenn auch nicht gerade in einer der leitenden Stellungen. Die sind ja für die Reserve-Offiziere reserviert, nicht, weil die mehr verstehen, als die Anderen, sondern weil die Visitenkarte, mit der ein solcher Herr sich anmelden läßt, wenigstens die Garantie dafür gibt, daß er überhaupt angenommen wird. Na, und ist er erst 'mal drin

im Zimmer, dann hat er ja auch gewonnen, denn wer kann einem Leutnant eine Versicherung abschlagen? Versteh' mich recht: auf den Kundenfang geht ein Leutnant d. R. Natürlich nicht aus, das darf er nicht, das ist er dem Rock schuldig, den er bei einer feierlichen Veranlassung trägt, — aber wenn es sich um eine ganz große Sache handelt, wenn es nur noch darauf ankommt, die letzten Zweifel zu beseitigen, — dann kommt der Herr Leutnant. Innerlich zitternd und bebend, daß im letzten Augenblick doch noch das Geschäft ihm entgehen könnte, nach außen hin ruhig und gelassen, sehr von oben herab, mit jedem Wort und mit jeder Bewegung verratend: uns liegt gar nichts daran, daß du dich bei uns versicherst, es liegt nur in deinem eigenen Interesse, und daß ich persönlich kam, ist eine große Ehre für dich."

„Du bist verbittert," schalt Hugo, „und aus dieser Stimmung heraus spottest du über die Reserve-Offiziere, wenigstens soweit sie im Versicherungsfach tätig sind."

„Nicht im geringsten," verteidigte Köhler sich. „Ich spotte nicht über sie, wie ich mich über keinen Menschen lustig mache, wenn er sein Brot verdient — ich verspotte sie nicht, aber ich bemitleide sie. Ich

habe einmal einen solchen Herrn auf einer Reise kennen gelernt, der mir sein Herz darüber ausschüttete, wie schwer sein Beruf sei, und der doch immer wieder sagte: „Ein wahres Glück, daß ich wenigstens Reserve-Offizier bin, denn sonst könnte ich mit den Meinen heute hungern." Denn nicht nur für die gesellschaftliche Position, sondern auch für das Geschäft ist es unendlich viel wert, auf seiner Visitenkarte die Worte zu haben: Leutnant d. R. Das wirst du ja selbst am besten wissen."

„Doch nicht. Denn ich denke vorläufig nicht daran, mich wählen zu lassen."

Der Andere sah ihn an, als hätte er ihn nicht richtig verstanden: „Du willst dich nicht wählen lassen? Aber warum denn nicht?"

Hugo setzte ihm seine Gründe auseinander, und der Freund hörte aufmerksam zu, dann meinte er: „Wenn der Zirkus Barnum und Bailey einmal wieder nach Deutschland kommt, müßtest du dich als größte Sehenswürdigkeit engagieren lassen."

Hugo lachte lustig auf, aber der Andere wehrte ab: „Da gibt es gar nichts zu lachen, was ich sagte, ist meine vollste Überzeugung. Ich habe noch nie gehört, daß ein Anderer so handelt, wie du. Die Wenigsten werden dich verstehen."

„Laß sie reden, was sie wollen, was geht's mich an."

„Mehr, als du glaubst, wir allein machen uns nicht zu dem, was wir sind, sondern auch unsere lieben Mitmenschen durch die Art und Weise, wie sie über uns sprechen. Nur die Könige auf ihrem Thron haben das Vorrecht, die Menschen reden lassen zu können, was sie wollen, aber daß selbst sie es nicht tun, beweist, daß auch ihnen die Meinung der anderen nicht gleichgültig ist."

„Mir ist sie aber vollständig gleichgültig, wenigstens in dieser Hinsicht."

„Warte es ab. Ungestraft hat sich noch kein Mensch gegen die herrschenden Sitten und Gebräuche aufgelehnt; auch du wirst es nicht ungestraft tun. Man wird es dir sehr verdenken, daß dir jetzt so wenig an dem Reserve-Offizier liegt, und wenn du dich später zur Wahl stellst, dann können die Herren leicht sagen, erst wollte er nicht, nun wollen wir ihn nicht. Und wenn du dann doch Offizier wirst, dann wirst du vielleicht zu Gott weiß welchem Truppenteil versetzt. Der Kavallerist wandert in solchen Fällen zum Train, der sich ja ganz falscher Weise keiner allzu großen Beliebtheit und keines allzu hohen Ansehens erfreut, der Infanterist kommt zu irgend einem

Grenzregiment, das sich weder durch angenehme, dienstliche Verhältnisse, noch durch eine schöne Garnison auszeichnet."

„Auch das würde ich zu ertragen wissen."

„Kann sein, kann aber auch nicht sein. Sterben wirst du natürlich nicht daran, aber angenehm ist es für dich nicht, wenn du bei einem anderen Regiment auftauchst. Dort wirst du mit einem gewissen Argwohn empfangen, man hat von vornherein ein Mißtrauen. Und dank dem Ehrgefühl, das jedem preußischen Offizierkorps gottlob innewohnt, empfinden es gerade diejenigen Regimenter, die sich keines allzu guten Rufes erfreuen, die nicht für ganz voll angesehen werden, mit Recht als eine Art Kränkung, wenn jemand zu ihnen hineinversetzt wird, den die anderen nicht haben wollten. Dann sagen sie sich: auch für den müssen wir 'mal wieder gut genug sein."

Hugos Wangen färbten sich dunkelrot: „Die Herren können ganz ruhig sein, ich werde ihnen schon keine Schande machen."

„Gewiß, lieber Freund, das weiß ich, das weißt du, wissen das aber auch die anderen? Denen mußt du erst den Beweis dafür erbringen, daß du wirklich der bist, der du bist. Und wenn du gerecht bist, darfst du den anderen ihr erstes Mißtrauen nicht einmal verargen."

„Aber man ist doch schließlich noch sein eigener Herr," fuhr Hugo erregt auf, „ich kann doch tun und lassen, was ich will."

„Das kann keiner, der in und mit der Gesellschaft lebt. Du kannst es schon als Kaufmann nicht, weil du von der Gunst und der Laune des Publikums abhängig bist. Ich weiß nicht, ob deine Firma für Offizier-Kasinos liefert."

„Gewiß — wir zählen mehr als zwanzig zu unseren festen Kunden."

„Schön — oder vielleicht: sehr schlimm."

Hugo sah erstaunt auf: „Wieso?"

„Die Sache ist doch wahnsinnig einfach, und es wundert mich, daß du das nicht selbst begreifst. Nimm den Fall: es tritt zwischen dir und den Offizieren deiner Garnison eine Entfremdung ein, weil du dich nicht wählen läßt, und nimm an, es geht schließlich so weit, daß du nicht mehr mit ihnen verkehrst. Das wird bekannt, denn so etwas spricht sich sehr schnell herum, die anderen Offizier-Korps erfahren davon und eines Tages heißt es: bei einem Manne, der die Qualifikation zum Offizier hat, der sich aber nicht wählen läßt und sich dadurch seiner militärischen Verpflichtung dem Staat gegenüber entzieht, — bei dem kaufen wir nicht mehr. Da

gehen wir lieber zu seinem Konkurrenten, der liefert vielleicht nicht ganz so gute Weine, aber der ist Offizier mit Leib und Seele, der ist jederzeit zu einer Übung bereit, wir handeln nur gerecht, wenn wir den finanziell unterstützen."

„Glaubst du wirklich, daß so etwas möglich wäre?" fragte Hugo. Er war zu sehr Kaufmann, als daß die Worte ihn nicht doch erregt hätten.

„Möglich ist alles. Willst du einen Beweis dafür haben, denke an das, was mir widerfahren ist."

Hugo saß eine ganze Weile in tiefem Nachdenken da, dann meinte er weiter: „Aber dann hört man ja wirklich auf, sein eigener Herr zu sein, sobald man die Qualifikation in Händen hat."

„Bis zu einem bestimmten Grade, gewiß. Und wenn dir das nicht paßt, dann hättest du dir das vorher überlegen und einfach erklären müssen: ich habe nicht den Wunsch, Offizier zu werden, da meine geschäftlichen Verhältnisse mir nicht erlauben, die erforderlichen Übungen zu leisten."

„Das wäre mir doch aber auch wieder verdacht worden."

„Da du vorhin selbst sagtest: es wäre dir ganz gleichgültig, was die Leute von dir reden, so hättest du dir daraus ja nichts zu machen brauchen."

Hugo biß sich ärgerlich auf die Lippen, dann meinte er: „Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr komme ich zu der Überzeugung, daß es das Beste für mich gewesen wäre, wenn man mich nicht befördert hätte."

Der andere stimmte ihm bei: „Ganz gewiß. So, wie du nun einmal denkst, wäre es wirklich das Beste, dann wärest du ein für alle Mal aus dem Dilemma heraus. Ich fürchte, die Sache wird dir noch viel Kopfzerbrechen machen."

Hugo widersprach, wenn auch mehr aus Trotz, als aus innerster Überzeugung: „Ich bin kein Kind, ich weiß, was ich zu tun habe, und werde die Folgen zu tragen wissen. Und ich will einmal sehen, ob man meinen Entschluß beeinflussen, ob man mich, der ich doch in erster Linie Kaufmann bin, direkt oder indirekt zwingen kann, Reserve-Offizier zu werden, nur, weil es einmal so Brauch ist."

Es war spät, als er endlich sein Zimmer im Hotel aufsuchte. So sehr er sich auch gefreut hatte, den alten Freund wiederzusehen, eine frohe Stimmung war doch im Laufe des ganzen Abends nicht aufgekommen. Nur zu deutlich hatte Köhler verraten, wie er darunter litt, seine alte Stellung verloren zu haben, und Hugo konnte nicht begreifen,

daß lediglich die Nicht-Beförderung zum Offizier für die Karriere eines von seinen Vorgesetzten als äußerst tüchtig anerkannten Menschen so ausschlaggebend sein könnte. Ja, war denn der „Reserve-Offizier" heutzutage alles, konnte man denn nicht seinen Weg durch die Welt machen, auch ohne diese Charge zu bekleiden? Gewiß, es war eine ironische Übertreibung gewesen, wie Köhler von den drei Dingen gesprochen hatte, die man heutzutage brauchte, um nach außen hin voll als Gentleman zu gelten. Aber viel Wahres lag doch in den Worten.

Und es beunruhigte ihn auch, was Köhler ihm von seiner eigenen Zukunft schwarz in schwarz vorgemalt hatte. Sein Geschäft war gut fundiert, er erfreute sich des besten Ansehens, und sein Kundenkreis wuchs von Tag zu Tag. Nein, er brauchte nicht zu fürchten, selbst wenn er wirklich die zwanzig Offizierkorps oder wie viel es sonst waren, verlor, so würde das weder seinem Kredit schaden, noch den Umsatz seines Geschäftes wesentlich beeinträchtigen. Aber auf der anderen Seite konnte es doch wiederum unangenehm werden, wenn das große Publikum erfuhr, daß die Offizier-Kasinos von ihm abgegangen waren, dann würden sie den wahren Grund, selbst wenn sie ihn erfuhren, nicht verstehen, sie würden

daraus ohne weiteres folgern, daß seine Weine schlechter wären, als die der Konkurrenz, und ohne jedes eigene Urteil würde die große Menge sich, wie sie nun einmal ist, von ihm abwenden, lediglich, weil die Offiziere nicht mehr bei ihm kauften.

Sollte es wirklich so weit kommen?

Er saß, noch eine Zigarette rauchend, lange in seinem Zimmer und brütete vor sich hin. Ach was, es ist ja alles Unsinn, sagte er sich schließlich. Der arme Köhler ist verbittert, das kann ihm auch kein Mensch verdenken, und aus dem Unglück heraus, das ihn selbst betroffen, prophezeit er nun die Zukunft seiner Mitmenschen. Wie konnte ich mich nur so einschüchtern lassen? Daß ich es tat, ist der beste Beweis dafür, daß ich zum Leutnant gar kein Talent habe, daß ich nur Kaufmann bin, dem viel mehr daran gelegen ist, ein möglichst großes Geschäft zu machen, als im Gegensatz zu meinen anderen Kollegen alljährlich ein paar Wochen in Uniform herumlaufen zu können."

Erst als er sich anschickte, zu Bett zu gehen, sah er auf dem Nachttisch noch ein paar Briefe für ihn liegen, außer einigen geschäftlichen Mitteilungen, auch die Anfrage der Reserve-Offiziere seines Regiments, ob er an einem Fest, das die Herren

demnächst veranstalteten, teilnehmen wollte. „Es wird bestimmt auf eine Zusage gerechnet."

Hugo sah nach dem Datum, an dem das Essen stattfand. Der Tag paßte ihm gar nicht, er mußte dann seine ganze Reiseroute ändern und auch die Reise selbst kürzen.

Ich denke nicht daran, zu kommen, sagte er sich im ersten Augenblick. Wer ersetzt mir den etwaigen Schaden, den ich dadurch erleide, daß ich die Einkäufe nicht persönlich an Ort und Stelle besorgen kann, sondern mich da auf andere verlassen muß.

Dann las er wieder die Worte: es wird bestimmt auf eine Zusage gerechnet. Das Wort „bestimmt" war sogar unterstrichen. Natürlich, denn daß die Reserve-Offiziere einen Vize-Feldwebel einluden, war eine Auszeichnung, auf die unbedingt mit einer Zusage geantwortet werden mußte. Ein „Nein" wäre zwar keine Insubordination, aber nach ihrer Meinung doch immerhin etwas ganz unerhörtes gewesen, umsomehr, als die Herren ihn sicherlich nicht ohne eine besondere Veranlassung aufforderten. Die mochten gehört haben, daß er sich vorläufig nicht wählen lassen wollte, und nun schien es, daß sie ihm zeigen und beweisen wollten: du weißt ja gar nicht, was du tust, wenn du nicht sofort Offizier wirst.

Komm zu uns in unser schönes Kasino, das wir uns von unserem eigenen Geld erbaut haben. Sieh dir an, wie hübsch alles bei uns ist, überzeug' dich von der Güte unserer Küche und unseres Kellers, höre aus unseren Gesprächen den kameradschaftlichen Geist heraus, der uns alle vereint, merke an dem „Hurra!", das wir in aufrichtigster Begeisterung unserem Kaiser darbringen, unseren Patriotismus. Und wenn du einen Abend in unserem Kreise zugebracht hast, dann, erst dann wirst du wissen, was es heißt, Leutnant der Reserve zu sein, und dann wirst du keinen Tag mehr zögern, einer der unsrigen zu werden.

Hugo wußte, daß man so auf ihn einsprechen würde, daß er lediglich diesem Umstande die Einladung verdankte, und es verstimmte ihn aufs Neue, daß man auf ihn einzuwirken versuchte, daß man es ihm nicht überließ, selbst zu entscheiden, was er tun wolle.

Im letzten Augenblick, als er sich schon anschickte, das elektrische Licht auszudrehen, sah er, daß ein Brief auf die Erde gefallen war. Er hob ihn auf und erkannte Carmens Handschrift. Selbst jetzt fühlte er, wie er unwillkürlich verlegen wurde. Carmen schrieb ihm! An Ansichtskarten hatte sie es auch

früher nicht fehlen lassen, aber daß sie ihm einen Brief sandte, war noch nie dagewesen. So öffnete er denn neugierig das Kuvert, und las Carmens Worte, die sie in großen, energischen Buchstaben auf den Bogen niedergeschrieben hatte.

„Hugo, kehre zurück — alles ist vergeben und vergessen! Du wirst zwar gar nicht wissen, was ich dir vergebe, so will ich es dir sagen. Daß du davongefahren bist und mich hier allein zurückgelassen hast, allein unter einer Schar mehr oder weniger in mich verliebter junger Leute, deren Zahl heute schon ein Vierteldutzend beträgt und die bald mehr als ein halbes Dutzend betragen wird. Auch wenn Heinrich Heine nicht gelebt hätte, würde ich sagen: ich weiß nicht, was soll es bedeuten? Alle machen mir den Hof, als wäre ich die gefeiertste Schönheit der fünf Weltteile und die reichste Erbin Amerikas. Alle schwören, für mich sterben zu wollen, Harald an der Spitze. Na, der hat wenigstens noch eine gewisse Verpflichtung, mich zu lieben, denn ich bin seine Kusine, deren inneren Wert er bisher noch gar nicht erkannt hatte, wie er mir neulich in langer Rede auseinander setzte. Dann der gute Bolten. Sogar seine etwas zu groß geratenen Ohren glühen jedesmal,

wenn er mich sieht. Er spricht ja nur Unsinn und Dummheiten, aber es steckt Geist in der Methode, wenn auch nicht gerade allzuviel. Ich höre ihm sehr gern zu und lache viel über ihn. Wenn er nur nicht so gräßlich verliebt sein wollte, oder es mir wenigstens nicht so gräßlich zeigte! Er hat mir neulich geschworen, er hätte früher immer für zwölf auf einmal geschwärmt, seitdem ich aber hier wäre, liebte er dreizehn auf einmal. Das hat sonderbarer Weise mehr Eindruck auf mich gemacht, als wenn er gesagt hätte: er liebte jetzt nur noch mich. So etwas glaubt in solchem Falle weder der, der es sagt, noch die, der es gesagt wird. Und zu diesen beiden Courmachern gesellt sich als Dritter und vorläufig als Letzter der Regimentsadjutant. Herrgott, ist das ein schöner Mensch, und den Hof machen kann er wie nur wenige! Aber trotz alledem glaube ich: er nimmt es mit seinen schönen Worten am wenigsten ernst, fast kommt es mir so vor, als würbe er nur um meine Gunst, weil das anscheinend jetzt im Offizierkorps Mode ist, oder als verfolge er damit irgend ein anderes Ziel, hinter das ich noch nicht gekommen bin. Vielleicht, daß er mich nur braucht, um die Eifersucht einer Anderen zu erwecken! Und dann wehe ihm! Mir den Hof machen lassen, mich der

Gefahr auszusetzen, mich vielleicht zu verlieben, und dann eines Tages als Mohrin, die ihre Schuldigkeit getan hat, dazusitzen und zuzusehen, wie er mit einer Anderen zur Kirche fährt, o nein, das paßt mir nicht!

Hugo kehre zurück — und alles ist dir vergeben!

Wirklich, mein alter Junge, ich sehne mich nach dir und deinen guten treuen Augen, Mit dir kann man wenigstens ein vernünftiges Wort reden, oder was ich trotz aller Lebhaftigkeit noch mehr liebe, mit dir kann man so schön zusammen schweigen, seinen eigenen Gedanken nachhängen, und weiß doch stets dabei, daß man nicht allein ist. Bei dir braucht man nicht beständig in der Furcht zu leben, ein neues Kompliment anhören zu müssen, das sich von seinen Vorgängern nur dadurch unterscheidet, daß es zwar noch besser gemeint, aber trotzdem oder vielleicht gerade deshalb noch geschmackloser ist.

Hugo kehre zurück, und wenn du mir zur Belohnung für diesen langen Brief nicht etwas sehr schönes mitbringst (streng' dich 'mal an, mein alter Junge, aber weniger deinen Geldbeutel, als deinen Geist, such' mir etwas recht Hübsches und Originelles aus!). Also ich meine, wenn du mir nicht etwas sehr

Schönes mitbringst, bekommst du nie wieder eine Zeile von mir.

Alle grüßen dich herzlichst und ich bin stets

deine

Kusine Carmen.

Hugo las den langen Brief immer wieder, und je öfter er ihn las, desto mehr quälte ihn die Eifersucht, nicht nur auf seinen Bruder und auf den braven Bolten, sondern vor allen Dingen auch auf den Adjutanten. Er wußte ja auch, wie der sich um Mary bewarb, aber trotzdem! Carmen war viel schöner. War es da ein Wunder, wenn der sich gleich bei der ersten Begegnung in seine Kusine verliebt hatte? Und auch er schien ihr zu gefallen. Wie schrieb Carmen doch? „Herrgott — ist das ein schöner Mensch." Sie war die Erste, die so über ihn sprach, in dem Ruf der Schönheit hatte Wallheim bisher noch nicht gestanden, also mußte sie irgend etwas anderes an ihm entdeckt haben, daß sie ihn mit solchen Augen betrachtete. Vielleicht war es weniger ein äußerer Vorzug, als eine Charaktereigenschaft, die sie auch seine Erscheinung mit anderen Augen sehen ließ.

Ruhelos warf er sich stundenlang in den Kissen hin und her, und als er endlich gegen Morgen ein-

schlief, geschah es mit der festen Absicht, die Reise abzukürzen, und sobald wie möglich nach Hause zu fahren.

Aber als er erwachte, verwarf er den Gedanken wieder. Was sollte er zu Hause? Ein stummer Zuschauer sein, wie die Anderen um Carmen warben? Er konnte seiner Kusine weder raten noch helfen, und das verlangte sie auch nicht einmal von ihm, sie wünschte ihn sich ja nur zurück, weil er ihr keine faden Schmeicheleien sagte, weil sie so schön in seiner Gegenwart ihren Gedanken nachhängen konnte. Darauf, daß auch er ein Herz in der Brust habe, schien sie gar nicht zu kommen, für sie war er weiter nichts, als ihr „alter Junge", gewiß ein freundliches Wort, aber doch nur eins, das da deutlich zeigte, wie sie ihn nur als Kameraden und als Vetter betrachtete. Was sollte er da zu Hause? Den Kampf mit den Anderen aufnehmen?

Dazu fehlte es ihm an persönlicher Überlegenheit und auch an Zeit. Mit einer kurzen Unterbrechung am Mittag, die er dazu benutzte, um auf die Börse zu gehen, war er bis abends um sieben Uhr im Geschäft tätig, und erst die Abendstunden konnte er der Erholung und der Zerstreuung widmen. Er hatte keine dienstfreien Nachmittage oder sonst

irgendwelche Freistunden, wie die Herren Leutnants, in denen er mit seiner Kusine auf dem Tennisplatz, zum Crocket oder sonst irgendwie zusammentreffen konnte. Und sollte er in seinem Kontor bei seinen Büchern und Briefen sitzen, und sich immer wieder sagen: da draußen wird geflirtet, und du bist hier durch deine Pflicht festgehalten? Gewiß, auch er konnte sich freimachen, wenn er wollte, aber es widersprach seinen Grundsätzen, dies zu tun, wenn nicht ganz gewichtige Gründe ihn dazu zwangen.

Nein, es hatte keinen Zweck, eher, als er es beabsichtigt hatte, zurückzukehren. Im Gegenteil: je länger er fortblieb, um so besser war es, vielleicht klärte sich in der Zwischenzeit die Situation, dann war sich Carmen darüber schlüssig geworden, ob sie einen dieser Freier ernst nahm, und welchen. Und wenn sie dann schon ihre Hand vergeben hatte, dann würde es ihm, so sehr er auch darunter leiden würde, immer noch leichter werden, sich mit der für ihn so traurigen Tatsache abzufinden, als es mit anzusehen, wie Carmen umworben wurde.

So stand denn sein Entschluß fest, und um nicht doch wieder aus irgend einem Grunde irre zu werden, sandte er sofort zwei Depeschen: die eine an das Reserve-Offizierkorps, daß es ihm wegen wich-

tiger und unaufschiebbarer Geschäfte ganz unmöglich sei, seine Reise zu unterbrechen und an dem Fest teilzunehmen, und die andere an Carmen: Hugo kehrt noch nicht zurück, aber er hofft trotzdem, daß alles vergessen und vergeben wird. Er bringt auch etwas sehr schönes mit.

Und wirklich machte Hugo sich am Mittag auch gleich auf den Weg, um etwas für Carmen zu kaufen. Er hatte keine Übung und keine Erfahrung darin, was man einer jungen Dame schenken könne, und so irrte er lange in den Läden herum, bis er endlich bei einem Juwelier einen mit Diamanten und Rubinen besetzten Schmuck in Herzform erstand.

Vielleicht bleibe ich Carmen zu lange fort, sie wird neugierig sein, was ich ihr schenke, sagte er sich. So ließ er die Sachen denn gleich an sie abschicken und legte eine Karte bei mit den Worten: „Dem viel umstrittenen Herzen naht sich noch ein Herz und bittet um freundliche Aufnahme."

Erst viel später fiel es ihm ein, daß Carmen diese Worte vielleicht auf sein eigenes Herz beziehen könne, er eilte zu dem Juwelier, um die Karte durch eine andere zu ersetzen, aber es war zu spät, der Schmuck war bereits abgesandt.

V.

Harald saß mit seinem Vater zusammen im Kontor, aber heute schmeckte ihm die Arbeit und die Bureauluft noch weniger als sonst. Er hatte den gestrigen Abend im Klub verlebt und war erst nach Haus gekommen, als die Dienstboten bereits aufgestanden waren. Er wußte, wenn er sich erst zu Bett legte, bekam ihn nachher niemand wach, so hatte er nur eine Stunde auf der Chaiselongue geschlafen, ein Bad genommen und war gleich nach dem Frühstück mit seinem Vater zur Stadt gefahren.

Der Konsul hatte natürlich gemerkt, daß es seinem Sohn nicht übertrieben gut ging, aber anstatt zu schelten, hatte er nur einige harmlose Neckereien gemacht: „Na, warte es nur ab, mein Sohn, wenn du erst eine Stunde addiert, subtrahiert, dividiert und kalkuliert hast, dann wird dir schon wieder besser werden. Und wenn nicht, dann schadet es auch nichts. Je schwerer dir heute die Arbeit wird, umso mehr

wirst du hoffentlich zu der Erkenntnis kommen, daß der Mensch in erster Linie geboren ist, um zu arbeiten und erst in zweiter Linie, um im Klub zu kneipen."

Das war nun zwar absolut nicht Haralds Überzeugung, der sich gestern herrlich amüsiert hatte, aber er widersprach nicht, er hatte auch kaum allzu-genau auf das gehört, was sein Vater sagte, sondern für einen Augenblick die Augen geschlossen. Er war erschrocken zusammen gefahren, als der Wagen nach seiner Meinung heute noch schneller als sonst vor dem Geschäftshaus gehalten hatte.

„Um ein Uhr, Krischan, wie immer."

Damit hatte der Konsul seinen Kutscher, der ihn jahraus, jahrein täglich zu derselben Stunde in die Stadt fuhr und mittags wieder abholte, verab-schiedet, und nun saßen Vater und Sohn in dem kleinen Privatkontor, das mit der denkbar größten Einfachheit eingerichtet war. „Ein Kaufmann muß nüchtern denken, und mit nüchternen Zahlen rech-nen," pflegte der Konsul zu sagen, „da gehört es sich nicht, daß er wertvolle Bilder in seinem Arbeits-aufhängt, weiche Teppiche auf den Fußboden legt und ähnlichen Unsinn macht. Wie für andere Leute das Wort paßt: sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist, so könnte man

es für den Kaufmann dahin variieren: zeige mir die Räume, in denen du arbeitest, und ich will dir sagen, wie ernst du arbeitest."

Auch da war Harald ganz anderer Ansicht, wie sein Vater. Er liebte große, helle Zimmer mit schönen Täfelungen, elektrisches Licht an allen Ecken und Kanten, und Doppeltüren, damit man nicht aus dem Hauptkontor jedes Wort verstand. Aber dem Vater war gerade das ein Bedürfnis für die Arbeit. Wenn von nebenan die Stimmen zu ihm drangen, wenn er da die laute Sprache der Schiffer und Kapitäne hörte,
die das Holz aus Schweden gebracht hatten, oder im Begriff waren, mit ihrer Ladung nach einem der Ostseehäfen zu fahren, dann fühlte der Konsul sich wohl und glücklich. Er mußte es hören, wie das Geschäft sich neben ihm in seinem Kontor abspielte, dann konnte er am besten arbeiten, dann wurde es ihm auch am leichtesten, neue große Abschlüsse zu machen, und über etwaige Bedenken hinwegzukommen, denn trotz seines großen Reichtums und trotz der gewaltigen Ausdehnung seines Geschäftes war er ein sehr vorsichtiger Kaufmann. Jede Spekulation lag ihm fern und er verzichtete lieber auf einen Verdienst, als daß er sich denselben auf eine Art und Weise verschaffte, die von vornherein die Möglichkeit

bot, als riskant ausgelegt zu werden. Harald dachte natürlich auch da ganz anders. Dem konnte das Geldverdienen gar nicht schnell genug gehen, und kleine, solide, absolut sichere Abschlüsse boten ihm gar keinen Reiz Wer nichts wagt, nichts gewinnt, lautete seine Devise; die seines Vaters: Erst wäge, dann wage.

Das Wort stand sogar mit großen Buchstaben auf einem Plakat, das so ziemlich den einzigen Schmuck des Kontors bildete, und wie so oft ruhten Haralds Augen auch jetzt darauf, als er sich wohl schon zum zehnten Mal eine kleine Pause gönnte.

Er fand es einfach gräßlich, in diesem dumpfen Raum zu sitzen, der im Parterre nach der Straße hinaus gelegen war. Man konnte nicht einmal die unteren Fenster öffnen, die nach außen gingen, denn sonst war der Verkehr für die Passanten auf dem Trottoir gehemmt. Nur die oberen kleinen Fenster konnten gebraucht werden, und da die Ventilation und die Zufuhr frischer Luft nur gering war, erlaubte der Konsul auch nicht, daß in seinem Zimmer geraucht wurde. „Meine Angestellten dürfen nicht rauchen, da würde ich es auch nicht tun, selbst dann nicht, wenn mein Kontor hundert Mal so groß wäre, wie jetzt."

Unwillkürlich mußte Harald jetzt an diese Worte denken, während seine Hände zufällig seine Zigarettendose ergriffen. Rauchen durfte er nicht, aber er wollte sich wenigstens an dem Anblick der Zigaretten erfreuen.

Der Vater hatte das Knipsen des Etuis gehört und wandte sich jetzt ihm zu: „Laß die Tasche nur, wo sie ist, noch ist es lange nicht so weit. Hier, lies die Briefe. Die Hamburger Firma Schütze & Co. Macht uns da eine Offerte. Mein Urteil steht fest, aber ich wünsche auch deine Ansicht darüber zu hören, ob du dafür oder dagegen bist. Rechne alles genau nach, mach' dir einen Überschlag, kalkuliere Spesen, Fracht, Unkosten, berechne den Verdienst, dann wollen wir zusammen darüber sprechen. Ich bin begierig, ob du zu demselben Resultat kommst wie ich."

Harald nahm die Papiere zur Hand. „Mein Gott, müssen die Leute Zeit haben, daß sie so viel Bogen vollschreiben können!" sagte er unwillkürlich, als er die zahllosen Blätter ergriff.

„Und doch wirst du sehen, daß kein Wort zu viel geschrieben ist. Weitschweifigkeit ist ein Fehler, aber an Worten zu sparen ist sehr häufig eine Verschwendung. Der Wunsch, sich möglichst kurz auszudrücken,

hat schon oft Mißverständnisse und Irrtümer hervorgerufen, die Tausende und Zehntausende kosteten."

Harald faltete die Bogen auseinander und machte sich an die Arbeit. Aber seine Gedanken wurden von dem hellen Sonnenschein da draußen ins Freie gelockt: Jetzt einen ordentlichen Gaul zwischen den Beinen und dann eine stolze Attacke oder einen schwierigen Patrouillenritt — Herrgott, wäre das schön!

Voll Ingrimm haute Harald seinem Kontorbock eins in die Rippen, aber er erreichte dadurch weiter nichts, als daß er sich wehtat und daß sein Vater ihn fragte, was denn los sei.

Er murmelte irgend etwas vor sich hin und blätterte dann weiter in den Papieren, aber er wußte nichts von dem, was er las. Er war mit seinen Gedanken plötzlich bei dem letzten Manöver, das er als Vize-Wachtmeister mitgemacht hatte. Er ritt die Attacke mit, die der Kaiser auf seinem prachtvollen Schimmel angeführt hatte. Wie der Blitz war der Gaul dahingesaust, und hinter dem kaiserlichen Kriegsherrn her die ganzen sechszehn Kavallerieregimenter im sausenden Galopp mit eingelegter Lanze. Die Erde hatte gedröhnt von dem Hufschlag der Pferde, die Staubwolken waren so dicht

gewesen, daß man kaum noch seinen Vordermann sah, aber trotzdem hatten die Signale immer aufs neue geschmettert: Schenkel 'ran, Schenkel 'ran, laß ihn laufen, was er kann! Und weiter, immer weiter war es gegangen, Kilometerweit, und dann zuletzt das Hurrah, mit dem sie auf den markierten Feind einstürmten!

Mochten die klugen Zeitungsleute hinterher ruhig behaupten, die Attacke wäre militärischer Unsinn gewesen, in Wirklichkeit wären die ganzen Regimenter von den feindlichen Granaten dahingefegt worden, — schön, großartig schön war es doch gewesen, und wenn die feindlichen Geschosse wirklich eingeschlagen hätten, dann hätte es trotzdem kein Halt! Und erst recht kein Zurück gegeben. Dann hätte man dem alten Friedrich Wilhelm erst recht die Sporen in die Seite gedrückt, und wenn den Trompeter ein Granatsplitter zu Boden gerissen hätte, dann wäre die wilde Jagd einfach über ihn dahingegangen, aber trotzdem hätte er noch einmal versucht, zu blasen: Schenkel 'ran, Schenkel 'ran, laß ihn laufen, was er kann!

Und dann nachher die Kritik, als der Kaiser mit leuchtenden Augen und mit frischen Wangen, die der scharfe Ritt gerötet hatte, lachenden Mundes die

Fronten abgaloppierte und jedem Regiment ein Wort des Lobes und der Anerkennung zurief, als sich dann die Kavalleriemassen noch einmal formierten, um im Trabe bei ihrem obersten Kriegsherrn vorbeizudefilieren, als die Kapellen spielten und das Klirren der Säbel und der Lanzen, das Schnaufen der Pferde, der Klang der Hufe sich zu jener Musik vereinten, die nur der Kavallerist zu begreifen vermag, die aber für ein Reiterherz tausendmal schöner ist, als jede andere Musik.

Haralds Augen blitzten hell auf, er glaubte ganz deutlich die Musik zu hören, und sah sich in der Front seines Regiments dahintraben. Nicht ein einziges Pferd der ganzen Schwadron hatte die Richtung verdorben, in schnurgerader Linie waren sie vorübergekommen, fast wie im Takt hatten die Pferde die Köpfe gehoben und gesenkt und unbeweglich hatte der Kaiser auf seinem Paradegaul gesessen, der wie aus Erz gegossen stundenlang stillesteht, ohne sich auch nur zu rühren.

„Nun, Harald, was macht die Sache bis jetzt auf dich für einen Eindruck?"

Der fuhr aus seinem Grübeln auf, er mußte schon lange mit seinen Gedanken weit fort gewesen sein, daß sein Vater annehmen konnte, er hätte sich

schon durch den größten Teil des umfangreichen Schriftstückes hindurchgearbeitet. Er strich sich mit der Hand über die Stirn, er mußte sich wirklich erst einen Augenblick darauf besinnen, wo er war. Ach so ja, richtig, er sollte ja sein Urteil darüber abgeben, ob die vielen tausend Kubikmeter Eichen- und Buchenholz, die der Firma angeboten wurden, preiswert waren, er sollte berechnen, ob die Offerte so günstig war, daß man ihr nähertreten konnte.

Er fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg, er war auf einem Unrecht ertappt, Geschäft war Geschäft, was hatte er da nötig, im Geiste Attacken zu reiten.

So sagte er denn: „Ich bin noch nicht soweit, Vater, und ich möchte erst die ganze Sache zu Ende prüfen, ehe ich mein Urteil abgebe."

„Sehr schön," stimmte der Konsul ihm bei, „auf eine Stunde früher oder später kommt es ja auch nicht an, aber bis heute abend müssen wir uns einig sein. Bis sechs Uhr nachmittags halten Schütze & Co. ihre Offerte aufrecht, wenn wir uns bis dahin telegraphisch nicht entschieden haben, ziehen sie dieselbe zurück."

Harald warf einen Blick auf die Uhr: bis um sechs war es ja noch eine endlose Zeit, jetzt war es

eben zehn. Das beruhigte ihn auf der einen Seite, aber machte ihn auf der anderen nervös. Saß er wirklich erst zwei Stunden im Kontor und mußte er noch drei Stunden aushalten, bis der Wagen den Vater und ihn zur Börse abholte? Und saß er dann am Nachmittag nicht wieder ein paar Stunden hier fest? Und morgen wieder? Und übermorgen, und jeden Tag, den der liebe Herrgott in seiner Gnade neu werden ließ? Es gab nur einen Ausweg: er mußte endlich den Mut finden, mit dem Vater über seine Zukunft zu reden. Er wußte selbst: er war kein energischer, zielbewußter Charakter, der unentwegt das Ziel, das er sich gesteckt, verfolgt, und der es auch allen Hindernissen zum Trotz erreicht. Er verschob mit Vorliebe eine Sache von einem Tag auf den anderen, er scheute die Mühe und die Arbeit, die die Durchführung eines Entschlusses verlangte und er erwartete im stillen von dem lieben Herrgott, daß der alles allein machen würde. So hatte er auch noch gar nichts getan, um bei dem Vater seinen Willen durchzusetzen, und trotzdem wunderte er sich sehr oft darüber, daß er immer noch im Kontor saß, obgleich er doch keinen anderen Gedanken und keinen anderen Wunsch hatte, als heraus zu kommen.

Aber es wurde Zeit, mit seinem Vater zu sprechen, das sah er heute mehr ein als je, denn heute weilten seine Gedanken noch viel mehr als sonst bei seinen militärischen Übungen und bei seinem alten Regiment. War das ein reiner Zufall oder lag irgend eine besondere Veranlassung dazu vor, über die er sich selbst nicht klar zu werden vermochte? Es hatte ja gar keinen Zweck, darüber nachzudenken, und so wollte er sich denn wirklich an die Arbeit machen, als seinem Vater ein Telegramm gebracht wurde, das dieser, sobald er es gelesen, seinem Sohne reichte: „Entschuldige, Harald, es ist eine Privatsache für dich, ich konnte das der Depesche nicht ansehen."

Harald nahm das Blatt zur Hand: „Habe auf Durchreise ein paar Stunden Aufenthalt. Würde mich sehr freuen, mit Ihnen um 12 Uhr im Ratskeller frühstücken zu können. Besten Gruß von Blomberg."

„Das ist ja famos, Vater," rief er lebhaft. „Du weißt, Blomberg war mein Schwadronsleutnant — ein famoser Mensch!"

„Ja, du hast mir viel von ihm erzählt. Du bist ihm in mancher Weise zu Dank verpflichtet, und deshalb will ich dir auch erlauben, mit ihm in den

Keller zu gehen, aber entweder mußt du vorher mit der Begutachtung dieser Offerte fertig sein, oder du mußt sie hinterher erledigen."

„Da lieber vorher, Vater."

„Das ist mir auch lieber, aber ich möchte nicht, daß du dich nachher zu sehr festkneipst und dich heute am Nachmittag hier gar nicht sehen läßt. Aber immerhin ist es mir auf der anderen Seite doch tausendmal lieber, du kommst gar nicht, als daß man dir deine Kneiperei anmerkt. Das geht schon der Angestellten wegen unter keinen Umständen. Danach handele bitte."

Die Worte klangen zwar freundlich und liebevoll, aber zugleich auch etwas streng, und Harald senkte etwas beschämt den Kopf. Er wußte genau, worauf sich die Äußerung seines Vaters bezog. An einem Nachmittag war er stark bezecht von einem Herrenfrühstück ins Geschäft gekommen: nicht aus irgendwelchem wirklichem Pflichtgefühl, sondern lediglich, um den anderen Herren, mit denen er zusammen gekneipt hatte, zu zeigen, daß er selbst über dem Vergnügen das Geschäft nicht vergäße. Er war ganz stolz gewesen, als er bei dem Fortgehen hörte, wie ein Leutnant dem anderen zurief: „Donnerwetter, das hätte ich dem Ahrens gar nicht zu-

getraut, daß der sich so um seinen Laden kümmert. Ich glaubte immer, der säße nur so pro forma in der Krambude." Er war sehr stolz gewesen, bis er seinem Vater gegenüberstand. Da war er ganz klein geworden, und hatte dem Befehl: „Geh zu Bett und schlaf' dich aus" keinen Widerspruch entgegenzusetzen gewagt.

Nein, heute sollte ihm das nicht wieder passieren, er wollte sich dankbar dafür erweisen, daß sein alter Herr es ihm erlaubte, eine Stunde früher das Kontor zu verlassen, aber da kränkte es ihn plötzlich in seinem Stolz, daß der Vater überhaupt das Wort „erlauben" gebraucht hatte. Er war doch schließlich kein kleines Kind mehr, er war doch Mitinhaber der Firma, er war Reserve-Offizier, er war doch was, und wenn er da die Nachricht von der Ankunft eins Kameraden erhielt, da war es doch ganz selbstverständlich, daß er zu dem ging. Von einer Erlaubnis durfte da doch gar nicht mehr die Rede sein.

Für einen Augenblick lag es ihm auf der Zunge, sich mit seinem Vater darüber auszusprechen, aber der würde ihn doch nicht verstehen. Für den war während der Kontorstunden die Erfüllung der Berufspflichten viel wichtiger, als die Erfüllung

gesellschaftlicher Verpflichtungen. Der lebte nach dem Worte Goethes: Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen, frohe Feste! Und er wußte, daß der Vater einmal zu ihm gesagt hatte: „Wenn man will, kann man jeden Tag einen zwingenden Grund haben, dem Geschäft fernzubleiben. Heute kommt dieser an, morgen reist jener ab, übermorgen ist Hochzeit, und so bringt jeder Tag etwas anderes, das man eigentlich mitmachen müßte, wenn wir nicht stets daran dächten, daß wir in erster Linie für uns selbst und dann erst für unsere Mitmenschen da sind."

Nein, es hatte keinen Zweck, eine Aussprache herbeizuführen, wenigstens jetzt nicht vor dem Frühstück, das würde ihm nur die Laune verderben und er wollte sich die Freude, mit Blomberg zusammenzutreffen, nicht trüben lassen. Hoffentlich kam der in Uniform. Der Ratskeller war um die Mittagszeit immer gut besucht, und wenn er dann mit einem fremden Offizier zusammensaß, noch dazu mit einem Kavalleristen, da würde das auffallen und Veranlassung geben, daß die anderen Gäste sich im Gespräch mit ihm beschäftigten.

Durch eine ungeschickte Handbewegung stieß er die Papiere herunter und dadurch wurde er erst

wieder auf seine Arbeit aufmerksam. Dann aber beschäftigte er sich wirklich mit der Sache, und die Freude auf die bevorstehenden lustigen Stunden ließ ihn die Offerte sogar eingehender prüfen, als er's sonst getan hätte. Und von dem Wunsch geleitet, pünktlich bei dem Frühstück zur Stelle zu sein, arbeitete er auch schneller als sonst.

So war der Konsul ganz überrascht, als Harald ihm jetzt plötzlich zurief: „So, das hätten wir erledigt."

„Und deine Ansicht?"

„Nichts zu machen, Vater. Das ist kein Geschäft für uns."

Der Konsul drehte sich schnell auf seinem Stuhl herum und sah seinen Sohn ganz verdutzt an, dann sagte er schließlich: „Entweder hast du die Sache gar nicht ordentlich geprüft, oder du hast dich verrechnet."

„Oder du dich, Vater. Gieb mir bitte deine Notizen, ich werde sie mit den meinigen vergleichen. Und selbst wenn ein paar tausend Mark mehr Verdienst herauskommen, als ich glaube, irgend etwas stimmt da nicht. Die ganze Offerte macht mir den Eindruck, als ob die Leute ihr Holz durchaus los sein wollen, und um das nicht zu verraten, fordern

sie einen Preis, der eigentlich unverschämt ist, setzen sich auf das hohe Pferd und tun so, als wenn es nur eine unendliche Liebenswürdigkeit von ihnen wäre, daß sie uns ihre Schiffsladung anbieten. Da ist irgend etwas nicht in Ordnung, und wenn es nicht gerade die Firma Schütze & Co. wäre, würde ich sagen: die Sache ist faul."

„Aber Harald!" fuhr der Konsul auf. „Die Firma steht so angesehen da, wie kaum eine andere."

Harald ließ sich nicht beirren: „Trotz alledem — ich bin dagegen. Überleg' dir die Sache noch vierundzwanzig Stunden. Die Leute denken nicht daran, die Offerte zurückzuziehen, sie sind mehr als froh, wenn du morgen mit ihnen abschließt, und nach drei Tagen greifen sie auch noch mit beiden Händen zu. Und schließlich sind hundertfünfzigtausend Mark bar auf den Tisch doch auch keine Kleinigkeit. Ich bin sonst gewiß nicht dafür, lange zu überlegen, aber ich weiß nicht, hier die Sache will mir nicht in den Sinn."

Und zu seinem Erstaunen sah der Konsul, daß er sich wirklich verrechnet hatte, immerhin aber blieb doch noch ein ganz respektabler Verdienst zu erwarten, und wenn Haralds Ausführungen es auch noch nicht vermochten, seinen Entschluß zu ändern, so

fing er dennoch an, sich die Sache nochmals zu überlegen. Und als Harald aufbrach, entschloß er sich, wenn auch etwas widerstrebend, seinem Sohne das Versprechen zu geben, sich von der Hamburger Firma telegraphisch noch drei Tage Bedenkzeit zu erbitten.

Als Harald pünktlich um zwölf Uhr die großen, breiten steinernen Treppen herunterschritt, die von dem Marktplatz in den Ratskeller hinabführten, und gleich darauf das Restaurant betrat, fand er es zu seiner Freude noch mehr als gewöhnlich besucht. Sein Erscheinen erregte bei seinen Bekannten ein gewisses Aufsehen, denn sonst pflegte er nur am Sonntag hierherzukommen. Von den verschiedensten Seiten wurde er aufgefordert, an den Tischen Platz zu nehmen, aber er lehnte es dankend ab: „Ich erwarte eine Gast."

Da erschien auch schon Blomberg und begrüßte Harald mit auffallender Herzlichkeit.

Der strahlte vor Freude über das ganze Gesicht, als er den Leutnant in voller Uniform vor sich sah, und mit großer Genugtuung bemerkte er, daß die Begrüßungsszene überall beobachtet wurde, dann führte er seinen Gast an den Tisch, den er in der Mitte des Kellers für sich hatte reservieren lassen, da konnten ihn alle Gäste auch weiterhin bewundern.

„Wollen wir nicht lieber in einer der Nischen Platz nehmen? Man kann dort doch ungestört plaudern," sagte Blomberg.

„Ganz, wie Sie wünschen," stimmte Harald ihm bei, aber der Vorschlag war ihm absolut nicht recht.

Glücklicherweise waren augenblicklich alle Nischen besetzt, aber der Kellner vertröstete die Herren damit, daß sehr bald eine frei würde.

„Sehr schön, dann geben Sie bitte die Speisekarte."

Gleich darauf erschien auch der Wein, aber es kam Harald so vor, als ob Blomberg, trotzdem der sich bemühte, lustig zu sein, heute stiller und gedrückter war, als sonst. Er war für gewöhnlich der lebenslustigste und fidelste Leutnant seines Regiments, gleich beliebt bei den Kameraden und bei den Vorgesetzten, ein tüchtiger Soldat, aber zugleich auch ein leichtsinniger Windhund, der auf das dreifache „W" der Leutnants schwur, auf Wein, Weib und Würfe, dazu ein bildhübscher Kerl, mittelgroß und schlank, die richtige Reiterfigur, mit einem frischen Gesicht und lustigen Augen. Die blitzten auch jetzt feurig auf, als er in der Nähe ein paar hübsche junge Damen sah, die ihn voller Interesse betrachteten, und er warf ihnen einen heißen, vielsagenden Blick

zu. Aber trotzdem war Blomberg heute nicht der alte, und das gestand er schließlich auch selbst ein.

„Ich bin nicht ganz auf der Höhe — ich habe heute nicht meinen beau jour. Es ist gestern abend wieder verdammt spät im Kasino geworden, und trotzdem bin ich heute morgen schon in aller Herrgottsfrühe aus den Federn herausgeklettert. Hätte ich mich auf meinen Gaul setzen können, wäre der Kater längst zum Teufel, aber bei diesem Eisenbahngerüttele und -geschüttele wird man ja noch elender. Gräßliche Erfindung! Na, nächstens fährt ein anständiger Mensch ja überhaupt nur noch mit dem Auto. Bei mir langt's leider noch nicht dazu, aber wenn ich nächstens mal einen wirklich ganz großen Coup gemacht habe, dann schaffe ich mir auch solche Stinkdroschke an, wer drin sitzt, riecht ja nichts davon. Na, trinken wir 'mal. Nein, bitte, gießen Sie mir etwas Selters in den Sekt, ich habe noch einen gewissen toten Punkt zu überwinden, aber wenn ich erst diesen Rubikon überschritten habe, dann sollen Sie 'mal sehen, dann bin ich wieder ich."

Und das ging viel schneller, als Harald geglaubt hatte. Als sie erst in einer Nische zusammen saßen, da taue Blomberg auf.

Natürlich drehte sich das Gespräch in erster

Linie um das gemeinsame Regiment, um alte Bekannte, und dienstliche und außerdienstliche Erinnerungen und manche lustigen Streich, den die Einjährigen vielleicht bitter hätten büßen müssen, wenn die Vorgesetzten sich nicht zuweilen absichtlich blind und taub gestellt hätten, um der Jugend nicht das Vergnügen zu rauben, das Einjährigen-Jahr nach Herzenslust genießen zu können. Dann sprach man von der ersten Reserve-Übung, die Harald als Leutnant abgelegt hatte, und dann erkundigte sich Blomberg, wann Harald seinen Entschluß, aktiv zu werden, denn eigentlich ausführen wolle.

Harald war bei dem Gedanken, vielleicht schon in wenigen Wochen aktiv zu sein, sofort wieder Feuer und Flamme. Wenn er nur erst die Zustimmung seines Vaters hätte. Und in diesem Sinne sprach er sich auch gegen Blomberg aus.

Der lachte lustig auf: „Aber lieber Freund, die Sache ist doch furchtbar einfach, und wie Sie das anzufangen haben, müßten Sie als alter Kavallerist doch ganz von selbst wissen. Wenn ein alter Schinder vor einem Hindernis steht und ganz von selbst darüberspringen soll, da können Sie warten, bis Meyers Konversationslexikon. Das mir auch 'mal so'n alter Gauner anschmierte, soweit fertig ist, daß

endlich einmal keine neue Ausgabe mehr erscheint. Aber wenn Sie dem alten Gaul die Eisen in die Seiten drücken, das Gesäß ordentlich in den Sattel schieben und den Gaul so nach vorn drücken, dann sollen Sie 'mal sehen, wie die alte Wilhelmine, oder wie der Schinder sonst heißt, über die Hürde springt. Und so müssen Sie sich selbst die Zinken geben, und wenn Sie ein ganzer Kerl sind, dann sprechen Sie noch heute mit Ihrem alten Herrn. Wenn der aber „Nein" sagt, dann dürfen Sie Ihr Vorhaben nicht aufgeben, sondern da müssen Sie sagen: nun gerade! Da erneuern Sie die Attacke so lange, bis Sie doch siegen, denn ein mit aller Vorsicht angesetzter und mit aller Energie durchgeführter Angriff führt immer zum Erfolg. Die Weisheit ist aber nicht von mir, sondern stammt aus dem Reglement."

Harald stimmte ihm bei: „Sie haben ganz recht, und ich will noch heute, spätestens morgen, mit meinem Vater reden."

Der andere sah ihn etwas ungläubig an: „Sie scheinen mir vor Ihrem alten Herrn einen heillosen Respekt zu haben — wenn Sie nur Ernst machen!"

„Mein Wort darauf."

Harald hatte dem Champagner fleißig zugesprochen, so achtete er die Hindernisse, die sich ihm

entgegenstellen würden, für gering, und sah sich schon als Sieger. Aber jetzt, da er sein Wort gegeben hatte, überfiel ihn doch wieder ein gewisses Gefühl der Angst, oder wenigstens der Beunruhigung. So ganz friedlich würde die Aussprache mit dem Vater nicht verlaufen.

Blomberg hielt ihm das Glas hin. „Na, Gottseidank, soweit hätte ich Sie also, und da Sie ja sicher Ihren Willen durchsetzen, kann ich Sie schon jetzt als aktiven Regimentskameraden begrüßen."

Was hätte Harald darum gegeben, wenn alle im Restaurant diese Worte hätten hören können. Mit stiller Genugtuung bemerkte Blomberg den Eindruck, den er bei dem anderen hervorgerufen hatte. Ganz ehrlich war das Spiel nicht, das er trieb, aber es ging nicht anders. Das Messer saß ihm einmal wieder an der Kehle, und wenn Harald nicht half, wenn er die Reise nach hier ganz umsonst gemacht hatte, dann wußte er keinen Ausweg mehr. Und warum sollte er da, um sein Ziel zu erreichen, Haralds Eitelkeit nicht ein wenig schmeicheln, selbst auf die Gefahr hin, nicht ganz wahr zu sein, denn so sicher war es nicht einmal, ob Harald in seinem alten Regiment aktiv werden könnte. Der Oberst wackelte gehörig, der hatte plötzlich mit einer Exzel-

lenz einen gewaltigen Krach bekommen und niemand wußte, ob er nach dem Manöver noch am Platze sein würde. Vielleicht ging er schon eher und vielleicht würde der neue Kommandeur über den Übertritt eines Herrn der Reserve zu den Aktiven ganz anders denken, als sein Vorgänger. Auch waren inzwischen einige neue Fähnriche angenommen worden, kurz und gut: die Aussichten waren für Harald lange nicht mehr dieselben, wie vor Monaten. Aber möglich war es trotzdem ja immerhin, daß Harald bei seinem Regiment blieb; das beruhigte Blomberg denn auch schließlich.

Und so sagte er jetzt, nachdem er sich noch einmal Mut angetrunken hatte: „Sie haben eigentlich alle Ursache, mir dankbar zu sein, daß ich Ihrem Schwanken nun ein Ende machte und Sie auf den richtigen Weg führte."

„Das bin ich auch."

„Na, also. Na, und wissen Sie: eine Liebe ist eigentlich der anderen wert, — finden Sie nicht auch?"

Harald wußte nicht recht, worauf der andere hinaus wollte, trotzdem aber sagte er: „Aber das ist doch ganz selbstverständlich."

Blomberg tat von neuem einen tiefen Zug aus

dem Glas, dann meinte er: „Ich will Ihnen 'mal 'was sagen, Kamerad, und zwar ohne lange Einleitung. Es hat ja gar keinen Zweck, daß ich Ihnen erst eine lange Rede halte, Sie werden es mir ja auch so angemerkt haben, daß meine Lackstiefel mich drücken. Ich sitze drin' in der Tinte, — ich hatte vorgestern Gäste, ein paar Herren aus Berlin, reiche Knöppe — und da haben Sie mir die Gurgel zugeschnürt. Ich sitze drin' — ich brauche zehn Mille — und die müssen Sie mir geben."

„Aber mit dem größte Vergnügen, wenn es weiter nichts ist."

Blomberg starrte ihn ganz verständnislos an. Daß der ihm das Geld so ohne weiteres gab, ohne sich erst eine Stunde bitten und durch ernstgemeinte, aber dennoch ganz wertlose Versprechungen einer baldigen Rückgabe beruhigen zu lassen, — das wollte selbst ihm trotz allen Leichtsinns nicht in den Kopf. Er glaubte, der andere hätte ihn nicht richtig verstanden, und so sagte er denn noch einmal: „Ich brauche zehntausend Mark, Ahrens, runde, volle zehntausend Emm, wollen Sie mir die wirklich geben?"

„Aber warum denn nicht? Es ist doch ganz natürlich, daß ich Ihnen aushelfe, wenn Sie vor-

übergehend in Verlegenheit sind. Und über die Rückzahlung brauchen wir auch nicht lange zu reden, denn daß Sie es mir wiedergeben, sobald es Ihnen möglich ist, das ist doch ganz selbstverständlich."

„Ganz selbstverständlich," wiederholte der Leutnant mechanisch. Er wußte immer noch nicht so recht, ob er wache oder träume. Gestern hatte er noch in seiner Wohnung gesessen und sich mit Selbstmordgedanken getragen, — da war ihm Harald endlich als letzter Rettungsanker erschienen. Ganz plötzlich war ihm der Gedanke gekommen: der muß dir helfen, und der wird dir helfen, wenn du ihm ordentlich um den Bart gehst und ihn schon jetzt vollständig als Regimentskameraden behandelst.

Und nun half Harald wirklich, sogar über alles Erwarten schnell. So wenig Worte hatte er noch nie zu machen brauchen, selbst dann nicht, wenn es sich um viel geringere Summen gehandelt hatte. Noch immer sah er den anderen heimlich von der Seite an: wußte der auch wirklich, was er da eben versprochen hatte? Dann aber schämte er sich fast wieder, daß er sein Ziel erreicht hatte, denn es war Berechnung von ihm gewesen, daß er in voller Uniform reiste, es war verdammt unbequem, aber der bunte Rock schien seine Schuldigkeit getan zu haben.

Und er hatte es auch in Wirklichkeit getan. Gewiß, Harald war ein gutmütiger Mensch, und er hätte seinen früheren Schwadronsoffizier, den er wirklich gern hatte und dem er viel verdankte, nicht abreisen lassen, ohne ihm nicht irgendwie zu helfen. Aber daß er die ganze Summe gab, daß er sie so ohne weiteres lieh, das lag nur an dem Glücksgefühl, hier mit einem Leutnant offiziell zusammen zu sitzen, an der Freude, nun auch bald aktiv zu sein, und an dem Wunsch, von Blomberg nach seiner Rückkehr zum Regiment als ein feiner Kerl geschildert zu werden. Das konnte ihm für die Zukunft für seine spätere Aufnahme bei den Kameraden nur nützen.

„Würde es Ihnen möglich sein, mir das Geld vielleicht heute noch zu geben?" fragte Blomberg endlich. „Sie wissen: Spielschulden sind Ehrenschulden. Ich habe mit der Regulierung zwar noch bis morgen abend Zeit, aber es wäre mir doch immerhin lieber, wenn —"

„Gewiß, selbstverständlich," stimmte Harald ihm wieder bei, als Blomberg etwas verlegen mitten im Satze abbrach. „Es ist in wenigen Minuten drei Uhr, da wird die Bank gleich wieder geöffnet werden. Ich telephoniere dann sofort und ein Kassenbote kann dann das Geld gleich herbringen."

Was Blomberg trotz alledem immer noch nicht so recht zu glauben gewagt hatte, geschah dennoch: nach Verlauf einer guten halben Stunde hatte er das Geld in Händen.

„Sie können es gar nicht ermessen, welchen Dienst Sie mir erwiesen haben, Kamerad. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, und wenn ich noch eine Bitte habe: sprechen Sie nicht darüber, wenigstens solange nicht, bis ich es Ihnen auf Heller und Pfennig zurückgebe."

„Aber das ist doch ganz selbstverständlich — das geht doch keinen Menschen etwas an."

„Ich danke Ihnen. Und nun, wo mir der Alp von der Brust gewichen ist, wo ich im wahrsten Sinne des Wortes dem Leben zurückgegeben bin — ich meine, da trinken wir noch 'ne Flasche, wenn auch nicht gerade die letzte, so doch die vorletzte, denn ich muß unbedingt mit dem Fünfuhrzug zurückfahren."

„Da haben wir ja noch eine Ewigkeit Zeit. Wir haben höchstens zehn Minuten bis zum Bahnhof."

Der Wein kam und in lustigster Stimmung unterhielten sie sich zusammen, bis sie an den Aufbruch denken mußten.

Harald hatte einen Wagen kommen lassen, und

erst, als sie aus der Kellerluft in das Freie hinaustraten, merkten sie Beide, daß sie doch nicht mehr ganz nüchtern waren.

„Ich glaub' wahrhaftig, Kamerad, ich bin nicht mehr ganz auf der Höhe," meinte Blomberg lustig. „Na, kein Wunder bei der Nervenaufregung, in der ich mich befand. Besser ist besser, bringen Sie mich zur Bahn, und setzen Sie mich ins Coupé. Wenn ich erst drin bin, will ich schon allein nach Hause kommen. Unterwegs schlafe ich mir den Rausch aus."

Und mit derselben Absicht betrat Harald eine halbe Stunde später seine Zimmer im elterlichen Hause. Seine Mutter und Carmen waren ausgefahren, und das war ihm sehr lieb, da brauchte er nicht zu fürchten, ihnen jetzt zu begegnen. Er warf einen Blick in den Spiegel: schön sah er nicht aus, seine Wangen waren gerötet und seine Augen hatten einen müden, blöden Ausdruck.

„Ich werde schlafen," sagte er sich aufs neue, „jetzt ist es halb sechs — um sieben bin ich wieder munter."

Aber es war fast neun Uhr, als er wach wurde, und auch da war er nicht erfrischt, sondern spürte in seinem Schädel immer noch die Geister des reichlich genossenen Champagners.

Für einen Augenblick dachte er daran, sich gleich wieder hinzulegen und bis zum nächsten Morgen durchzuschlafen, dann aber besann er sich eines anderen. Er hatte den ganzen Tag seine Mutter und seine Kusine noch nicht gesehen, so machte er denn Toilette und betrat wenig später das im Parterre gelegene gemeinsame Wohnzimmer.

Mit einem Scherz wollte er die Seinen begrüßen, aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen, als er die ernsten Gesichter seiner Eltern sah, ja, es schien ihm sogar, als ob Carmens Gruß kühler wäre als sonst.

Verwundert blickte Harald von einem zum anderen: „Was habt Ihr denn nur? Was ist los?"

Der Konsul erhob sich von seinem Platz: „Das wirst du sofort erfahren. Komm mit auf mein Zimmer. Ich habe mit dir zu sprechen."

Gleich darauf waren Vater und Sohn allein.

Erregt ging der Konsul auf und ab und immer verwunderter sah Harald ihm nach: „Aber Vater — willst du mir denn nicht endlich sagen, um was es sich handelt? Hast du irgend welche schlechten Nachrichten erhalten — vielleicht von Hugo?"

„Nein, von dem nicht," unterbrach ihn der Konsul scharf. „Wohl aber von dir."

Ganz erstaunt trat Harald einen Schritt zurück: „Von mir?"

„Allerdings. Ich habe erfahren, daß du heute nachmittag von deinem Conto zehntausend Mark erhoben hast."

„Woher weißt du das?!" rief Harald erregt. „Das ist eine Indiskretion der Bank!"

„Ganz und gar nicht. Du müßtest Kaufmann genug sein, um zu wissen, daß eine Bank niemals auf eine telephonische Aufforderung hin Geld auszahlt, wenn sie nicht vorher davon verständigt ist, daß sie um eine bestimmte Zeit von einem bestimmten Platz aus angerufen wird. So fragte die Bank telephonisch erst im Geschäft an, wo du wärest. Und dadurch erfuhr ich von der Sache."

Harald biß sich ärgerlich auf die Lippen. Es war ihm mehr als unangenehm, daß der Vater, der in Geldsachen sehr genau war, schon heute etwas davon erfahren hatte. Trotzdem sagte er, so ruhig wie er nur konnte,: „Wenn du es denn doch weißt, ja, ich ließ mir das Geld holen, aber, wie du selbst erwähntest, von meinem eigenen Conto, nicht von dem der Firma. Was ich mir bringen ließ, war mein Privateigentum."

„Und darf man wissen, was dich veranlaßte,

eine solche Summe abzuheben? Ich muß es wissen."

Harald zuckte die Achseln: „Es tut mir leid, selbst dir die Antwort verweigern zu müssen, aber ich versprach zu schweigen, und du wirst nicht wollen, daß ich ein gegebenes Versprechen breche."

„Gewiß nicht, und es ist um so weniger nötig, als ich den ganzen Zusammenhang errate. Der Leutnant hat dich angeborgt, er ist extra deswegen hierhergekommen, ihm hast du die zehntausend Mark gegeben, und zwar, damit er seine Spielschulden bezahlen kann."

„Woher weißt du das, Vater? Bist du im Keller gewesen und hast du dir da etwa alles erzählen lassen?" rief Harald außer sich.

Der Konsul blieb ganz ruhig: „Ich gehe um solche Tageszeit nicht in ein Restaurant und noch weniger spioniere ich hinter meinem eigenen Sohne her — das müßtest du eigentlich wissen. Im übrigen beweisen deine Worte mir, daß ich mit dem, was ich sagte, Recht habe. Es war doch auch weißgott nicht schwer, das zu erraten, ich habe in meinem Leben schon schwierigere Kombinationen gemacht, die sich später als richtig erwiesen."

Wieder ging der Konsul erregt im Zimmer auf und ab, dann blieb er abermals vor seinem Sohne

stehen: „Weißt du, was es heißt, einem Spieler Geld zu leihen?"

„Gewiß, ihn vor dem Äußersten retten. Blomberg hätte sich erschossen, wenn ich ihm das Geld nicht gegeben hätte."

Der Konsul lachte höhnisch auf: „Ein Spieler findet immer noch einen Ausweg, und wenn nicht, dann bleibt er das Geld eben schuldig."

„Andere vielleicht, Vater, aber Blomberg nicht, er ist ein Ehrenmann."

„Ein Ehrenmann verspielt nicht mehr, als er verlieren und in bar bezahlen kann. Tut er das, spielt er darauf los, ohne zu wissen, wann und wie er seine Schuld decken soll, dann ist er in meinen Augen kein Ehrenmann, sondern ein Lump."

„Vater, ich bitte dich, nimm das Wort zurück. Du kannst Blomberg eben nicht verstehen, du bist durch und durch Kaufmann."

„Und du etwa nicht?"

Harald fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen schoß: „Gewiß, Vater, auch ich bin Kaufmann, aber ich bin auch Reserve-Offizier."

„Und da mußt du auf der einen Seite entschuldigen, was du auf der anderen Seite verurteilst? Wenn darin der Vorzug besteht, Leutnant der Re-

serve zu sein, daß man über dieselbe Sache verschieden urteilen muß, einmal vom Standpunkt des Bürgers, das andere Mal vom Standpunkt des Offiziers, wenn man also gewissermaßen immer zwei verschiedene Anschauungen auf Lager haben muß, da wäre es mir bei Gott lieber, du hättest die Epaulettes nie bekommen und wärest immer nur Kaufmann geblieben."

„Und wenn ich nun den Wunsch hätte, fortan nur noch Offizier zu sein, — was dann, Vater?"

Fast wider seinen Willen waren Harald die Worte in der Erregung entschlüpft. Er hatte die Absicht gehabt, seinen Vater ganz langsam und vorsichtig mit seinen Wünschen vertraut zu machen, und dann erst das entscheidende Wort zu sprechen. Nun hatte er es ohne jeden Übergang ganz plötzlich und unvermittelt gesprochen, und erschrak jetzt selbst, daß er es getan.

Völlig verständnislos sah der Konsul ihn an: „Was willst du? Nur noch Offizier sein? Dazu bin ich tatsächlich zu dumm, das verstehe ich nicht."

Harald atmete ein paar Mal schwer und unruhig, dann sagte er: „Bitte, Vater, setz' dich, und höre mich an, ohne mich zu unterbrechen." Und als der Konsul immer noch mit dem Ausdruck des höch-

sten Erstaunens sich auf einen Stuhl niedergelassen hatte, fuhr er fort: „Vater, ich will mich kurz fassen, denn wenn du mich überhaupt verstehst, tust du es, auch ohne daß ich viele Worte mache. Ich weiß, daß ich dir weh tun werde, — aber du hast uns ja oft genug ermahnt, stets offen und wahr gegen dich zu sein. Und da muß ich dir endlich bekennen, was ich dir schon lange sagen wollte: ich kann nicht Kaufmann bleiben. Ich habe keinen anderen Wunsch als aktiver Offizier zu werden. Die Wege dazu sind mir geebnet, erst Blomberg hat mir vorhin wieder erzählt, daß man in meinem Regiment auf mich wartet, und man mich dort jederzeit mit offenen Armen aufnimmt. Wenn ich dir bisher das alles verschwieg, dann geschah es nur, weil ich wußte, wie du dich darauf freutest, wieder mit mir zusammen im Kontor zu arbeiten. Du hast mir ja oft genug geschrieben, wie ich dir fehlte."

Der Konsul schwieg eine ganze Weile, und diese Zeit kam Harald, der mit Ungeduld auf die Antwort wartete, von der für ihn ja alles abhing, wie eine Ewigkeit vor. Endlich meinte der Konsul: „Was du mir da sagst, stimmt mich ernst und traurig. Ich habe es ja lange gemerkt, daß du nicht mit Leib und Seele Kaufmann bist, aber ich dachte, die Erin-

nerung an deine militärischen Übungen würde nach und nach erblassen, und ich glaubte, es würde dir mit der Zeit immer klarer werden, daß du doch nur in zweiter Linie Leutnant der Reserve, in erster aber Geschäftsmann bist."

Harald schüttelte den Kopf: „Ich bin kein Kaufmann und werde es nie werden."

Aber der Konsul widersprach: „Du bist es bereits mehr, als du glaubst, mer, als auch ich bisher annahm. Ich habe dafür einen Beweis. Die Bedenken, die du heute morgen bei dem Anerbieten der Hamburger Firma äußertest, veranlaßten mich, telephonisch und telegraphisch Erkundigungen einzuziehen."

„Nun, und?" fragte Harald gespannt.

„Deine Vorsicht war am Platze. Die Firma Schütze & Co. steht sehr schlecht, sie hat enorme Verluste gehabt, sie hat sich aus begreiflichem Stolz allein zu halten versucht, so lange sie konnte und es deshalb vermieden, sich rechtzeitig nach Hülfe umzusehen. Nun ist es zu spät. Der Bankerott ist unvermeidlich. Daß das einem alten Haus passieren kann, das groß und geachtet in der ganzen Welt dastand!"

Wieder schwieg der Konsul, dem der Sturz

der Firma, mit der er durch langjährige Beziehungen verbunden war, sehr nahe ging, dann sagte er: „Dein Mißtrauen heute morgen, deine Zweifel und Bedenken zeigen mir deutlich, daß du im Grunde doch mehr Kaufmann bist, als ich dachte. Du hast entschieden einen geschäftlichen Instinkt, der allerdings vorläufig noch nicht entwickelt ist, der sich aber nicht nur entfalten kann, sondern es auch wird, wenn du nur ernstlich willst. Ich hoffe, du wirst wollen, denn den Gedanken, als Offizier aktiv zu werden, gieb nur ein für alle Mal auf."

„Vater!"

Erschrocken war Harald aufgesprungen und starrte ihn an.

Aber ebenso erregt wie Harald, ebenso ruhig war der Konsul: „Höre mich an, wie ich dich vorhin ruhig anhörte. Du weißt, ich habe gearbeitet und mich aus den kleinsten Anfängen zu dem gemacht, was ich heute bin. Ich bin nicht müde geworden, zu schaffen, mit Lust und Liebe habe ich einen Stein auf den anderen gelegt, weil ich mir immer sagte: was du erreicht, ist nicht mit deinem Tode zu Ende, sondern es wird in deinem Sohne Harald weiterleben. Für dich habe ich in erster Linie gearbeitet, nicht, damit du später von den Zinsen deines großen

Vermögens ein bequemes Faulenzerleben führen kannst, sondern damit du das Geschäft mit reicheren Mitteln immer weiter und weiter ausdehnst. Trotz alledem aber würde ich dir heute, so schwer es mir auch wäre, deine Bitte erfüllen, wenn ich die Gewißheit hätte, daß du wirklich mit Leib und Seele Offizier bist."

„Glaub' es mir, Vater, daß ich keinen anderen Gedanken habe, als den, den bunten Rock anzuziehen," rief Harald mit leuchtenden Augen.

Aber der Konsul ließ sich nicht überzeugen: „Den bunten Rock anziehen — das ist es ja eben! Nicht der Dienst lockt dich, sondern die Uniform. Das ist es. Dir ist der Reserve-Offizier zu Kopf gestiegen, nein — widersprich mir nicht — es ist, wie ich dir sage. Es genügt dir nicht mehr, bei feierlichen Gelegenheiten in Uniform zu erscheinen, du willst dich täglich und stündlich im Schmuck der Waffen sehen. Die Eitelkeit ist es ganz allein, die deinen Wunsch erweckt."

Unwillkürlich mußte Harald bei diesen Worten an die Rede denken, die ihm vor einiger Zeit der Bezirkskommandeur im Kasino gehalten hatte, aber trotzdem schüttelte er energisch den Kopf.

„Vater, wie kannst du nur so etwas von mir

denken und es gar aussprechen, denn was du sagst, ist ja gar nicht deine Überzeugung."

„Doch. Oder willst du etwa behaupten, daß du auch dann den Wunsch hättest, aktiv zu werden, wenn dein Regiment nicht in einer Residenz, sondern in einem elenden Grenznest stände, und wenn du anstatt der blauen Uniform, die dich so gut kleidet, eine anziehen müßtest, die dir absolut nicht stände? Wärst du auch dann noch gerne Soldat?"

„Das kann ich nicht so ohne weiteres beantworten, Vater," klang es etwas zögernd von Haralds Lippen, „da müßte ich doch erst das Regiment kennen."

„Damit gibst du ja zu, daß ich Recht habe. Nicht der Dienst lockt dich, sondern die Uniform, das kameradschaftliche Leben, die glänzende gesellschaftliche Position, die der Leutnant nun heute einmal einnimmt, und tausend andere Äußerlichkeiten. Und noch eins kommt hinzu, mich unerbittlich zu machen: die Tatsache, daß du heute einem Spieler zehntausend Mark geliehen hast."

„Vater, fang' doch damit nicht wieder an," bat Harald. „Ich gab's doch einem Freunde von meinem eigenen Gelde."

„Und als aktiver Offizier würdest du anderen Freunden ebenfalls von deinem Gelde helfen, bis es alle wäre. Spieler bringen das größte Vermögen durch, auch das ihrer Bekannten, das sogar am leichtesten. Da machen sie sich noch weniger Gewissensbisse, als wenn sie ihre eigenen Dukaten verjeuen. Mit vollem Recht, denn warum sind die Freunde so dumm, zu borgen? Und die Dummen verdienen gerupft zu werden. Schließlich noch eins: wer einem Spieler Geld leiht, zeigt damit, daß er für das Spiel Verständnis hat, und so könnte die Stunde kommen, in der du selbst spielst. Ich bin reich; wenn es meiner Natur entspräche. Könnte ich mir jeden nur denkbaren Luxus gestatten, aber so reich bin ich doch nicht, daß ich mir einen Sohn leisten kann, der jeut. Ein Rotschild kann das vielleicht, aber auch nur vielleicht. Ich nicht."

„Du weißt doch, Vater, daß ich bisher nicht spielte, dazu bin ich trotz alledem doch noch zu sehr Kaufmann."

„Später wärest du aber nur noch Offizier, vergiß das nicht. Fände ich es nicht unehrenhaft, so könnte ich dir ja dein Ehrenwort abnehmen, nie eine Karte anzurühren, das will ich nicht. Kommt

die Leidenschaft über dich, dann würdest du dein Versprechen doch nicht halten, und ich selbst wäre dann daran schuld, daß du ehrlos würdest. Und damit wollen wir das Gespräch beenden, es hat eine Wendung genommen, die ich nicht erwartete. Schlag' dir deine Pläne, aktiv zu werden, aus dem Kopf, wenigstens so lange ich lebe. Das ist mein letztes Wort. Später kannst du ja machen, was du willst. Bis dahin bleibst du bei mir und mit mir zusammen Kaufmann. Sei zufrieden damit, daß du Leutnant der Reserve bist, das Vergnügen gönne ich dir von Herzen und freue mich mit dir, daß du es bist. Aber was darüber ist, das ist vom Übel, wenigstens in meinen Augen. Und nun, wie ist es? Kommst du noch einen Augenblick mit zu uns? Aber das Beste wäre wohl, du legst dich wieder schlafen. Du siehst müde aus. Das kommt von dem Champagnerkneipen am hellen, lichten Tage."

„Du hast Recht, Vater, ich will mich lieber hinlegen, und du wirst es auch begreifen, daß ich nach allem, was du mir eben sagtest, allein sein möchte."

„Dann geh', mein Sohn, und wenn du mir heute in Gedanken grollst, dann will ich mich mit dem Bewußtsein trösten, daß doch früher oder später die Stunde kommt, in der du mir danken wirst."

Die Stunde kommt nie! wollte Harald rufen, aber vor dem Blick des Vaters verstummte er doch, und mit einem kurzen Abschiedswort verließ er das Zimmer.

VI.

Hugo kehrte von der Reise zurück. Von den geschäftlichen Abschlüssen mehr als befriedigt, freute er sich jetzt darauf, wieder in seinem Kontor zu arbeiten, und viele Sachen, die er von unterwegs aus nur provisorisch hatte beantworten können, definitiv zu erledigen. Und wenn er es sich auch selbst nicht so recht eingestand, so freute er sich doch hauptsächlich darauf, Carmen wiederzusehen.

In einem halb scherzhaften, halb ernsten Brief hatte sie ihm für sein prächtiges Geschenk gedankt, das sie in Anbetracht des hohen Wertes nur deshalb von ihm annehmen könne, weil er im Gegensatz zu den Anderen sich nicht um ihre Gunst bewürbe, und weil sie sicher sei, daß er durch seine Gabe nicht ihre Liebe erobern wolle. Gewiß, diese Absicht hatte ihm ganz fern gelegen, aber er nahm die Worte, die sie ihm nur schrieb, um ihn eifersüchtig zu machen, und um ihn endlich dahinzubringen, seine Scheu ab-

zulegen, für bare Münze und war zuerst ganz niedergedrückt gewesen. Wenn sie es noch nicht wußte, es noch nicht gemerkt hatte, daß er sie auf seine Art liebte, dann hatte es auch keinen Zweck mehr, es ihr zu sagen. Allerdings gestand er sich selbst ein, daß die Art und Weise, ihr seine Zuneigung zu zeigen, eine ganz andere war, als sonst üblich. Aber mußte sich denn immer alles nach dem alten Schema abspielen? Konnte Schweigen unter Umständen nicht tausendmal mehr sagen, als viele leere Worte? Und was nützten nun alle Überlegungen? Carmen liebte ihn nicht. Und es war auch besser so. Jung, schön und lebhaft wie sie war, brauchte sie einen Mann, der nur für sie da war, an dessen Seite sie auf den Bällen, auf den Festen, auf dem Rennplatz, und wo sonst immer, glänzen und sich feiern lassen konnte.

In die Kissen des Coupés erster Klasse zurückgelehnt, das er seiner sonstigen Gewohnheit entgegen heute ausnahmsweise gewählt hatte, um, erschöpft und ermüdet, wie er von dem vielen Reisen war, nach Möglichkeit allein zu sein und sich durch einen kurzen Schlaf für die Arbeit, die ihn schon am Abend wieder im Kontor erwartete, zu stärken, sah er, mit seinen Gedanken beschäftigt, zum Fenster hinaus,

ohne doch etwas von der Schönheit der Gegend zu bemerken.

„Sie gestatten — dürfte ich Sie um etwas Feuer bitten?"

Hugo wandte sich dem Sprecher zu, einem Herrn in der Mitte der Zwanzig, jung und elegant, tadellos angezogen, und in seiner ganzen Erscheinung den Leutnant verratend. Er hätte ihn gleich als solchen erkannt, auch wenn er im Gepäcknetz nicht die Helmschachtel und den in einem Lederfutteral verborgenen Säbel bemerkt hätte.

Absichtlich hatte Hugo es bisher vermieden, sich mit seinem Coupégenossen in ein Gespräch einzulassen, obgleich dieser sehr deutlich den Wunsch verriet, zu plaudern. Irgend etwas mißfiel ihm an dem Herrn, war es die Blasiertheit oder das große Selbstbewußtsein, das dieser zur Schau trug? War es das sehr stark duftende Parfum oder sonst irgend etwas? Hugo wußte es selbst nicht. Jedenfalls war ihm der Andere nicht sympathisch, und so hielt er ihm auch jetzt nur mit einem kurzen, höflichen: „Bitte sehr" seine Streichholzdose hin.

Doch der schien nicht willens zu sein, auch jetzt auf eine Unterhaltung zu verzichten, so sagte er denn, das Feuerzeug zurückreichend: „Sie sind

sehr liebenswürdig — gestatten Sie — mein Name ist Platow, Leutnant der Reserve."

„Nur der Reserve?" Ganz unwillkürlich, ganz gegen seinen Willen entschlüpften Hugo diese Worte, aber der Andere war nach seiner Meinung so ganz und gar der Typus des aktiven Leutnants, daß er seine Verwunderung nicht hatte unterdrücken können. Er selbst fand seine Frage unhöflich und taktlos und bereute, sie ausgesprochen zuhaben. Wie leicht konnte der Herr sie übelnehmen!

Aber Hugos Befürchtungen erwiesen sich als ganz grundlos.

Der Andere machte ein glückseliges Gesicht und lachte vergnügt auf: „Nicht wahr? Sie haben mich auch für aktiv gehalten? Das passiert mir überall — es ist wirklich zu komisch — allerdings will ich gern und offen eingestehen, daß ich auch Wert darauf lege, für einen Offizier gehalten zu werden. Besonders auf Reisen, da wird man überall mit besonderer Auszeichnung behandelt, wenn die Leute glauben, einen aktiven Leutnant vor sich zu haben. Und auch sonst hat es sein gutes, man weiß doch nie, mit wem man in der Bahn zusammentrifft."

Wenn du diese Worte von meinem Standpunkt

aus auf dich beziehst, hast du ganz recht, dachte Hugo, und so meinte er denn: „Da stimme ich Ihnen bei."

Der Andere hörte den leisen Spott, den Hugo in seine Worte hineingelegt hatte, gar nicht heraus, sondern fuhr lebhaft fort: „Nicht wahr? — Ich kann Ihnen sagen, ich habe im Laufe der Jahre Bekanntschaften gemacht — — einfach unglaublich! Und dabei fahre ich doch nur erster Klasse, schon deshalb, weil ich beständig Helm und Säbel bei mir habe."

„Ach so, — ich glaubte, Sie wären zu einer Dienstleistung eingezogen. Allerdings wunderte ich mich im stillen etwas über den ungewöhnlichen Zeitpunkt."

Der Andere blickte etwas erstaunt auf: „Verstehen Sie etwas von militärischen Dingen?"

Hugo hatte keine Lust, Rede und Antwort zu stehen und, da er das Gespräch abzubrechen wünschte, sagte er leichthin: „So gut wie gar nichts."

„Das habe ich mir gleich gedacht. Nicht wahr, — Sie verzeihen die Frage — Sie sind kein Kamerad, kein Leutnant der Reserve?"

„Allerdings nicht."

„Aber Sie haben natürlich gedient?"

„Selbstverständlich."

Der Andere betrachtete Hugo mit einem halb

überlegenen, halb mitleidigen Blick: „Ja ja, es gehört heutzutage viel dazu, Reserve-Offizier zu werden. Daß man ein guter Soldat ist, genügt nicht, es kommt sehr viel auf die eigene, gesellschaftliche Position an."

„Und auf die seines Vaters," setzte Hugo hinzu, der da sicher zu sein glaubte, daß sein Coupégenosse selbst keine allzu große Stellung in der Welt bekleidete.

Der Andere lachte lustig auf: „Ja ja, man kann in der Wahl seines alten Herrn nie vorsichtig genug sein, ich war es, Gottseidank, sehr."

„Da gratuliere ich Ihnen," meinte Hugo, dem der Andere nachgerade anfing, Vergnügen zu machen.

„Bitte sehr, aber ich freue mich immer, wenn man mir gratuliert, und mir gratulieren alle Menschen. Sie kennen doch auch gewiß die Firma meines Papas — Platow, Mertens & Co., die riesengroße Spinnerei. Mein Papa, der die Firma jetzt ganz allein führt, beschäftigt über dreitausend Arbeiter. Sie kennen uns doch sich er auch."

Hugo bedauerte lebhaft: „Ich bin in der Branche nicht bewandert," und nur, um den Gesichtsausdruck des Anderen beobachten zu können, setzte er hinzu: „Ich reise nämlich in Wein."

Der Leutnant der Reserve machte ein ganz

blödes Gesicht: „Ach nee — wirklich? Weinreisender?"

Am liebsten hätte Hugo laut aufgelacht, aber er blieb sehr ernst bei dem, was er jetzt sagte: „Allerdings — aber es gibt ja sogar Weinreisende, die Reserve-Offiziere sind."

„Erlauben Sie 'mal, das stimmt nicht!" protestierte der Herr Leutnant sehr energisch, „das weiß ich denn doch besser — ich kenne ganz genau die Kreise, aus denen sich unser Reserve-Offizierkorps zusammensetzt. Sie dürfen mich nicht falsch verstehen, mir liegt natürlich nichts ferner, als Ihrem ja gewiß sehr ehrenwerten Beruf nahetreten zu wollen, aber — äh — verzeihen Sie — ein Weinreisender kann nur dann Leutnant d. R. Werden, wenn er nicht für andere Firmen reist, sondern nur für seine eigene, wenn er also der Besitzer des Geschäftes ist."

„Da mögen Sie Recht haben. Aber gestatten Sie mir, ohne indiskret sein zu wollen, eine Frage: Sind Sie Mitbesitzer der Firma Ihres Herrn Vaters?"

„Ich?!" Der Leutnant der Reserve kam aus seinem Erstaunen gar nicht heraus. „Wirklich zu komisch, man macht doch unterwegs wahnsinnig interessante Bekanntschaften! Deshalb reise ich auch so

viel. Mein Papa sagt immer zu mir: Reisen bildet den Menschen."

„Sie reisen wohl sehr viel?" fragte Hugo gelassen.

Der Herr Leutnant streife mit unnachahmlicher Grazie die Asche von seiner Zigarre: „Eine Beschäftigung muß der Mensch doch auf Erden haben."

„Gewiß. Und was tun Sie, wenn Sie nicht reisen?"

Der Andere sah ihn ganz groß an: „Ich sagte Ihnen doch schon: ich bin Reserve-Offizier, na — und da geht das andere doch ganz einfach nicht!"

„Sie meinen: das Arbeiten?"

„Ganz recht. Sehen Sie, nun verstehen wir uns wieder. Wissen Sie, die Fabrik, wo mein Papa — ich sagte ja schon — wir beschäftigen dreitausend Arbeiter. Die Leute haben es gut bei uns, sogar sehr gut, aber was wollen Sie, die Leute sind trotzdem natürlich nicht zufrieden — alles Sozialdemokraten. Und denken Sie sich, daß ich in der Fabrik wäre! Da müßte ich unter Umständen mit den Arbeitern über Lohnerhöhungen oder wegen anderer Dinge unterhandeln. Ich, der Leutnant der Reserve, — mit Sozialdemokraten! Da würden Reibereien aller Art entstehen. Davon aber ganz abgesehen, ist es doch mit meiner gesellschaft-

lichen Stellung ganz unvereinbar, mir von meinen Arbeitern Vorschriften machen zu lassen. Im Militärverhältnis sind die Leute doch alle meine Untergebenen, — na, und schon die Disziplin und Subordination, die für den Fall eines Krieges unbedingt aufrecht erhalten werden muß, verbietet es doch, mit solchen Menschen zu sprechen oder sich gar bei passender Gelegenheit von ihnen gewissermaßen die Pistole auf die Brust setzen zu lassen."

„Der Standpunkt ist mir allerdings ganz neu," sagte Hugo in aufrichtigster Bewunderung, „und ich muß offen gestehen: so habe ich die Stellung eines Reserve-Offiziers noch nie aufgefaßt, oder, besser gesagt, ich habe noch nie gewußt, daß man als Leutnant der Reserve in ein solches Dilemma geraten kann."

„Das ist noch gar nichts. Ich möchte beinahe behaupten, man kommt als Leutnant der Reserve überhaupt gar nicht aus dem Dilemma heraus, man fällt eigentlich beständig von dem einen ins andere. Sehen Sie, da habe ich zum Beispiel in einer benachbarten Fabrik einen lieben Freund, pardon — ich meine: ich hatte einen Freund. Der diente bei einem Infanterie-Regiment und erhielt auch die Qualifikation zum Reserve-Offizier, Sie wissen doch, was das ist? Ach so ja, richtig, Sie haben ja selbst

gedient. Na also, der stellte sich denn natürlich auch sofort zur Wahl und fiel dabei wider alles Erwarten durch. Was da vorliegt, weiß ich nicht, das erfährt man ja auch nicht. Aber ich meine, die Tatsache, daß er nicht gewählt wurde, genügt vollständig. Irgend etwas muß mit ihm doch nicht in Ordnung sein."

„Vielleicht ist er nur einigen Herren seines Landwehrbezirks unsympathisch gewesen — das reicht ja unter Umständen auch schon aus, um nicht gewählt zu werden. Vielleicht war es nur das, und daraus kann man dem Herrn doch keinen Vorwurf machen," meinte Hugo, den das Gespräch jetzt wirklich interessierte.

„Kann sein, kann aber auch nicht sein, und selbst, wenn er wirklich nur einigen Herren nicht sympathisch war, so ist das doch lediglich und allein seine eigene Schuld. Wo es heutzutage so schwer ist, Reserve-Offizier zu werden, wo so viel, ja noch mehr, wo unsere ganze gesellschaftliche Stellung davon abhängt, daß wir es sind, da muß man sich bei denen, die darüber zu entscheiden haben, lieb Kind zu machen verstehen, selbst wenn man es unter anderen Umständen nicht täte. Na, wie dem aber auch immer sei: die Tatsache liegt vor, er ist nicht

gewählt, und dadurch hat er doch immer einen gewissen Flecken an seiner Ehre erlitten."

„Urteilen Sie da nicht etwas sehr streng, Herr Platow?"

„Bitte, nennen auch Sie mich ruhig: Herr Leutnant," unterbrach der Andere ihn, „man nennt mich überall so, und zwar mit vollem Recht. Hätte ich einen Nebenberuf, dann wäre ich natürlich nebenbei auch noch Herr Direktor, Herr Doktor oder sonst etwas, aber so, bitte: Herr Leutnant."

Hugo streifte den Anderen nur mit einem Blick, den dieser aber entweder gar nicht bemerkte oder als eine stumme Huldigung auffaßte, dann fuhr er fort: „Also, Herr Leutnant, ich meine: Sie urteilen denn doch wohl etwas sehr hart. Wie Sie noch besser wissen als ich, erfolgt die Wahl der Reserve-Offiziere bis jetzt noch durch die Offiziere des Landwehr-Bezirks, zu dem der Betreffende gehört. Den Meisten ist der Offiziers-Aspirant gänzlich unbekannt, er hat ein paarmal mit ihnen bei irgend einem Liebesmahl zusammengesessen, weiter nichts. Als Mensch ist er sehr oft Allen ganz fremd, und wenn dann vielleicht der eine oder der andere der bei diesen Liebesmählern gar nicht zugegen war, ihn nur deshlab nicht wählt, weil er von einem Dritten hörte, daß der Aspirant sich nach dessen persönlicher

Meinung doch nicht so ganz zum Offizier eigne, dann wirft das nach meiner Auffassung ein etwas eigentümliches Licht auf das Offizierkorps, das den Betreffenden nicht wählt, aber nicht auf den Aspiranten selbst."

Der Herr Leutnant fuhr in die Höhe: „Sie wollen doch damit nicht etwa gegen irgend ein Offizierkorps — sei es ein aktives oder eins der Landwehr — einen Vorwurf erheben."

Aber Hugo blieb ganz ruhig: „Ich habe nur dasselbe gesagt, was sich vor einigen Monaten im Reichstag auch der Herr Kriegsminister zu sagen erlaubte, daß es beabsichtigt wird, in Zukunft die Reserve-Offiziere nicht mehr von den Offizieren ihres Landwehrbezirks, sondern von den aktiven Offizieren des Regiments wählen zu lassen, bei dem der Aspirant nicht nur sein Jahr abdiente, sondern auch seine anderen militärischen Übungen ablegte. Da diese sich auf mehrere Jahre verteilen, ist der Aspirant mit allen Herren seines Regiments persönlich und dienstlich in Berührung gekommen, und es ist ganz klar, daß diese den Aspiranten tausendmal besser beurteilen können, als die Herren des Landwehrbezirks, die ihn entweder nur ganz flüchtig oder gar nicht kennen."

Der Herr Leutnant wußte nicht recht, was er

erwidern sollte. „Wenn Seine Exzellenz, der Herr Kriegsminister, es wirklich gesagt hat, dann, ja dann — äh — aber ich muß offen gestehen, ich habe nichts davon gelesen, schon deshalb nicht, weil ich nie die Reichstagsverhandlungen lese. Ich will Ihnen auch sagen, warum. Ein weiser Mann hat einmal gesagt: es gibt nur zwei vernünftige Regierungsformen, die beste ist die Republik, die zweitbeste: das absolute Herrschertum. Bei mir kommt der Absolutismus natürlich vor der Republik, — aber sonst hat der Mann vollständig recht. Nehmen Sie unseren Kaiser, ein Mann, um den uns die ganze Welt beneidet, ein Napoleon, ein Cäsar, ein Bismarck und ein Moltke in einer Person, ein Herrscher mit den genialsten Ideen, denen nur die Wenigsten zu folgen vermögen. Und ein solcher Geist ist bei dem, was er im Interesse des Staates zu leisten beabsichtigt von diesen Reichstagsabgeordneten abhängig, von Leuten, die um ihre zwanzig Mark tägliche Diäten jahraus, jahrein herumgeschachert haben, von Männern, die fertige Cravatten, lose Manschetten und unter Umständen sogar noch Jägerhemden tragen. Und die Reden solcher Leute soll ich lesen? Pfui Spinne! Wie gesagt: ich erinnere mich nicht, daß der Herr Kriegsminister sich so aussprach, wie Sie es andeuteten, kann mir auch nicht vorstellen, welche

Gründe Seine Exzellenz dazu bewogen haben sollten."

„Sehr gewichtige. Der Kriegsminister gab selbst zu, daß dann Ungerechtigkeiten fortfallen würden, die heute leider nur noch zu oft vorkommen, und er sieht es voraus, daß dann auch wirklich Alle, die die Qualifikation haben, Offizier werden. Sie haben ja in Ihrem Freunde den besten Beweis dafür, daß das jetzt nicht immer der Fall ist."

„Pardon — der Herr war mein Freund, aber jetzt, wo er nicht gewählt ist? Ich bitte Sie — mir tut er ja selbst am meisten leid, aber was soll ich machen? Ich kann mich wirklich nicht mehr mit ihm in der Öffentlichkeit zeigen. Hätte er nicht gedient, dann wäre es etwas ganz anderes, aber so? Zur Wahl stellen — und durchfallen, — ich kann mir nicht helfen — aber er hat nun 'mal einen Knacks weg. Ich habe es ihm natürlich nie gesagt, aber soviel weiß ich: ich hätte mich an seiner Stelle totgeschossen."

„Ach nein, wirklich?"

Der Herr Leutnant sah Hugo etwas geringschätzig an: „Man kann von seiner Ehre nie hoch genug denken. Und ich bitte Sie — ein Mann ohne Ehre, oder auch nur ein Mann, der in der Hinsicht nicht absolut rein und makellos dasteht, — lieber

tot. Und wenn man nicht zur Waffe greift, das Leben, das man dann führt, ist doch eigentlich gar kein Leben. Ich sehe es ja an meinem Bekannten. Nicht gerade, daß wir ihm aus dem Wege gehen, aber wir suchen ihn doch auch nicht auf. Auf den Gesellschaften und Bällen tut er uns Allen wirklich manchmal aufrichtig leid, für ihn ist die Tanzkarte der jungen Damen immer besetzt, und daß ihm bei dem Cotillon auch nur ein einziges der jungen Mädchen auch nur einmal einen Orden bringt, — das ist natürlich gänzlich ausgeschlossen."

„Aber das ist doch geradezu eine unerhörte Grausamkeit der Gesellschaft," fuhr Hugo in aufrichtiger Empörung auf.

Der Andere zuckte die Achseln: „Was wollen Sie! Wenn man wüßte, weshalb er durchfiel, dann wäre es ja etwas ganz anderes. Aber so? Da man nichts bestimmtes weiß, vermutet und argwöhnt man alles Mögliche. Gewiß ist es in mancher Hinsicht hart und grausam, aber bei der Stellung, die der Leutnant der Reserve heutzutage nun einmal einnimmt — was wollen Sie?"

„Ich persönlich gar nichts, denn ich kann die Welt und die Menschen nicht ändern. Aber ich meine, daß der Reserve-Offizier als solcher überhaupt gar keine Stellung in der Welt einzunehmen hat. Ist

er zu einer Dienstleistung eingezogen, dann ist er Offizier so gut wie jeder aktive, obgleich selbst da der „Reserveonkel" von den Anderen mit einer gewissen Geringschätzung betrachtet und von ihnen umso weniger für voll angesehen wird, je mehr er sich Mühe gibt, nach außen hin den aktiven Kameraden nachzuahmen. Aber immerhin, da ist er Offizier, da ist er es wirklich. In der Zwischenzeit aber — und es dauert manchmal zwei, drei Jahre, bis er zu einer neuen Übung eingezogen wird — da sollte er den Titel ebenso gut ablegen, wie er die Uniform in den Schrank hängt, und Beides erst wieder hervorholen, wenn der Dienst für ihn aufs neue beginnt."

Der Herr Leutnant saß da, stumm, sprachlos, unfähig, ein Wort zu reden. Was er da zu hören bekam, stand mit seinen eigenen Anschauungen in einem solchen Widerspruch, daß er das alles in seiner ganzen Tragweite noch gar nicht zu fassen vermochte. Für einen Augenblick dachte er daran, den Anderen wegen persönlicher Beleidigung zur Rechenschaft zu ziehen, Genugtuung von ihm für die Art zu fordern, in der er sich über den Stand der Reserve-Offiziere ausgesprochen hatte. Aber der war ja gar nicht Offizier, also nicht einmal satisfaktionsfähig, er reiste ja nur in Wein, allerdings wahr-

scheinlich für seine eigene Firma, denn er machte nicht den Eindruck eines gewöhnlichen „Weinonkels", aber trotzdem stand er, schon weil er nicht Offizier war, gesellschaftlich weit unter ihm.

Nein, sich aufzuregen, hatte gar keinen Zweck, er durfte es auch gar nicht, das war unter seiner Würde. Einem Streit und einem Wortwechsel mußte er nach Möglichkeit aus dem Wege gehen. Um Gotteswillen — nur keinen Skandal, das war er seinem Stande schuldig. Je ruhiger er blieb, desto besser war es, und schließlich: wer war denn überhaupt der Andere? Jetzt erst fiel ihm ein, daß er dessen Namen nicht einmal kannte. Der ungebildete Mensch hatte es nicht einmal der Mühe wert gehalten, sich vorzustellen, wieder ein neuer Beweis dafür, daß selbst das Reisen in der ersten Klasse nicht davor schützte, mit minderwertiger Gesellschaft zusammen zu kommen. Nein, man konnte wirklich nicht wissen, wer der Andere war, und wenn es zu einem Streit kam, so mußte er seinem Ehrengericht davon Mitteilung machen, so etwas war immer unangenehm. Und was dann, wenn dieses vielleicht ein Duell für unvermeidlich hielt und der Andere nicht zu bewegen war, sich der Pistole zu stellen?

Nein, es war schon besser, er blieb ganz ruhig, der Andere konnte ihn ja auch gar nicht beleidigen.

So sagte er denn nur: „Ich glaube, es ist besser, wir brechen das Gespräch ab. Wir verstehen uns nicht, und es ist ja auch eigentlich ganz selbstverständlich, denn ich bin Offizier mit Leib und Seele, und Sie sind es überhaupt nicht."

„Aber selbst wenn ich es wäre, würde ich genau so urteilen, wie ich es vorhin aussprach. Ich würde von diesem Titel nur während meiner Dienstzeit Gebrauch machen, mich sonst nie so nennen und es nicht einmal auf meine Visitenkarte drucken lassen."

„Das könnten Sie ja halten, wie Sie wollten. Aber da Sie ja nicht Offizier sind, es auch nie werden, ist die Fortsetzung des Gesprächs wirklich überflüssig."

„Ich habe die Unterhaltung nicht angefangen," sagte Hugo, der sich trotz aller Versuche, ruhig zu bleiben, über den hochnäsigen Ton des Herrn Leutnants rasend ärgerte. „Im Gegenteil — ich glaube ziemlich deutlich gezeigt zu haben, daß ich keine Konversation wünschte, ich liebe es nicht, mich auf der Bahn zu unterhalten."

Und ohne sich weiter um den Herrn Leutnant zu kümmern, zündete er sich eine neue Zigarre an und sah wieder zum Fenster hinaus.

Der Andere wollte seinem Beispiel folgen, um die Empörung, die sich seiner bemächtigt hatte, nie-

derzukämpfen, aber auch jetzt suchte er vergebens nach einem Streichholz.

Hugo konnte sich eine Eisenbahnfahrt ohne fortwährendes Rauchen absolut nicht vorstellen; so tat ihm der Andere doch leid, und lediglich aus diesem Grunde fragte er: „Darf ich Ihnen vielleicht Feuer anbieten?"

Der Andere lehnte kurz ab: „Danke."

„Bitte, bitte, ganz wie Sie wünschen." Gelassen steckte Hugo die Streichhölzer wieder ein und lehnte sich in seine Ecke zurück. Aber von Zeit zu Zeit streifte sein Blick doch heimlich den Herrn Leutnant, und immer wieder fragte er sich: wie ist so etwas möglich? Wie kann ein Mensch in dem Beruf des Leutnants d. R. so ganz aufgehen, daß dieser ihm völlig genügt, daß er gar nicht den Wunsch nach Arbeit und Tätigkeit hat? Ja, daß er Beides mit seiner hohen Würde für unvereinbar hält? Allerdings, ein Beispiel im kleinen hatte er dafür ja auch in seinem Bruder Harald, dem war der Leutnant d. R. ja auch ganz gewaltig in den Kopf gestiegen und nahm sein Interesse mehr gefangen, als es gut war, aber wenigstens vorläufig war zwischen den Beiden doch immer noch ein großer Unterschied. Bei Harald war doch noch die Aussicht vorhanden, daß er unter dem Einfluß seines Vaters vielleicht

wieder vernünftig werden würde. Bei dem Anderen war das ja allerdings gänzlich ausgeschlossen, und fast noch weniger als den Herrn Leutnant begriff er dessen Vater. Wenn der wirklich ein Groß-Industrieller war, wie konnte er seinem Sohne dann erlauben, ein solches Faulenzerleben zu führen, anstatt ihm klarzumachen, je mehr du nach deiner Meinung bist, umso mehr mußt du arbeiten, um dich deiner Stellung würdig zu erweisen.

Na, was geht mich das alles schließlich an, dachte Hugo.

Nach einer Weile verließ er seinen Platz, um den Speisewagen aufzusuchen.

„Hugo — wo kommst du denn her?"

„Harald? Was machst du hier?"

Die Freude der beiden Brüder, sich hier gänzlich unerwartet im Zug zu treffen, war groß, und nachdem sich Beide gegenseitig erzählt hatten, woher sie kamen, nahmen sie an einem der kleinen, für zwei Personen bestimmten Tische Platz.

Ebenso wie Hugo, kam auch Harald von einer kurzen Geschäftsreise zurück, aber trotzdem er mit dem Abschluß, den er gemacht hatte, sehr zufrieden sein konnte, war er doch recht schlechter Stimmung.

„Ich kann mir nun einmal nicht helfen — dieses Feilschen und Handeln ist mir gräßlich, und die

Devise, möglichst billig einzukaufen und möglichst teuer zu verkaufen, mag zwar vom kaufmännischen Standpunkt aus sehr schön sein, und ich will auch gerne zugeben, daß es ohne das nicht geht, — aber trotzdem, ekelhaft finde ich es doch. Früher dachte ich auch anders, da war ich auch fürs Verdienen, denn wenn wir auch reich sind, können wir ja trotzdem immer noch reicher werden."

„Na also," meinte Hugo, „was schiltst du denn? Freu' dich, daß du deine Dukaten verdient hast und laß das Schelten."

Harald machte ein nachdenkliches Gesicht: „Ich schelte ja auch gar nicht, aber mir fangen die Geschäftsreisen an, unangenehm zu werden. Man ist doch schließlich nicht nur Kaufmann, man ist doch auch Reserveleutnant."

„Ach so, ja, richtig, das hatte ich im Augenblick ganz vergessen."

Harald schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Ich merke wohl, daß du dich trotz deiner anscheinenden Zustimmung über mich lustig machen willst, aber das hilft dir nichts, ich meine es mit dem, was ich sage, vollständig ernst, und vor allen Dingen habe ich auch Recht. Ja, noch mehr, ich habe mich zu der Überzeugung durchgerungen, daß ich, wenn ich darüber zu entscheiden hätte, es jedem Re-

serve-Offizier verbieten würde, nach seiner Wahl zum Offizier noch einem Beruf anzugehören, der in erster Linie, oder besser gesagt, lediglich auf Gelderwerb ausgeht. Man kommt da zu oft in die Lage, sich lediglich des schnöden Mammons wegen mit Leuten abzugeben, die wirklich nicht zu uns gehören. Man muß ihnen die Hand reichen, sich womöglich mit ihnen an denselben Tisch setzen, und dabei hat man sie selbst entweder soeben nach Möglichkeit begaunert, oder man ist von ihnen begaunert worden. Das Wort „begaunert" natürlich nur in dem Sinne verstanden, daß Einer von dem Anderen auf einer noch leidlich anständigen Basis möglichst viel zu verdienen sucht."

„Was du mir da erzählst, ist mir nicht neu. Fast dasselbe habe ich heute schon einmal zu hören bekommen, und ich kann auch dir nur dasselbe erwidern wie dem Anderen: denk nicht immer daran, daß du Leutnant d. R. bist. Sei Offizier, wenn du eingezogen bist, und sonst nur Kaufmann. Das sind zwei Begriffe und zwei Tätigkeiten, die sich sehr gut vollständig von einander trennen lassen."

„Das sind sie eben nicht!" fuhr Harald auf, „und wenn du so sprichst, beweist du leider aufs neue damit, daß du noch weit davon entfernt bist, jene Anschauungen zu haben, die in dir den Wunsch er-

wecken würden, dich endlich wählen zu lassen. Darüber, daß du es noch nicht tust, wird mehr geredet, als dir lieb sein kann. Mir ist es auf jeden Fall mehr als peinlich, mich immer aufs neue nach dir fragen zu lassen."

„Verstoß mich doch ruhig in dieser Hinsicht, erkläre doch: soweit mein dienstliches Verhältnis irgendwie in Frage käme, wäre ich nicht mehr dein Bruder. Ich nehme es dir gar nicht übel, dafür werde ich mir dann erlauben, wenn sich jemand bei mir darnach erkundigt, wie es dir geschäftlich geht, ihm zu antworten: das muß ein Irrtum Ihrerseits sein — ich habe allerdings einen Bruder, aber der ist nicht Kaufmann, sondern nur Reserve-Offizier."

„Red' doch keinen Unsinn, ich bin Beides zusammen, und du mußt das Kind nicht gleich mit dem Bad ausschütten. Aber ebensowenig kann ich, wie du es verlangst, zu gewissen Jahreszeiten nur Kaufmann, zu anderen nur Leutnant sein. Das geht schon deshalb nicht, weil ich den Ehrengerichten und den Ehrengesetzen unterstellt bin, nicht nur für die Zeit, in der ich übe, sondern immer. Jetzt, in diesem Augenblick, ebenso gut wie morgen im Kontor, oder übermorgen auf dem Tennisplatz, oder wo ich sonst gerade bin. Die Ehrengesetze schweben beständig über meinem Haupte, und da muß ich

meinen ganzen Lebenswandel so einrichten, daß ich in keiner Weise gegen die verstoße. Das greift natürlich nicht nur in mein privates Leben, sondern auch in meine kaufmännische Tätigkeit ein. Auch da kommt man oft in die Lage, sich fragen zu müssen: darfst du das oder jenes tun, weil du Reserve-Offizier bist?"

„Das verstehe ich nun ganz bestimmt nicht!" rief Hugo erregt, „und ich begreife nicht, wie du nur so etwas sagen kannst. Man ist doch, Gottseidank, auch ein anständiger Mensch, wenn man nicht „Leutnant d. R." ist, wenigstens vor sich selbst, und unsere Kaufmannsehre steht uns doch höher, als der materielle Nutzen. Da kann man doch garnicht in Versuchung kommen, ein Geschäft abzuschließen, das auch nur im entferntesten den Schein der Unreellität haben könnte."

„Und doch sind Widersprüche möglich. Was wir „durch und durch reell" nennen, findet ein Offizier von seinem Standpunkt aus vielleicht „unfair". So, um nur einige kleine Beispiele anzuführen, das Zusenden von Rechnungen, die Mahnung, zu zahlen, die Erhebung des Geldes durch Postauftrag, oder gerichtliche Klage. Das sind Fälle, die namentlich in deinem Beruf, wo du es mit der Privatkundschaft zu tun hast, doch tausendmal vor-

kommen können. Ich möchte dir nicht raten, irgend einem Leutnant einen Postauftrag zu senden oder ihm gar mit einer Klage zu drohen. Wenn du Leutnant d. R. wärest, hätte das für dich die unangenehmsten Folgen, da du es noch nicht bist, wäre es leicht möglich, daß du es dann überhaupt nicht würdest."

„Das glaube ich allerdings selbst. Und schon um all diesen Schwierigkeiten und Verwickelungen zu entgehen, lasse ich mich ja eben noch nicht wählen. Aber mir schien aus deinen Worten hervorzugehen, daß du das, was du sagtest, mehr vom kaufmännischen Standpunkt als von dem des Offiziers erwähntest."

„Doch nicht — oh nein!" widersprach Harald lebhaft. „Um bei deinem Geschäft zu bleiben, verkenne ich gewiß nicht die Schwierigkeiten, die du oft hast, um zu deinem Gelde zu gelangen, aber ich verstehe erst recht den Offizier, der sich durch eine Mahnung oder durch etwas ähnliches in seiner Ehre gekränkt fühlt. Und nun erst, wenn dies von einem Kameraden d. R. ausgeht oder gar von einem Herrn der, wie du, zwar die Qualifikation besitzt, aber im militärischen Verhältnis doch ein Untergebener ist. Wer die finanzielle Lage der Offiziere kennt, der muß sich vorher überlegen, ob er ihnen Kredit gibt.

Tut er es, dann muß er unter Umständen auch darauf gefaßt sein, sein Geld zu verlieren, nicht, weil die Herren nicht die beste Absicht haben, zu zahlen, sondern weil sie nicht immer pünktlich zahlen können."

„Und wenn ich keinen Kredit gebe? Stell' dir einmal vor, ich würde einem Offizier schreiben, ich bedauerte, ihm nur gegen Kasse liefern zu können. Was dann?"

„Wenn du Offizier wärest, würden sich unter Umständen die Ehrengerichte damit beschäftigen, und da du nicht Offizier bist, würdest du, sobald man etwas von deinem Briefe erführe, es sicher nicht werden."

„Was willst du eigentlich mit all diesen Reden?" fragte Hugo. „Du gibst mir doch mit allem selbst zu, daß es vom kaufmännischen Standpunkt aus sehr häufig ein Fehler ist, sich wählen zu lassen."

Harald wußte nicht gleich, was er antworten sollte, dann meinte er, geschickt ausweichend: „Auf der anderen Seite gibst du mir aber auch zu, daß Kaufmann und Reserve-Offizier nicht nur zuweilen, sondern eigentlich sehr oft unvereinbar sind. Auch noch aus anderen Gründen. Ich denke da eben an eine heftigen Auftritt, den ich neulich mit dem

Vater hatte. Du kennst ja auch den alten Peters, den Lagermeister."

„Gewiß, Vaters rechte Hand. Was ist mit ihm?"

„Ich habe es endlich durchgesetzt, daß er entlassen wurde."

„Aber Harald! Weshalb denn nur? Der Mann war seit zwanzig Jahren im Geschäfte."

„Gewiß. Und im Laufe der Zeit hat er sich, trotz seines hohen Lohns und trotz aller Bevorzugungen, die er genoß, zu einem Sozialdemokraten entwickelt, wie er roter nicht gedacht werden kann. Mir kam er schon lange verdächtig vor, aber ich wußte nichts genaues, bis ich kürzlich dahinter kam, daß er in dem Arbeiterverein eine Rede gehalten hat, die eines Bebel und eines Liebknecht würdig wäre. Das schlug denn doch dem Faß den Boden aus und ich ruhte nicht, bis er draußen war."

„Und der Vater hat nachgegeben? — Das wundert mich denn doch."

„Mühe genug hat es auch gekostet, das kannst du mir glauben, denn der Vater steht ja ganz auf dem Standpunkt, daß er sagt: für mich kommt es nur darauf an, daß jemand sein Geschäft versteht und seine Pflicht tut. Ob er im übrigen auf Bebel,

auf den Freisinn oder auf sonst eine Partei schwört, ist mir vollständig gleichgültig."

„Ganz meine Ansicht. Dächte ich wie du, dann müßte ich noch heute meinen Kellermeister entlassen, denn der ist genau wie euer Peters, vielleicht sogar noch um ein paar Schattierungen röter. Aber was kümmert mich das? Ich bin glücklich, daß ich ihn habe, denn eine solche Zunge finde ich so leicht nicht wieder, erst unterwegs habe ich es wieder erfahren, wie man mich um den Mann beneidet. Ich glaube sogar, man hat die Absicht, ihn mir bei irgend einer passenden Gelegenheit abspenstig zu machen, und um das zu verhindern, um ihm wirkliches Interesse an unserer Firma zu geben, will ich ihm nicht nur sein Gehalt erhöhen, sondern ihn auch mit einem ganz kleinen Gewinn am Umsatz beteiligen."

„Ein Sozialdemokrat als Geschäftsteilhaber — es wird bei Gott immer schöner!" brauste Harald auf.

Hugo zuckte die Achseln: „Du bist Leutnant — ich bib Kaufmann, das ist der große Unterschied zwischen uns beiden. Aber noch eine Frage: was sagte der Vater, als du die Entlassung von Peters fordertest?"

„Ich habe nie für möglich gehalten, daß er so heftig werden könne! Es kam zu einem Streit,

dessen Einzelheiten ich nicht erwähnen möchte. Vater ließ sich sogar hinreißen, die Stunde zu verwünschen, in der ich Leutnant wurde, da er ohne dies seinen Peters noch behalten hätte. Kurz und gut, es war gräßlich."

„Und du hast trotzdem auf deinem Willen bestanden?"

Harald sah den Bruder ganz verständnislos an: „Mußte ich das denn nicht? Ja, noch mehr, ich erklärte dem Vater kategorisch: entweder geht Peters, oder ich. Mit einem Menschen, der in der hiesigen sozialdemokratischen Partei eine Hauptrolle spielt, will ich nicht zusammen arbeiten, und kann es auch nicht. Nicht nur meine persönliche politische Überzeugung verbietet mir das, sondern vor allen Dingen meine Stellung als L. d. R."

„Dieses Wort fängt nachgerade an, mich nervös zu machen!" rief Hugo, der sich über die Entlassung des Lagermeisters um so weniger beruhigen konnte, als er genau wußte, was dieser fleißige, pflichtgetreue Arbeiter seinem Vater gewesen war.

„Ich kann es nicht ändern," meinte Harald gelassen. „Wir müssen die Tatsachen nehmen, wie sie sind, und mit ihnen rechnen. Der Vater steht frei und unabhängig da, er ist nur sich selbst und seinem eigenen Gewissen Rechenschaft schuldig über

das, was er tut. Aber bei mir ist es etwas anderes, ich bin Leutnant d. R."

„Ich glaube, das hast du mir heute nun schon ein Dutzend Mal gesagt, und nachgerade weiß ich es."

„Aber du scheinst trotzdem noch nicht zu wissen, was das in dem Falle Peters für mich bedeutet. Hätten wir den Mann behalten, dann war es nicht ausgeschlossen, daß ich eines Tages zum Bezirkskommandeur gerufen wurde, und daß man da sofort von mir seine sofortige Entlassung gefordert hätte. Man würde mir mit vollem Recht den schweren Vorwurf gemacht haben, daß ich die Sozialdemokratie unterstützte, wenn ich einen ihrer Anführer in unserem Geschäfte behielte."

„Und glaubst du, daß du die Sozialdemokraten in ihren Bestrebungen, wenn auch nur indirekt, nicht erst recht dadurch unterstützt, daß du einen der ihrigen brotlos machst, daß du einen anerkannt tüchtigen Arbeiter lediglich wegen seiner politischen Überzeugung fortschickst? Das ist doch Wasser auf ihre Mühle."

„Ich denke anders. Wenn die Leute sehen, daß man ihre Anschauungen nicht duldet, daß die verrückten Ideen, die sie hegen und nähren, sie der Not und dem Elend preisgeben, während die königs-

treuen Arbeiter ihr mehr als reichliches Auskommen haben, dann kommen sie vielleicht doch noch einmal zur Vernunft. Und ich meine: Jeder soll es wenigstens versuchen, seine Leute zur Raison zu bringen. Das ist die Pflicht eines jeden Patrioten, ganz besonders eines Leutnant d. R."

Hugo erhob sich: „Nimm es mir nicht übel, aber ich kann das nun nicht mehr mit anhören. Ich floh hierher, um einem entsetzlichen Leutnant d. R. zu entgehen, aber mir scheint's, ich bin vom Regen in die Traufe gekommen. Da ist mir mein Coupégenosse schon lieber, der ist mir jetzt wenigstens böse und schneidet mich."

Gerade, als Hugo sich mit einem kurzen: „Auf Wiedersehen" verabschieden wollte, trat der Herr Leutnant in den Speisewagen, und wie elektrisiert sprang Harald auf und eilte ihm entgegen:

„Mein Gott — Platow, Sie auch hier? Der Speisewagen scheint heute wirklich der reine Rendezvous-Platz zu sein! Nein, das ist wirklich zu nett, daß ich Sie treffe."

Mit einer Herzlichkeit, die Hugo dem Anderen gar nicht zugetraut hatte, begrüßte der Herr Leutnant seinen Bruder.

„Nicht wahr," rief Harald dann, „wir setzen uns zusammen und feiern das Wiedersehen. Ich

habe noch ungefähr eine Stunde Zeit. Hier am Tisch ist Platz. Mein Bruder wollte sowieso gehen, oder wie ist es, Hugo, bleibst du jetzt noch? Übrigens weiß ich nicht, ob die Herren sich kennen: Herr Leutnant d. R. Platow — mein Bruder, bis jetzt nur noch Vizefeldwebel, aber da er selbstverständlich die Qualifikation besitzt, hoffentlich auch sehr bald Leutnant d. R."

„Vorläufig aber noch in erster Linie Weinhändler," sagte Hugo mit scharfer Betonung, weil es ihn ärgerte, daß Harald auch jetzt zuerst seine militärische Charge nannte. Dann fuhr er fort: „Ich möchte die Herren nicht stören — Sie haben gewiß manches Interessante mit einander zu besprechen." Und mit kurzer Verbeugung ging er hinaus.

„Da — das ist Ihr Herr Bruder?" fragte der Herr Leutnant mit dem Ausdruck des grenzenlosesten Erstaunens, als Hugo gegangen war. „Alles auf der Welt hätte ich für möglich gehalten — das nicht."

„Und doch behaupten viele Leute, wir sähen uns sehr ähnlich," sagte Harald, der den Anderen nicht begriff.

„Gewiß — ja — ich muß gestehen, auf die äußere Ähnlichkeit hin habe ich Ihren Herrn Bruder gar nicht angesehen, aber ich meine so in Be-

zug auf seine Gesinnung — Sie dürfen mir das nicht übel nehmen — und meine Worte auch nicht falsch deuten. Aber Ihr Herr Bruder scheint mir zum mindesten etwas sonderbare Ansichten zu haben. Ich habe mich vorhin mit ihm in ein Gespräch eingelassen, wie ich das auf Reisen gern tue, um die Leute kennen zu lernen, wie ich andererseits auch gerne zum Fenster hinaussehe, um das Land kennen zu lernen. Und Sie wissen ja: Land und Leute sind ein sehr interessantes Studium."

„Gewiß," stimmte Harald ihm bei. Allerdings war er der Ansicht, daß man dieses Studium etwas anders und etwas ernster betreiben müsse, als der gute Platow es tat, aber er konnte ja nichts dafür, daß der es in dieser Hinsicht ebensowenig genau nahm wie mit seinen sonstigen Beschäftigungen. Es war nun einmal alles an ihm oberflächlich, dafür war er aber nach Haralds Meinung ein ur-vornehm denkender Mensch. Gemeinsam hatten Beide in der selben Garnison, wenn auch nicht bei demselben Regiment, ihr Jahr abgedient. In dem Hinterzimmer des teuersten Hotels, das ausschließlich für die Herren Einjährigen der Kavallerie-Regimenter reserviert war, hatten sie isch kennen gelernt und manche tolle Nacht dort zusammen verlebt. Platow hatte es, obgleich nur bürgerlich, verstanden, sich

selbst bei den jungen Adeligen durch die ganze Art seines Auftretens eine gute Position zu verschaffen, und der heilige Ernst, mit dem er von seiner späteren Stellung als Leutnant d. R. sprach, seine felsenfeste Überzeugung, daß man diesem Beruf jede andere Tätigkeit opfern müsse, war auf die jungen Gemüter nicht ohne Einfluß geblieben. Namentlich Harald hatte sich ihm angeschlossen, teils aus Überzeugung, teils aber auch aus Eitelkeit, denn Platow, der sich selbst als Einjähriger mit Erlaubnis seiner Vorgesetzten prachtvolle Pferde hielt und auch sonst sehr groß auftrat, spielte in der Garnison eine gewisse Rolle. Als Soldat selbst war er allerdings alles andere eher als ein leuchtendes Vorbild für die Anderen, und wenn er trotzdem Leutnant d. R. wurde, so lag das lediglich an den Anschauungen, die er im Kameradenkreise äußerte und die durch einen Zufall auch den Vorgesetzten bekannt wurden. Und daß ein solcher Mann für die Institution der Reserve-Offiziere eine weit bessere Acquisition bildete, als ein anderer, der vielleicht ein sehr viel besserer Soldat war, aber nicht diesen idealen Anschauungen huldigte, war ja ganz klar.

Harald freute sich aufrichtig, den Freund wiederzusehen, aber bei seinen Worten bekam er es doch etwas mit der Angst. Er kannte Platow nur zu

gut; da der absolut nichts auf der Welt zu tun hatte, bestand seine ganze Beschäftigung darin, alles was er gesehen, gehört und erlebt, überall weiterzuerzählen. Und dem gegenüber half auch keine Bitte um Diskretion. „Satisfaktion gewähre ich immer, Diskretion nie," war seine stehende Redensart.

Was mochte den Anderen nur zu solchen Worten über Hugo veranlassen? Allerdings, wenn der dem guten Platow gegenüber sich so ähnlich geäußert hatte, wie gegen ihn, dann konnte er sich über dessen Entsetzen nicht weiter wundern. Er fing ja selbst nachgerade an, Hugo nicht mehr recht zu begreifen. Trotzdem, um seiner selbst willen, durfte er Hugo nicht von Platow ins Gerede bringen lassen, das mußte unter allen Umständen vermieden werden. Gottseidank war Platow ja nicht der Klügste, da würde es schon nicht allzuschwer fallen, ihn umzustimmen, und so sagte er denn, sich zu einem Lachen zwingend: „Sie bleiben sich doch stets gleich, Platow, und machen noch genau so gute Witze wie vor Jahren. Um diese Gottesgabe kann man Sie wirklich beneiden."

Aber der Herr Leutnant fiel auf das Kompliment nicht hinein. „Ich unterschätze meine Witze gewiß nicht, Kamerad, nur dumme Leute stellen ihr

Licht unter den Scheffel, die Anderen freuen sich über die ihnen verliehenen Gottesgaben. Aber was Ihren Herrn Bruder betrifft, so meine ich das mit seinen, gelinde gesagt, sehr sonderbaren Ansichten verdammt ernsthaft, besonders, seitdem ich weiß, daß er Vizefeldwebel ist und sogar die Qualifikation besitzt. Wenn Sie mir das nicht gesagt hätten, würde ich das einfach nicht glauben, so — — so — na, sagen wir, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, so hat er sich vorhin geäußert."

„Aber, Platow, das ist doch gar nicht möglich," rief Harald mit gutgespieltem Erstaunen. „Mein Bruder ist ebenso wie wir Beide Soldat mit Leib und Seele, und wenn er noch nicht Offizier ist, so liegt das daran, daß er sich mit großen geschäftlichen Unternehmungen trägt, und gerade jetzt es vermeiden möchte, zu einer Übung herangezogen zu werden."

„Das verstehe ich nicht — dazu bin ich zu sehr Soldat. Wenn er vor der Alternative steht, entweder zu verdienen oder zu dienen, na da dient man doch, das ist doch ganz klar. Wenn man anders denkt, beweist man ja schon dadurch zur Genüge, daß man nicht von jenem Geist beseelt ist, der uns beherrschen muß, und der uns jene Stellung in der ganzen Welt verschafft hat, auf die wir nicht stolz genug sein können. Bismarck war gewiß ein genialer

Mensch, aber trotzdem oder gerade deshalb kann ich es ihm nicht verzeihen, daß er seinen Ausspruch: „alles können die anderen Nationen uns nachmachen, nur nicht den preußischen Leutnant," nicht auch auf uns Offiziere der Reserve übertrug."

„Das eine schloß für Bismarck eben das andere in sich, er betrachtete die aktiven Herren und die der Reserve als ein zusammengehöriges, unzertrennbares Ganze."

„Möglich, aber immerhin nicht bewiesen. Um aber auf Ihren Herrn Bruder zurückzukommen —"

„Wollen Sie nicht erst einmal austrinken?" fragte Harald. Ihm lag gar nichts daran, daß Platow immer wieder von Hugo anfing, aber vielleicht war es doch besser, er sprach sich ihm gegenüber aus als gegen Fremde. So brachte er denn selbst das Gespräch wieder auf seinen Bruder, schon um den Anschein zu erwecken, als könne es sich gar nicht um etwas wirklich Ernsthaftes handeln.

„Na, Platow, nun erzählen Sie 'mal, wodurch hat den mein cher frère Ihren allerhöchsten Unwillen erregt?"

Und Platow erzählte, er berichtete alles, kein Wort, kein Blick, kein Zucken der Achseln bleib unerwähnt, er hatte viel gegen Hugo auf dem Herzen, und alles mußte herunter. Und endlich schloß er:

„Es ist eigentlich unerhört, daß nur die Offiziere der Reserve und nicht auch die mit dem Qualifikationszeugnis ausgezeichneten Vizefeldwebel den Ehrengerichten unterstellt sind, denn wenn vor dem die Äußerungen Ihres Herrn Bruder zur Sprache kämen —"

Harald bekam es tatsächlich mit der Angst: Platow mußte in seiner Offiziersehre und in seiner Eitelkeit auf das tödlichste beleidigt sein, daß er sogar vom Ehrengericht sprach. Gottlob war Hugo dem noch nicht unterstellt, sonst wäre der Andere vielleicht im Stande gewesen, seine Drohung wirklich wahr zu machen. Aber es war und blieb unerhört, daß Hugo solche Reden hatte führen können, und Harald nahm sich vor, nicht nur als älterer Bruder, sondern auch in seiner Eigenschaft als Offizier dem Herrn Vizefeldwebel ganz gehörig seine Meinung zu sagen. Zum zweiten Mal wollte er nicht in eine solche Situation geraten, wie jetzt, dafür dankte er. Im stillen redete er sich immer wieder in Wut gegen Hugo hinein, und vergaß darüber ganz, dem Anderen zu antworten.

„Na, was sagen Sie dazu?" fragte der Herr Leutnant endlich, als Harald immer noch schwieg. „Sie sind auch einfach auf den Mund geschlagen — die Sprache ist pfutsch, was?"

„Aber keineswegs!" Harald zwang sich von neuem zu einem Lachen. „Ich bitte Sie, ich kenne doch meinen Bruder wie mich selbst, der ist der harmloseste Mitteleuropäer, den Sie sich nur vorstellen können, und wenn er so sprach, wie Sie sagen, so haben Sie natürlich seine nur scherzhaft gemeinten Worte lediglich deshalb falsch aufgefaßt, weil Sie es nicht begreifen können, daß man über ein solches Thema anders als sehr ernsthaft sprechen kann."

„Das begreife ich auch wirklich nicht, und ich glaube, wenn man das zuständige Bezirkskommando davon benachrichtigte, würde auch das diese Scherze nicht sehr witzig finden, sondern Ihren Herrn Bruder ganz gehörig zur Rede stellen. Und ich meine, man müsse das dem Bezirkskommando eigentlich melden, denn wir sind es doch dem Rock, den wir tragen, schuldig, daß nur solche Herren Offiziere werden, die es ihrer Gesinnung nach auch wirklich sind."

Der Teufel soll deine Starrköpfigkeit holen! Schalt Harald im stillen, dann meinte er aufs neue: „Aber Platow — Sie sind doch sonst nicht nur wegen Ihrer guten Witze bekannt, sondern auch dafür, daß Sie im Gegensatz zu den meisten anderen Menschen es gleich herausbekommen, ob das, was jemand sagt, wirklich seine tiefinnerste Überzeugung ist, oder ob

er nur so sprach, um dadurch das Urteil des Anderen zu provozieren und sich von dessen abgeklärter Weisheit bekehren und belehren zu lassen."

Der Zucker half. Platow war beruhigt. „Allerdings, da haben Sie recht, ich bin ein Menschenkenner, wie es nur wenige gibt. Ich reise nicht umsonst so viel und komme nicht mit den verschiedensten Leuten zusammen, ohne davon zu profitieren. So begreife ich es jetzt eigentlich selbst nicht, daß ich nicht allein auf das kam, was Sie mir eben sagten. Natürlich, Ihr Herr Bruder hat mich durch seine Worte nur dahin bringen wollen, mich ausführlicher als es sonst meine Gewohnheit ist, über die schwere und verantwortliche Stellung des Reserve-Offiziers zu äußern. Anders ist es ja auch gar nicht möglich. Denn daß er wirklich so denken sollte, wie er sagte, zumal er ja selbst das Reifezeugnis in der Tasche hat, ist ja ganz ausgeschlossen."

„Ganz ausgeschlossen," stimmte Harald ihm bei, und was er selbst nicht zu hoffen gewagt hatte, schien dennoch der Fall zu sein: für Platow war die Angelegenheit erledigt und er kam, so lange sie noch im Speisewagen zusammen saßen, mit keinem Wort mehr darauf zurück.

VII.

Die Stimmung im Hause des Konsuls war die denkbar schlechteste.

Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, nicht alles gleich auszuführen, was er sich vorgenommen hatte, war Harald seinem Bruder schon am Tag, nachdem er mit ihm in der Bahn zusammen getroffen, ganz barbarisch grob geworden, und zwar hauptsächlich in seiner Eigenschaft als Leutnant d. R. Aber zu seinem Erstaunen hatten seine Worte auf den brüderlichen Vizefeldwebel nicht den leisesten Eindruck gemacht. Anstatt ganz zerknirscht da zu stehen und für die Zukunft Besserung zu geloben, war Hugo, als der Unsinn, den Harald ihm vorredete, nach seiner Meinung denn doch zu bunt wurde, sacksiedegrob geworden, und als Harald ihm in der höchsten Erregung zurief: „Überleg' dir, was du sagst, ich bin Leutnant d. R.!", da hatte Hugo laut aufgelacht und gesagt: „Für mich bist und bleibst du nur mein Bruder, als solcher benimmst du dich

aber in diesem Augenblick nicht wie ein erwachsener Mensch, sondern wie ein dummer Junge." Damit war er ganz ruhig zur Tür hinausgegangen und hatte Harald in völliger Fassungslosigkeit dastehen lassen. Dem sauste und brauste es in den Ohren; er ein dummer Junge, das durfte er nicht auf sich sitzen lassen. Sein erster Gedanke war, seinen Bruder zu fordern. Aber dann sah er doch ein, daß das nicht ging, aber dennoch durfte er die Beleidigung nicht ruhig hinnehmen. Selbst wenn er wollte, durfte er es nicht, das war er seiner Stellung als Leutnant schuldig. Er dachte daran, eine ehrengerichtliche Untersuchung gegen sich zu beantragen und feststellen zu lassen, ob er trotz dieser ihm zugefügten Kränkung würdig sei, noch weiterhin Offizier zu bleiben, aber auch das verwarf er wieder. Das Ehrengericht würde den Streit der beiden Brüder nicht ernst nehmen und sich nicht hineinmischen.

Es gab nur eins: Hugo mußte revozieren. Aber der dachte nicht daran: „Was ich sagte, ist meine gewissenhafte Überzeugung, war es wenigstens in jenem Augenblick, und wenn du wieder solche Reden führst, wie neulich, werde ich dir dasselbe wieder sagen."

Vergebens suchte Harald auch bei seinem Vater Schutz und umsonst bat er diesen, es Hugo ein-

fach zu befehlen, die Beleidigung zurückzunehmen. Der Konsul lachte und erklärte ganz gelassen: „Du bist verrückt. Ein anderes Mal red' nicht solchen Unsinn, dann wird Hugo nicht nötig haben, dir darauf zu antworten."

Die beiden Brüder lebten in grimmigster Fehde, wenngleich dieser Streit eigentlich ganz einseitig war, denn Hugo nahm die Sache humoristisch. Aber für Harald war es blutiger Ernst. Sobald Hugo das Zimmer betrat, stand er ostentativ auf und ging hinaus, und wenn er aus irgendwelchen Gründen doch einmal dableiben mußte, dann war Hugo für ihn einfach Luft.

Natürlich blieb das gespannte Verhältnis der Brüder nicht ohne Einfluß auf die Stimmung der Anderen. Dazu kam, daß die Laune des Konsuls infolge geschäftlichen Ärgers sowieso viel zu wünschen übrig ließ. Der Lagermeister, den er lediglich seiner politischen Überzeugung halber auf Haralds Vorstellungen hin hatte entlassen müssen, und der ihm infolge seiner Ehrlichkeit, seiner Pflichttreue und seiner Sachkenntnisse unentbehrlich geworden war, fehlte ihm an allen Ecken und Kanten. Sein Nachfolger gab sich zwar die größte Mühe, sich in seine neue Stellung einzuarbeiten, aber der Konsul war es gewohnt, auf jede Frage sofort eine kurze,

klare Antwort zu erhalten, und wurde, wenn der neue Lagermeister dann erwiderte: „Das kann ich nicht sagen, Herr Konsul, da muß ich erst nachsehen," vollständig nervös und schlug ingrimmig fluchend mit der Faust auf den Tisch. Und da er, verwöhnt wie er durch seinen Peters war, dem Anderen gar keine Zeit ließ, sich einzuarbeiten, wurde, das Verhältnis zwischen den Beiden von Tag zu Tag schlechter. Mehr als einmal passierte es ihm, daß er mit Stentorstimme auf den Hof hinausrief; „Peters soll kommen — aber sofort!" Und wenn es ihm dann wieder einfiel, daß der ja entlassen war, dann warf er keine allzu freundlichen Blicke nach seinem Sohn, der zwar aus Respekt und aus Furcht vor seinem Vater gewissenhaft seine Stunden im Kontor absaß, aber doch deutlich zeigte, daß seine Gedanken ganz wo anders waren.

In den ersten Tagen nach Peters Entlassung hatte dieser des Mittags oft vor dem Geschäft gestanden und sich mit den Arbeitern, die zum Essen gingen, unterhalten.

„Ich hab' ja doch nichts zu tun, Herr Konsul," sagte er einmal, als dieser ihn daraufhin ansprach, „und ehe ich eine neue Stellung finde, kann das hier in der Stadt noch lange dauern, denn Alle sagen zu mir: wenn selbst der Herr Konsul Sie entlassen

hat, da müssen Sie ja wirklich ein ganz gefährlicher Mensch sein, Peters. Der Herr Konsul wissen ja genau, daß ich das nicht bin, und wenn ich trotzdem fort mußte, dann weiß ich auch, daß der Herr Konsul nicht daran schuld sind. Wenn es nach dem Herrn Konsul allein gegangen wäre, dann wären wir bis an unser Lebensende zusammen geblieben."

„Wie kannst du dich nur mit einem entlassenen, sozialdemokratischen Arbeiter auf der Straße unterhalten?" fragte Harald seinen Vater ganz erregt, umsomehr, als er deutlich bemerkt hatte, daß er selbst für Peters gar nicht zu existieren schien, daß dieser nicht einmal vor ihm die Mütze zog.

„Kümmere dich bitte nicht um Sachen, die dich nichts angehe. Gewiß hat Peters seine Fehler, und sein Arbeiten für seine Partei ist auch gewiß in meinen Augen nicht sehr lobenswert, aber trotzdem könntest du ihn dir in mancher Weise doch zum Vorbild nehmen: er war der fleißigste und gewissenhafteste von allen meinen Angestellten."

Und noch an demselben Mittag hatte der Konsul Auftrag gegeben, seinem entlassenen Lagermeister so lange an jedem Sonnabend Dreiviertel seines früheren Wochenlohnes auszuzahlen, bis dieser wieder eine Stellung gefunden haben werde. Aber schon am nächsten Montag kam Peters zu ihm in

sein Privatkontor, nicht, um sich für das Geld zu bedanken, sondern um es zurückzubringen.

„Ich hab's nicht nötig, Herr Konsul. Ich hab' meine Ersparnisse, die langen schon noch eine Zeit, — und wenn auch nicht. Der Herr Konsul meinen es gut mit mir, das weiß ich ja auch so. Aber trotzdem! Nee, geschenkt haben will ich nichts, das kann ich auch der anderen Genossen wegen nicht, das macht nur böses Blut, wenn ich dafür, daß ich nichts tue, dreiviertel von dem kriege, als die Anderen, die jeden Tag zehn Stunden stramm arbeiten müssen. Das sagt meine Frau auch, und die läßt den Herrn Konsul vielmals grüßen, und die Kinder auch, und wenn der Herr Konsul 'mal wieder an uns vorbeifahren —"

„Dann komme ich ganz gewiß zu Euch hinein, Peters, und sage Euch guten Tag."

„Das wird uns Allen eine große Freude sein, Herr Konsul. Man nichts für ungut." Und damit schob sich die breite, mächtige Gestalt langsam zur Tür hinaus.

An dem Tag hatte es wieder einen heftigen Auftritt zwischen Vater und Sohn gegeben, denn Harald hatte schließlich erklärt, „wenn du es auch mit deiner gesellschaftlichen Position für vereinbar hältst, einen Arbeiter, den du wegen seiner politischen

Überzeugung entlassen hast, zu besuchen, dann müßtest du es doch schon mit Rücksicht auf mich unterlassen, denn wenn das in Offizierskreisen bekannt wird, kann mir das sehr schaden."

„Dann soll es dir in des Dreiteufelsnamen schaden!" war der Konsul aufgebraust. „Im übrigen will ich dir nur wünschen, daß du später, wenn du die Firma einmal ganz allein führst, immer so gute Arbeiter hats, wie ich. Ich habe meine Leute nie gefragt, ob sie an Gott glauben oder nicht, und noch weniger, welcher politischen Partei sie angehören. Was geht's mich an! Ich lassen Jeden nach seiner Façon selig werden. Sieht er erst eines Tages ein, daß er sich auf dem falschen Wege befindet, so wird er schon ganz von selbst wieder umkehren."

Aber wenn der Konsul auch manchmal von den Zeiten sprach, in denen Harald die Firma ganz allein weiterführe, so glaubte er dennoch nicht so recht daran, daß dies je der Fall sein würde. Das erfüllte ihn natürlich stets mit schweren Sorgen, denn er liebte sein Geschäft fast ebenso wie seine Familie, und wie er unablässig bemüht war, deren Zukunft sicherzustellen, so wollte er auch den Fortbestand seines Geschäfts gesichert wissen. Und es mußte ihn

traurig stimmen, daß Harald von Tag zu Tag deutlicher zeigte, wie wenig ihn sein Beruf fesselte.

Harald war kein Kaufmann, das sah der Konsul immer deutlicher ein. Allzugroßen Eifer hatte er in der Hinsicht ja nie gezeigt, und jetzt wurde es immer weniger. Das Gefühl, Leutnant d. R. zu sein, erstickte mehr und mehr in ihm jede andere Neigung. Alles, was er sagte, alles, was er tat, ging nur vom Standpunkt des Reserve-Offiziers aus.

Sonderbarerweise war Harald nie wieder auf den Wunsch zurückgekommen, Offizier zu werden. Selbst der Konsul hatte sich darüber gewundert, denn damals glaubte er sich nicht zu irren, als er annahm, daß Harald lediglich aus Eitelkeit aktiv werden wollte, um beständig in Uniform herumgehen zu können. Und gerade, weil er diese Eitelkeit für sehr stark ausgeprägt hielt, verstand er Harald nicht so recht, daß der nicht wenigstens noch einmal den Versuch machte, ihn umzustimmen.

Aber so gut der Vater seinen Sohn auch kannte, ganz kannte er ihn und seine Eitelkeit doch nicht. Zuerst war Harald über den abschlägigen Bescheid, über das kategorische „Nein" auf das Tiefste empört gewesen, er hatte es sich geschworen, seinen Willen doch durchzusetzen und schlimmstenfalls ohne die

väterliche Einwilligung Offizier zu werden. Aber schon am nächsten Morgen hatte er anders gedacht. Der Vater hatte ja recht, Offizier sein war herrlich, aber der Dienst, diese ewige Abhängigkeit von den Vorgesetzten, nie sein eigener Herr zu sein, noch weniger über seine Zeit verfügen zu können, als jetzt, sich Grobheiten sagen lassen und ruhig einstecken zu müssen, nein, das war doch auch nicht das Richtige. Und was dann, wenn er wirklich nicht immer bei seinem alten Regiment blieb, wenn er vielleicht eines Tages in irgend eine elende Garnison kam? Nein, das war die Sache nicht wert. Und vor allen Dingen: wenn der Vater die Hand von ihm abziehen sollte, falls er auf seinem Vorsatz bestand? Was er sich selbst erspart hatte, reichte nicht weit, und wenn der Vater ihm dann später keinen Zuschuß zahlte und ihm bei seinem Tode nur das Pflichtteil hinterließ, nein, das ging auch nicht. Wenn er schon Offizier wurde, dann wollte er auch in jeder Hinsicht standesgemäß auftreten und das Geld mit vollen Händen ausgeben. Konnte er das nicht, dann war es schon besser, er blieb davon.

Ebenso schnell, wie er sich in die Idee verrannt hatte, unter allen Umständen aktiv zu werden, ebenso schnell gab er sie wieder auf. Nur eins beunruhigte ihn: was würde Mary dazu sagen? Aller-

dings hatte er ihr ja versprochen falls er bei seinem Vater auf Widerstand stieß, nichts zu tun, ohne vorher nochmals mit ihr gesprochen zu haben. Daraus ging ja hervor, daß sie ihn vor einem unüberlegten Schritt zurückhalten wollte, und er glaubte daraus schließen zu können, daß sie ihre Gunst davon abhängig machte, ob er aktiv sei oder nicht. Aber trotzdem, daß er so schnell definitiv seine Ansicht geändert hatte, das durfte sie nicht erfahren, sonst würde sie daraus schließen, daß er wankelmütig in seinen Entschlüssen sei, daß es ihm an der nötigen Energie fehle, die Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten, zu beseitigen, und er würde in ihren Augen nicht als der Mann erscheinen, dem ein junges Mädchen ihr ganzes zukünftiges Leben mit Freuden anvertraut. Nein, ihr gegenüber mußte er auch weiterhin seinen Wunsch aufrecht erhalten, und doch war er im Grunde seines Herzens ganz froh darüber, daß sein Vater ihn von dem Schritt zurückhielt. Er hatte allerdings nur ein einziges Mal über die Schattenseiten des aktiven Dienstes nachgedacht, aber diese flüchtige Stunde in Verbindung mit seiner Phantasie, die, da sie es so wollte, alles noch schwärzer malte, als es in Wirklichkeit schon war, hatte genügt, um ihn von dem aktiven Leutnantsleben mehr als genug bekommen zu lassen.

Da war es schon besser und vor allen Dingen tausendmal bequemer, Reserve-Offizier zu sein. Da war man auch Leutnant, genoß alle Vorzüge dieses Standes und blieb doch vor seinen Unannehmlichkeiten verschont. War er aktiv, dann war er ein Leutnant, wie so viele andere. Und vor allen Dingen durfte er sich über eins nicht täuschen, und das mußte er nicht nur sich selbst, sondern auch allen Anderen beständig klar machen: Leutnant d. R. zu werden, war tausendmal schwerer, als bei einem Regiment als Fahnenjunker einzutreten und dann nach der vorgeschriebenen Fähnrichszeit zum Leutnant zu avancieren. Man kannte ja den Mangel, der an Offizieren herrschte, in allen Zeitungen las man ja jeden Augenblick lange Artikel über die Schwierigkeit des Offizier-Ersatzes, und bei der Gelegenheit wurde dann auch immer wieder betont, daß man heutzutage nur um überhaupt noch Offiziere zu bekommen, auf Kreise zurückgriffe, denen früher die militärische Laufbahn einfach verschlossen war, weil ihre gesellschaftliche Position keine absolute Garantie dafür bot, daß die Söhne dieser Familien die für einen Offizier unerläßlichen guten Sitten und Charaktereigenschaften besäßen.

Aktiver Leutnant zu werden war leicht. Aber bei einem vornehmen Regiment Reserve-Offizier zu werden, das war schwer.

Von der Minute an, in der Harald sich zu dieser Erkenntnis durchgerungen hatte, gab er jeden Gedanken, überzutreten, definitiv auf. Zugleich aber wuchs sein Stolz, Reserve-Offizier, und noch dazu bei einem so feudalen Kavallerie-Regiment zu sein, ins Unermeßliche, und er hielt es für seine Pflicht, und er glaubte es auch seinem Regiment schuldig zu sein, auch nach außen hin den Leutnant d. R. noch viel mehr als bis jetzt zur Schau zu tragen.

Auch deswegen kam es zu erregten Aussprachen zwischen Vater und Sohn, aber das half alles nichts, Harald hatte nun einmal den „Reserve-Vogel" und der war ihm nicht auszutreiben, im Gegenteil, der breitete sich immer mehr in seinem Gehirn aus.

Immer trüber sah der Konsul in die Zukunft, und wenn er sich auch die denkbar größte Mühe gegeben hatte, seine Söhne, und namentlich Harald, der stets sein Liebling gewesen war, ganz in seinem Sinne zu erziehen, und jederzeit durch ein gutes Beispiel auf ihn einzuwirken, wenn er auch nicht nur mit Liebe, sondern manchmal auch mit eiserner Strenge die Jugend seiner Kinder gelenkt hatte, so klagte er sich doch jetzt häufig an, Harald gegenüber oft zu nachsichtig gewesen zu sein, und vergebens suchte ihn seine Frau darüber zu beruhigen.

„Nein, du hast das Beste gewollt, und nach

besten Kräften versucht, Harald nach deinem Vorbild zu erziehen, und im Gegensatz zu dir glaube ich doch, daß er sehr schnell wieder zur Vernunft kommt. Wenn er erst eine Zeitlang Leutnant ist, dann ist ihm auch das etwas altes, das macht ihm dann keinen Spaß mehr, und du wirst noch viel Freude im Geschäft an ihm erleben."

„Gott geb's," seufzte der Konsul, „aber ich glaube nicht mehr so recht daran."

Die Frau Konsul war von der Wahrheit ihrer Worte auch nicht allzusehr durchdrungen, aber trotzdem hörte sie nicht auf, ihren Mann zu trösten.

Sie hing mit zärtlicher Liebe an ihm, und da sie sah, wie er unter Haralds Benehmen und dessen maßloser Eitelkeit litt, wurde auch ihr Verhältnis zu ihrem Sohne weniger herzlich, zumal, da ihre Bitten und Vorstellungen ohne jeden Eindruck auf ihn blieben.

„Nimm dir doch an Hugo ein Beispiel!" Wie oft rief sie ihm das nicht zu, aber ein leises, spöttisches Zucken der Achseln war dann stets die Antwort.

„Nimm mir das nicht übel, Mama, aber das verstehst du nicht. Hugo ist noch nicht Offizier, und er wird es bei der Art, in der er sich über seinen zukünftigen Beruf auszudrücken beliebt, voraussichtlich auch nicht werden. Er hat eben nur kaufmän-

nische Interessen, da ist es ja ganz selbstverständlich, daß er die mit allen Kräften ausfüllt. Aber ich bin nicht nur Kaufmann, und da ist es ebenso selbstverständlich, daß sich meine Interessen zersplittern, daß ich meine Gedanken nicht ganz so intensiv auf das Geschäft konzentrieren kann, wie ich es des Vaters wegen selbst wohl manches Mal möchte."

Vorläufig war mit Harald nichts anzufangen, umso glücklicher war Frau Konsul über Hugo.

Lange schon hatte sie ihren ehrgeizigen Wunsch, daß auch dieser sich zum Leutnant wählen ließe, aufgegeben, allerdings erst nach schwerem Kampfe. Zu ihrem Erstaunen hatte sich Carmen, die sie ja eigentlich nur eingeladen hatte, um bei Hugo ihre eigenen Wünsche durchzusetzen, auf das Entschiedenste geweigert, ihr darin irgendwie behülflich zu sein.

„Hugo weiß ganz genau, was er zu tun und zu lassen hat. Daß es mir trotzdem ein Leichtes wäre, ihn umzustimmen, weiß ich genau, aber gerade deshalb tue ich es nicht. Hugo würde mir zu Liebe einen Entschluß fassen, den er später bereut, und ich würde mir dann stets Vorwürfe machen, ihn dazu bewogen zu haben. Nein, ich lasse die Hände davon."

Zuerst hatte Frau Konsul immer wieder versucht, Carmen doch noch für ihren Plan zu gewinnen,

erst, als sie sah, wie Harald immer mehr in seiner militärischen Charge aufging, gab sie nach und war ihrer Nichte sogar dankbar, daß diese ihr widersprochen hatte.

Carmen war in dieser Zeit, in der die erregten Gemüter oft auf einander platzten, der gute Geist im Hause. Mit ihrem Frohsinn, ihrer ewig heiteren Laune, stand sie vermittelnd zwischen den beiden Brüdern, zwischen den Eltern und Harald, und ein freundliches Wort von ihr, ein leiser Druck ihrer hand genügte oft, um den Einen oder den Anderen im letzten Augenblick doch noch davor zurückzuhalten heftig zu werden.

So auch heute.

Man hatte einige Gäste bei sich gehabt, die nach altem Brauch und nach alter Sitte im Hause des Konsuls schon um elf Uhr gegangen waren. Man wußte, daß der Konsul es liebte, um diese Stunde wieder allein zu sein, um am nächsten Morgen seinen Pflichten in aller Frische nachgehen zu können. Mit den anderen Gästen hatte auch Hugo sich verabschieden wollen, aber Carmens Bitte hatte ihn im letzten Augenblick doch bestimmt, noch etwas zu bleiben.

Der Konsul saß, wie immer, wenn er Besuch gehabt hatte, noch eine Zigarre rauchend auf der

Veranda, und seine Frau und Harald saßen dicht bei ihm, während Carmen mit Hugo etwas abseits Platz genommen hatte, um ungestört mit ihm plaudern zu können, dann aber auch, um es nach Möglichkeit zu verhindern, daß die beiden Brüder wieder aneinander gerieten. Sie hätte sich sehr gern von Hugo, den sie seit seiner Rückkehr kaum ordentlich gesprochen hatte, zu Tisch führen lassen, aber eine plötzliche Absage hatte eine gänzliche Änderung der Tischordnung nötig gemacht. Auch hinterher hatte sie, da er ihr absichtlich auszuweichen schien, kaum ein paar Worte mit ihm gewechselt, und sie merkte ihm an, daß er auch jetzt am liebsten vor ihr geflohen wäre. Und doch glaubte sie ganz genau zu wissen, wie es in ihm aussah, und der Schmuck, den er ihr gesandt, hatte es ihr ja deutlich bewiesen. Auch jetzt trug sie ihn und spielte mit ihm, während sie mit Hugo plauderte und ihm ausführlich von dem Regiments-Adjutanten erzählte, um seine Eifersucht zu erwecken.

Carmen hatte längst erraten, weshalb der Adjutant ihr den Hof machte, das hatte sie schon seinerzeit gewußt, als sie an Hugo schrieb, lediglich um ihn aufzustacheln, endlich sein schüchternes Liebeswerben aufzugeben.

Hugo hatte natürlich gesehen, wie lebhaft sie sich

mit dem Adjutanten unterhielt, so war er noch stiller gewesen als sonst, und wie Carmen richtig vermutete, war er ihr nach Tisch absichtlich aus dem Weg gegangen, zumal der Adjutant auch nicht für einen Augenblick von ihrer Seite wich.

Jetzt saß er ihr schweigend gegenüber und hörte aufmerksam ihrem lebhaften Geplauder zu, aber irgend etwas schien ihn zu beunruhigen, und deutlich zeigte er eine gewisse Gereiztheit.

„Fehlt dir etwas?" fragte sie erstaunt, während sie von neuem die Kette, an der sie seinen Schmuck trug, durch ihre Finger gleiten ließ.

Er sah sie einen Augenblick fest an, dann sagte er: „Man spielt nicht mit Herzen, Kusine."

Aber kaum hatte er das ausgesprochen, so wurde er über und über rot, und auch sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Hatte er ihr Spiel mit dem Adjutanten durchschaut, oder deutete er es ganz falsch? Sollte es eine Anspielung darauf sein, daß sie auch mit ihm zu spielen schien, — sie wußte es nicht. Auf jeden Fall aber war es das erste Mal, daß er ein ähnliches Wort zu ihr sprach, das machte sie unruhig, aber es gab ihr auch zugleich die Hoffnung, daß die Stunde doch nicht mehr ganz fern sei, in der er es wagen würde, ihr seine Liebe zu gestehen.

Viel schneller als er hatte sie sich wieder gefaßt und erwiderte anscheinend ganz unbefangen: „Verzeih' dieses Spiel — ich wußte nicht, daß es dich nervös machen könnte."

„Sonst auch nicht," gab er ausweichend zur Antwort, „aber gerade jetzt habe ich viel zu tun — ich bin wirklich etwas nervös und abgearbeitet."

„Du solltest dich mehr schonen," meinte sie in aufrichtiger Teilnahme. „Man lebt doch nicht nur, um zu arbeiten."

„Gewiß nicht, aber meine militärischen Übungen haben mich alles in allem zwei Jahre gekostet, und die wollen erst wieder eingebracht sein. Aber ich arbeite ja gerne; es ist ein Vergnügen für mich."

„Aber man kann sich auch in der Hinsicht zu viel amüsieren."

Er strich sich mit der Hand über die Stirn: „Du magst wohl Recht haben, Na, bald ist ja 'mal wieder Sonntag. Da kann man sich ausruhen."

„Aber tue es auch wirklich," bat sie. „Komm' gleich am Morgen zu uns, und wenn dann schön' Wetter ist, wollen wir einen Ausflug zusammen machen. Onkel leiht uns sicher seinen Wagen, oder noch besser: besorg' dir ein Automobil. Weißt du, das möchte ich rasend gern — so einmal durch die Welt dahinsausen und mir den Wind um die Stirn

wehen lassen. Bitte, versprich mir, daß du mich im Auto abholst, für Geld und gute Worte wirst du schon irgendwo eins auftreiben."

Bei dem Gedanken an das bevorstehende Vergnügen klatschte sie vor Freude in die Hände und sah ihn so bittend an, daß er sagte: „Wenn dir das solche Freude macht — selbstverständlich."

Lebhaft, wie sie war, sprang sie plötzlich auf, nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und küßte ihn auf den Mund. „Ich sag's ja immer, Hugo, du bist der beste Vetter, den man sich nur denken kann."

„Aber Kusine, was machst du da," stotterte er ganz verwirrt, während ihm das Blut heiß durch die Adern lief, der Wunsch packte ihn, sie in seine Arme zu nehmen und sie nie wieder loszulassen.

Auch sie erschrak über das, was sie getan hatte, aber schnell faßte sie sich wieder.

„Mein Gott, ist das denn etwas so Unerhörtes, wenn eine Kusine ihrem Vetter einen Kuß gibt?" Das sollte ganz harmlos klingen, aber sie konnte doch eine leichte Erregung ihrer Stimme nicht unterdrücken.

Hugo saß ihr immer noch ganz verwirrt gegenüber, nur ein wahres Glück, daß die Anderen im entgegengesetzten Ende der großen Veranda saßen

und somit nichts von der kleinen Szene gemerkt hatten.

Die waren im eifrigen Gespräch. Im allgemeinen liebte der Konsul es nicht, in seinem Hause über Politik zu reden, das erregte nach seiner Meinung nur die Gemüter, ohne daß es irgendwelchen praktischen Nutzen hatte, denn so lange es politische Parteien gibt, hat noch nie ein Liberaler einen Konservativen bekehrt, und umgekehrt. Heute mußte da drüben aber doch irgendwie ein Wort gefallen sein, das mit diesem verfänglichen Thema zusammenhing, denn wenn auch ganz ruhig und ohne jede Erregung, so doch anscheinend sehr verwundert und infolgedessen lauter als sonst sprechend fragte der Konsul jetzt: „Aber Harald, als erwachsener Mensch wirst und mußt du doch irgend eine selbständige politische Überzeugung haben?"

Auch Carmen und Hugo hörten die Frage, und Beiden war es sehr lieb, daß das Gespräch da drüben ihrer eigenen Unterhaltung und dem Alleinsein ein Ende machte. So traten sie denn langsam auf die andere Gruppe zu.

Anstatt gleich zu antworten, drehte Harald sich erst mit der größten Umständlichkeit eine neue Zigarette. Bei seinem Regiment galt es für totchick, nur selbstgefertigte Papyros zu rauchen, denn man konnte

doch nicht wissen, was für Schmutzhände das Papier angefaßt hatten. Beim Regiment hatte Harald infolgedessen natürlich auch nur eigenes Fabrikat geraucht, jetzt tat er es nur noch bei feierlichen Gelegenheiten. Es dauerte lange, bis er mit seiner Arbeit fertig war, und die ganze Zeit schien er über die Antwort nachgedacht zu haben.

Dann meint er: „Was heißt: eine selbständige politische Überzeugung? Was heißt überhaupt Politik? Ich habe mich nie darum gekümmert, durfte es früher ja auch nicht, da ich Leutnant der Reserve werden wollte, und jetzt, da ich es bin, geht sie mich noch weniger an als sonst."

„Das ist ein flaumenweiches Geständnis, das ich von dir, meinem eigenen Fleisch und Blut, nie erwartet hätte. Ich finde, man muß in allen Dingen offen Farbe bekennen, und vor allem muß man selbst ganz genau wissen, was man will."

„In anderer Hinsicht, gewiß, Vater. Aber in politischer? Da hat es für mich doch gar keinen Zweck, mir meine eigenen Gedanken zu machen, da ist mir der Weg, den ich zu gehen habe, genau vorgeschrieben."

Der Konsul blickte ganz erstaunt auf: „Welcher erwachsene Mensch läßt sich denn in Bezug auf seine politische Überzeugung Vorschriften machen?"

„Du vergißt, Vater, daß ich Reserve-Offizier bin."

„O nein, mein Sohn, da irrst du dich. Dies Wort nimmst du so oft in den Mund, bei jeder passenden und noch mehr bei jeder unpassenden Gelegenheit, daß ich es selbst dann nicht vergessen könnte, wenn ich es wollte." Das sollte scherzhaft klingen, aber die Stimme des Konsuls war dabei ernster und trauriger als sonst. Dann fuhr er fort: „Du sagtest, du bist Offizier. Gewiß, das schließt natürlich aus, daß du Demokrat bist und das Bild irgend eines sozialdemokratischen Abgeordneten im Glasrahmen über deinem Bett hängen hast. Aber von da bis zu jenem Standpunkt, ohne weiteres zu allem ja und amen zu sagen, ist doch noch ein verdammt weiter Weg."

„Für mich nicht, Vater, für mich ebenso wenig wie für irgend einen anderen Reserve-Offizier. Wir müssen konservativ sein bis in unser innerstes Mark hinein, oder, wie der Chinese es nennt, bis in unsere innersten Eingeweide. Nur unter dieser stillschweigenden Voraussetzung werden wir doch überhaupt Reserve-Offiziere."

„Und wenn Ihr nun gar nicht konservativ seid, wenn Eure Überzeugung Euch drängt, auf Seite der Freisinnigen zu treten, was dann?"

Harald blies den Rauch der Zigarette in kunst-

vollen Ringen von sich: „Das ist eine heikle Frage, und doch ist die Lösung sehr einfach. Man muß dann entweder seinen Abschied nehmen, um ganz seinem politischen Glauben leben zu können, oder man muß dem Rock des Königs seine politische Überzeugung opfern."

„Du würdest natürlich das letztere tun?" fragte der Konsul nicht ohne starke Ironie.

Aber Harald blieb ganz ruhig: „Ich würde als Ehrenmann gar nicht anders handeln können. Der Kaiser hat mich zum Reserve-Offizier ernannt, das ist eine Auszeichnung, die nicht Allen zu Teil wird, und da muß ich mich des in mich gesetzten Vertrauens auch dadurch würdig erweisen, daß ich bis zum letzten Augenblick mit meinem Kaiser gehe. Vergiß bitte eins nicht, einen wichtigen Punkt, der oft übersehen wird. Die Stellung der Reserve-Offiziere ist nicht nur aus militärischen, sondern auch aus politischen Gründen geschaffen, ebenso wie es die Kriegervereine sind. Die aktive Armee darf keine Politik treiben, die Aufgabe fällt uns und den genannten Vereinen zu, das heißt: wir müssen jederzeit nach außen ein leuchtendes Vorbild königstreuer Gesinnung geben und dadurch Anderen Veranlassung, uns zu folgen. Wie gesagt: unterschätz' diese Rolle nicht, sie ist viel wichtiger, als man allgemein glaubt."

„Was du da sagst, hat sicher seine Berechtigung, wenigstens von dem Standpunkt der Regierung aus, aber so ganz will mir das doch nicht in den Sinn. Gewiß, die aktive Armee soll sich um die Politik nicht kümmern, da bin ich ganz deiner Ansicht, denn wohin es führt, wenn die Armee das doch tut, haben wir ja in Frankreich zu wiederholten Malen sehen können. Aber ich meine: mit den Reserve-Offizieren ist das doch etwas anderes, die stehen mitten im Leben, und dieses bildet doch erst den Charakter, festigt seine Anschauungen. Auch ich denke heute über manches in der Politik ganz anders, als früher."

„Du warest aber nicht Soldat, Vater, du hast doch keinen Fahneneid geschworen."

„Gewiß nicht. Aber verstehe mich recht mit dem, was ich sage. Der Fahneneid ist nach meiner Meinung für das spätere Leben in vieler Hinsicht ungültig: es ist kein Schwur, den du aus freier Überzeugung ablegst, sondern unter dem Zwang der eisernen Gesetze, du mußt unter Umständen sogar gegen deine Überzeugung schwören. Du mußt es, wenn du dich nicht schweren Strafen aussetzen willst. Und dazu kommt, daß die Soldaten bei ihrer Vereidigung politisch entweder noch ganz unselbstständig oder wenigstens noch schwankend sind. Erst

hinterher, wenn sie Frau und Kinder haben und für diese arbeiten müssen, erkennen sie, ob und wie weit die Regierung für sie sorgt, ob die bestehenden Gesetze für sie gut sind, und vieles andere. Und wenn sie dann nach ihrer gewissenhaften Überzeugung mit den Maßnahmen der Regierung nicht einverstanden sind, so ist das ihr gutes Recht, und ich habe es nie begriffen, wie man dann den Leuten den Vorwurf machen kann: sie hätten ihrem König die im Fahneneid gelobte Treue nicht gehalten, eine Treue, die sie nicht freiwillig, sondern auf Befehl schworen. Und noch eins! Ich verstehe es absolut nicht, warum die politische Überzeugung eines Menschen auf seine militärische Laufbahn irgendwelchen Einfluß haben soll. Du sagtest vorhin: ein freisinnig denkender Mensch müßte als Offizier seinen Abschied nehmen."

„Nach meiner Meinung ja."

„Verliert der Staat aber unter Umständen nicht mehr als er gewinnt, wenn er solch ein räudiges Schaf aus dem Offiziersstande entläßt? Nehmen wir an: der Betreffende ist ein hervorragend tüchtiger Soldat, so tüchtig, wie einer der besten Frontoffiziere, er besitzt Mut und Tapferkeit im höchsten Grade, er versteht es glänzend, mit seinen Leuten umzugehen, kurz er ist ein ausgezeichneter Soldat.

Kann er da im Kriege nicht tausendmal mehr nützen, obgleich er sehr stark freisinnig denkt, als ein anderer, der, wie es doch oft genug vorkommt, von militärischen Dingen keine Ahnung hat, dafür aber königstreu bis zur untersten Sohle seiner wasserdichten Stiefel ist? Und glaubst du überhaupt, daß bei dem nächsten Krieg, falls der populär ist — denn das ist natürlich die Grundbedingung für die allgemeine Begeisterung — ich meine, glaubst du wirklich, daß da die politische Überzeugung des Einzelnen auch nur die geringste Rolle spielt? Schon im Jahre 70 hatten wir genug Sozialdemokraten im Heer, und die haben mit derselben Tapferkeit, mit derselben Bravour gekämpft, wie alle anderen."

Harald war etwas in die Enge getrieben, so sagte er denn ausweichend: „Was du da für den Fall des nächsten Krieges sagst, mag stimmen, aber ich betonte schon einmal: wir sind in erster Linie auch für den Frieden da, und da ist es doch ganz undenkbar, daß wir unter uns einen Herrn dulden, der auf den Freisinn schwört."

„Und doch haben gerade die Freisinnigen sehr oft Recht mit dem, was sie sagen und schreiben. Ich habe erst heute wieder einen ganz ausgezeichneten Artikel gegen die von der Regierung geplanten neuen Frachtsätze gelesen. Vorläufig halte ich es aller-

dings für ganz ausgeschlossen, daß die Regierung ernstlich daran denkt, dem ohnehin schon schwer genug kämpfenden Kaufmannstand diese neue Last aufzulegen. Aber wenn sie wirklich damit Ernst machen will, dann bin auch ich, trotzdem ich gewiß kein Freisinniger bin, der Ansicht, daß die gesamte Kaufmannschaft geschlossen gegen die Regierung auftreten und ihr durch Protestversammlungen klarmachen muß daß die Steuerzahler auch einen Anspruch darauf haben, gefragt zu werden, ehe sie zu jedem neuen Gesetz ja und amen sagen. Es muß einmal laut gesagt werden, daß wir zwar gerne unsere Abgaben zahlen, daß die Regierung uns aber auch helfen muß, daß sie der Entwickelung des Handels nicht immer neue Schwierigkeiten macht."

„Bravo, Vater!" rief Hugo, der sich jetzt zum ersten Mal an der Unterhaltung beteiligte.

Harald warf seinem Bruder einen spöttischen Blick zu: „Dieses „Bravo" macht deiner politischen Überzeugung alle Ehre."

„Mich freut's, daß du das anerkennst," erwiderte Hugo. „Im Übrigen muß ich mir verbitten —," ein heftiges Wort lag ihm auf den Lippen, da fühlte er, wie Carmen seine Hand ergriff, und er hörte, wie sie ihm leise zuflüsterte: „Bitte nicht!"

Und ihre Stimme klang so flehend, so ängstlich, daß er mitten im Satze abbrach.

Deutlich merkte sie ihm seine Erregung an, und sie dankte ihm durch einen neuen Händedruck, daß er sich ihr zu Liebe beherrschte.

Aber nicht nur Hugo, sondern auch der Konsul war durch Haralds Worte gereizt worden. Seine Frau sah, wie es in ihm gärte und kochte, und beschwichtigend legte sie ihre Hand auf seinen Arm, aber sie mußte einsehen, daß er zu erregt war, um sich so leicht wieder zu beruhigen.

Mit scharfer Stimme begann er: „Die Antwort, die du Hugo auf das „Braco" gabst, muß ich auch auf mich beziehen, und eine solche Antwort deinerseits muß ich mir ein für alle Mal auf das Energischste verbitten. Denn was ich sagte, war meine gewissenhafte Überzeugung. Ich habe meine politische Überzeugung, ich habe sie mir im Laufe vieler Jahre gebildet, du aber hast gar kein Urteil, gibst dir auch gar keine Mühe, dir eins zu bilden, weil du dir mit Rücksicht auf deine Stellung als Leutnant d. R., die ich nun wirklich bald satt habe, angeblich keine bilden darfst. Wärest du, nicht deiner Uniform wegen, sondern aus felsenfester Überzeugung derartig konservativ, daß du alles, was die Regierung beschließt, auch lobst, dann würde ich deine

Ansicht ehren, auch wenn ich sie nicht teilte. So solltest auch du denken und dir dementsprechend deine Worte überlegen. Du kannst nicht verlangen, daß alle Menschen politisch so unselbständig sind, wie du, — in der Hinsicht sage ich: Gottseidank, daß ich kein Reserve-Offizier bin."

„Aber du hast einen Sohn, der es Gottseidank ist."

„Daß du Rücksicht nehmen mußt auf mich, Vater, auf meine Stellung. Du sprachst vorhin von den Protestversammlungen, ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß sie wirklich stattfinden, aber daß dann auch du dich daran beteiligst, das ist einfach ganz unmöglich, ganz undenkbar."

Der Konsul sah seinen Sohn mit grenzenlosem Erstaunen an: „Und würdest du etwa nicht daran teilnehmen? Treten die neuen Frachtsätze wirklich in Kraft, dann bedeutet das für uns nach ganz oberflächlicher Berechnung einen Schaden von mehr als zehntausend Mark im Jahr, und den willst du ruhig hinnehmen, ohne auch nur deine Stimme dagegen zu erheben? Du bist doch auch Kaufmann."

„Aber nicht nur Kaufmann. Und wenn ich eine Versammlung besuche, die sich gegen ein Projekt richtet, das die Regierung unter Zustimmung

des Kaisers ausarbeitete, dann lehne ich mich auch gegen meinen Kaiser auf, und das kann mich unter Umständen die Uniform kosten."

„Immer wieder die Uniform! Warum sagst du nicht: an der Versammlung teilzunehmen, ist gegen meine Überzeugung?"

„Weil ich nach den ausführlich entwickelten Gründen keine Überzeugung haben darf."

Der Konsul knurrte irgend etwas Unverständliches vor sich hin, dann wandte er sich an Hugo: „Und was sagst du dazu, Hugo? Würdest auch du den Mund halten, wenn wir gegen die Regierung Front machen müssen?"

„Ich denke nicht daran, Vater! Du wirst mich stets auf deiner Seite finden."

„Und wenn du dann später nicht Offizier wirst?" rief Harald und, ohne Hugos Antwort abzuwarten, fuhr er erregt fort: „Allerdings glaube ich kaum, daß man dich nehmen wird. Neulich dein unqualifizierbares Benehmen dem Leutnant Platow gegenüber —"

Hugo war aufgesprungen und stand Harald drohend gegenüber, der ihn auch jetzt wieder mit einem spöttischen Lächeln betrachtete.

„Ich verbitte mir solche Worte — und ich lasse es mir von keinem Menschen, von dir am allerwenig-

sten sagen, daß ich nach eurer Auffassung nicht würdig bin, Offizier zu werden. Ich habe meine Ehre genau so gut wie ihr, nur daß ich sie nicht immer auf den Lippen führe — und ich bin zum mindesten mit derselben Lust Soldat gewesen, wie du, und bin es auch heute noch. Und wer daraus, daß ich mich nicht schon jetzt zur Wahl stelle, das Gegenteil schließt, — der ist entweder so dumm, daß er es nicht einsehen kann, oder er ist von seiner gottbegnadeten Stellung als Leutnant d. R. so erfüllt, daß er es nicht einsehen will. Bei dir trifft anscheinend beides zu."

Einen Augenblick saßen alle ganz erschrocken da. In solcher Erregung hatten sie Hugo noch nie gesehen, und auch Carmen war ganz verwundert. Aber er gefiel ihr, wie er so dastand, mit blitzenden Augen, geballten Fäusten, zitternd und bebend am ganzen Körper. Sie war stolz auf ihn, noch wärmer als sonst schlug ihm ihr Herz entgegen, und fast wider ihren Willen rief sie ihm ein halblautes „Bravo" zu.

„Jawohl, bravo, mein Sohn," rief auch der Konsul, „das hast du gut gemacht." Und zu Harald gewandt, fuhr er fort: „Ich unterschreibe jedes Wort, das Hugo sagte: schreib dir die Rede hinter die Ohren oder steck' sie dir hinter den Spiegel; beides kann dir nur nützen."

Harald war aufgesprungen, er war ganz blaß und seine Stimme zitterte, als er sagte: „Wir verstehen uns ja doch nicht — gute Nacht." Und mit einer kurzen Verbeugung ging er hinaus.

Wieder herrschte eine Weile tiefes Schweigen. Dann meinte der Konsul: „Na, das war ja 'mal wieder ein reizender, vergnügter Abend. — Ich sag's ja immer: es geht doch nichts über ein glückliches Familienleben, was, Kinder?"

Es sollte scherzhaft klingen, aber nur zu deutlich hörten alle aus seinen Worten seinen Schmerz und seinen Kummer heraus.

VIII.

Harald hatte sich in der Stadt eine große, elegante Wohnung gemietet und Maler, Tischler und Tapezierer waren Tag und Nacht beschäftigt, die Zimmer einzurichten, denn am Sonnabend wollte Harald sein neues Heim mit einem Herrenfest einweihen, und es war schon Dienstag.

Am Mittag nach dem letzten Streit hatte Harald erklärt, er hätte sich zu der Ansicht durchgerungen, daß es wohl für alle Teile besser sei, wenn er sich in der Stadt eine Wohnung nehme, er sähe darin den einzigen Ausweg, die täglichen Streitigkeiten und Reibereien zu vermeiden, es täte ihm ja natürlich sehr leid, nicht länger hier wohnen zu können, aber seine Eltern müßten doch auch einsehen, daß er sich mit Rücksicht auf seine Stellung und auf seine Uniform selbst von seinen Eltern nicht alles sagen lassen dürfe.

„Deine Uniform ist dein Kontorrock," hatte der Konsul mit dunkelrotem Kopf gerufen, dann

aber stillschweigend seine Einwilligung gegeben, daß Harald auszog. Auch ihm waren diese ewigen Szenen gräßlich, er wollte nach getaner Arbeit Ruhe und Frieden in seinen vier Wänden haben, und in der gereizten Stimmung, in der er sich jetzt gegen Harald befand, war nach seiner Meinung ein stilles Zusammenleben doch nicht denkbar, umsoweniger, als der Streit der beiden Brüder anscheinend auch vorläufig kein Ende zu nehmen schien.

Ebenso wenig wie der Vater, widersprach auch die Mutter. Die hatte den Gedanken, den Harald jetzt ausführte, schon lange im stillen erwogen, oft hatte sie sich vorgenommen, mit ihrem Sohne darüber zu sprechen, aber sie hatte es dann doch immer wieder unterlassen, weil es gerade bei der jetzt herrschenden Stimmung leicht darnach aussehen konnte, als wiese sie ihn aus dem Haus. Und diesen Verdacht konnte und wollte sie unter keinen Umständen, nicht einmal vorübergehend, in Harald aufkommen lassen. Er war doch ihr Sohn, den sie zärtlich liebte.

Und auch Carmen, die stets zu vermitteln pflegte, versuchte nicht, ihn umzustimmen. Auch sie sah die beste Lösung darin, daß er das Elternhaus verließ, und anstatt ihn zu bitten, sich seinen Entschluß noch einmal zu überlegen, redete sie ihm lebhaft zu, seinen Worten baldmöglichst die Tat folgen zu lassen.

Für vierundzwanzig Stunden war Harald auf das tödlichste in seiner Eitelkeit beleidigt. Das hatte er denn doch nicht erwartet, daß man ihn so leicht würde fortgehen lassen. Im stillen hatte er schon mit der Möglichkeit eines entschiedenen Verbots, zum mindesten aber mit der absoluten Gewißheit gerechnet, daß man ihn bitten würde, zu bleiben. Er hatte sich seine Rolle für den Fall schon zurechtgelegt: zuerst wollte er allen Worten gegenüber unerbittlich sein, dann aber schließlich doch nachgeben, natürlich nur unter der Bedingung, daß Hugo ihn in Gegenwart der Eltern und seiner Kusine um Verzeihung bat, und daß sein Vater ihm versprach, in Zukunft mehr als sonst seine Stellung als Leutnant der Reserve zu respektieren.

Nur auf dieser Basis war, seiner Meinung nach, ein Friede möglich, und er hatte nicht daran gezweifelt, daß man ihm entgegen kommen würde. Statt dessen nicht ein einziges Wort, nicht eine einzige Bitte: Bleib bei uns.

Harald war tief gekränkt, aber das durfte er nicht zeigen; im Gegenteil, er mußte so tun, als wäre er sehr glücklich, daß man ihm zustimmte. So versuchte er denn, froh und heiter zu sein, aber so recht gelang es ihm nicht, einmal weil ihm nicht nach Scherzen zu Mute war, dann aber auch, weil Carmen

ihm stets mit einem Gesicht gegenübersaß, das da deutlich sagte: Mich täuschst du nicht, mein Sohn, ich weiß ganz genau, wie es in dir aussieht. Und daß Carmen ihn durchschaute, ärgerte ihn fast noch mehr, als daß auch sie ihn so leichten Herzens fortgehen ließ.

Überhaupt hatte Carmen in keiner Weise die Hoffnung, die er an ihren Besuch knüpfte, erfüllt. Schön war sie, schöner als je, und oft hatte er sich dabei ertappt, daß die Huldigungen, die er ihr darbrachte, nicht nur der Kusine galten, ja manchmal war es ihm sogar gewesen, als vergäße er über sie selbst Mary. Er hatte ihr den Hof gemacht, wie nur einer, aber ohne jeden Erfolg; sie hatte ihn einfach ausgelacht, wenn er mit schwärmerischen Augen zu ihr aufsah, ihr vielsagend die Hand drückte oder in schönen Redensarten seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen suchte. Vor allen Dingen aber hatte sie fast noch mehr als die Anderen stets spöttische Bemerkungen gemacht, wenn er sich als Leutnant d. R. aufspielte. Trotz der deutschen Eltern war sie doch zu sehr Ausländerin, um ihn zu verstehen, und auch schon daraus, daß Hugo über denselben Punkt ganz anders dachte, schloß sie, daß er mit seinen Anschauungen bis zu einem gewissen Grade eine lächerliche Figur sei. Und die letzte große Enttäuschung, die

Carmen ihm bereitete, war die, daß er zu sehen glaubte, wie sie dem Adjutanten half, Mary zu gewinnen. Harald hätte blind sein müssen, wenn er nicht gemerkt hätte, daß die Beiden gemeinsame Sache machten, und die spöttischen Blicke, die der Adjutant ihm manchmal zuwarf, verrieten nur zu deutlich, wie dieser sorglos und voller Vertrauen in dir Zukunft blickte.

Harald schäumte manchmal vor Wut und Eifersucht, aber gerade deshalb gab er das Rennen nicht auf, gerade deshalb hoffte er erst recht immer noch auf den Sieg. Soweit seine Zeit es ihm irgendwie erlaubte, benutzte er jede Gelegenheit, um mit Mary zusammenzutreffen, und er ließ sie dann nie im Zweifel darüber, daß er keinen anderen Wunsch, keinen anderen Gedanken habe, als den, sie zu gewinnen. Verwirrt schlug Mary bei seinen leidenschaftlichen Blicken und seinen feurigen Worten die Augen zu Boden, aber sie gewann doch immer schnell ihre Unbefangenheit wieder und begann dann so lebhaft mit ihm über die harmlosesten Dinge zu plaudern, daß er gar keine Gelegenheit mehr fand, auf seine Liebe zurückzukommen.

Und anstatt daß Carmen, wie er es im stillen gehofft hatte, ihm half, Mary zu gewinnen, kam es ihm sogar oft so vor, als versuche sie es nach Mög-

lichkeit zu verhindern, daß er sich ihr näherte. War es Absicht oder Zufall, daß sie meistens zu ihm herantrat, wenn sie allein im Gespräch standen, oder daß sie dann gerade Mary unter den Arm nahm und mit ihr unter einem Vorwand auf und davon ging?

Carmen hatte alle seine Erwartungen bitter getäuscht, und in einer Hinsicht war sie ihm außerdem noch ganz unverständlich. Er begriff es nicht, daß ein so schönes und leidenschaftliches junges Mädchen, wie Carmen, anscheinend gar kein Herz besaß. Es gab Niemanden in der Stadt, der ihr nicht den Hof machte, aber Keiner fand Gnade vor ihren Augen, und nach und nach gaben Alle die Hoffnung auf. Der gute Bolten als Erster, der hatte schon nach den ersten vierzehn Tagen das gänzlich Aussichtslose seiner Bemühungen eingesehen. Drei Tage war er mehr als melancholisch gewesen, dann war er zu der Erkenntnis gekommen, daß es auch seiner Gesundheit nicht zuträglich sei, sich einer unglücklichen Liebe hinzugeben. So liebte er denn wieder ein Dutzend und mehr gleichzeitig, und wenn auch die zwölf jungen Damen ihn nicht wiederliebten, so tröstete ihn doch die Gewißheit, daß er selbst allen in gleicher Zuneigung zugetan war, über den Schmerz hinweg, den Carmen ihm dadurch bereitet hatte, daß sie seine Vorzüge nicht anerkannte.

Je länger Harald darüber nachdachte, umsomehr kam er zu der Überzeugung, daß es auch schon besser war, allein zu wohnen, weil er dann Mary den Hof machen konnte, ohne daß Carmen von jedem seiner Schritte unterrichtet war, da würde es ihm schon gelingen, mit ihr zusammen zu treffen, ohne daß Carmen etwas davon erfuhr, da konnte seine Kusine sich ihm nicht immer anschließen, wenn er ausging, um Mary irgendwo zu suchen.

Schon um Carmen und dem Adjutanten einen Strich durch die Rechnung zu machen, schon um allen zu beweisen, daß er nicht, trotzdem er Leutnant d. R. war, sondern gerade, weil er diese Charge bekleidete, doch ein ganzer Kerl sei, der da genau wußte, was er wollte, schon deshalb mußte er sein Ziel erreichen.

Überhaupt würde es ein ganz anderes Leben werden, wenn er erst eine eigene Wohnung besaß. Gewiß, er war ja auch sonst sein eigener Herr gewesen, hatte tun und lassen können, was er wollte, aber wenn er einmal gar zu spät nach Hause kam und dann nicht so leise gewesen war, wie die Eltern es wünschten, hatte der Konsul mit seinen Bemerkungen nicht zurückgehalten. Er begriff es plötzlich gar nicht, daß er früher nie den Wunsch nach einer eigenen Häuslichkeit gehabt hatte, jetzt war er Feuer

und Flamme dafür. Er dachte nur daran, wie er seine Räume hübsch einrichten könne, und seine Mutter stand ihm ja mit Rat und Tat zur Seite. Dadurch, daß sie ihm das eine oder andere Stück aus dem Elternhaus, das er besonders liebte, gab, wollte sie das Gefühl in ihm wecken, zwar in einer eigenen Wohnung, aber gewissermaßen doch noch im Elternhaus zu wohnen.

Und es war wirklich hübsch bei Harald, als er am Sonnabend abend seine Gäste empfing. Seine Mutter und Carmen waren am Nachmittage bei ihm gewesen, hatten den Tisch gedeckt und die neuengagierte Wirtschafterin nochmals ermahnt, alles so gut wie nur möglich zu machen; der Konsul hatte seinen Besuch erst für einen der nächsten Tage angesagt. Wenn er auch nicht darüber sprach, und wenn auch er diese Lösung als die beste erkannte, so wurmte es ihn doch, daß Harald ausgezogen war, und er konnte sich noch nicht dareinfinden, daß es dahin hatte kommen müssen. Zuerst hatte er von dem Fest, das Harald gab, gar keine Notiz nehmen wollen, dann aber siegte doch die Liebe zu seinem Sohne, und noch in letzter Stunde sandte er aus seinem Keller eine Anzahl seiner besten Weine. Selbst an dem Essen teilzunehmen, hatte er definitiv abgelehnt: „Ich passe nicht unter deine jungen Herren,

und als einziger Zivilist unter all den aktiven und Reserve-Offizieren würde ich mich doch nicht wohl fühlen."

Vor allen Dingen aber kam der Konsul nicht, weil Harald nicht zu bewegen gewesen war, seinen Bruder einzuladen.

„Tu' es wenigstens der Form halber," bat die Mutter. „Daß Hugo bei der Spannung, die ja leider zwischen Euch besteht, nicht kommt, ist ja selbstverständlich, aber er muß es doch als eine neue, schwere Kränkung empfinden, wenn du ihn gänzlich ignorierst."

Harald blieb unerbittlich: „Wenn ich Hugo einladen sollte, würde ich eine Absage ebenso sehr als Kränkung empfinden, wie er es nach seiner Meinung übelnehmen muß, daß ich ihn übergehe. Täte ich das, müßte er auch kommen, und wenn er kommt, dann sitze ich den ganzen Abend in Angst. Wie leicht kann nicht bei Tisch oder hinterher im Laufe des Gesprächs ein Wort fallen, das Hugo Veranlassung gibt, seine bekannten Ansichten aufs neue zu verfechten. Eine Mißstimmung ist unvermeidlich, und anstatt Frieden zu schließen, würde es zu neuen Reibereien kommen. Nein, es ist schon besser so, umsomehr, als ich ausschließlich Offiziere geladen habe."

Und wirklich waren es nur Angehörige des Regiments oder Kameraden der Reserve und Landwehr, die Harald zu sich gebeten hatte. Ja, nach langen Kämpfen hatte er sich sogar entschlossen, seinen Bezirkskommandeur einzuladen. Er sah es voraus, daß er auch heute dessen Erzählung von den Stürmen auf St. Privat nicht entgehen würde, aber trotz alledem hatte er auch ihm eine Einladung geschickt. Er wußte, der Oberst war für solche kleinen Herrenabende sehr empfänglich, und es würde seinem Fest ein gewisses Relief verleihen, wenn der Kommandeur anwesend war.

Natürlich fiel es allgemein auf, daß Hugo fehlte. Einer der Gäste hatte Hugo am Mittag flüchtig auf der Straße begrüßt und sich mit einem: „Auf Wiedersehen heute abend" von ihm verabschiedet. Aber Hugo hatte lachend geantwortet: „Ich bin nicht eingeladen." Das sprach sich herum, und man begriff Harald umsoweniger, als Allen das gespannte Verhältnis der Brüder ganz unbekannt war. Man glaubte den Grund für die nichterfolgte Einladung darin zu sehen, daß Hugo sich noch nicht hatte wählen lassen, und wenn man das auch nicht billigte, so fand man es doch auch nicht richtig, daß ein Bruder sich in der Hinsicht zum Richter über den anderen aufwarf. Daß Hugo nicht

da war, erschien den Gästen als ein neuer Beweis dafür, daß für Harald der Mensch erst beim Leutnant d. R. anfing, eine Meinung, die schon mehr als wünschenswert in der ganzen Stadt verbreitet war. Auch daß der Konsul nicht da war, befremdete und ließ den Verdacht aufkommen, daß nicht nur zwischen den beiden Brüdern, sondern auch zwischen Vater und Sohn nicht alles ganz in Ordnung sei. Darin lag es auch wohl, daß Harald so plötzlich aus dem elterlichen Hause fortgezogen war. Er selbst hatte das allerdings mit dem Wunsche erklärt, mehr in der Nähe des Geschäfts wohnen zu wollen, aber jeden anderen Grund hätte man ihm eher geglaubt. Denn darüber, daß Harald sich auch ganz ohne geschäftliche Tätigkeit sehr wohl fühlen würde, waren sich alle, die ihn kannten, einig.

Es lag etwas Fremdes, Kaltes in der Luft, und es wollte keine rechte Stimmung aufkommen. Die Unterhaltung schleppte sich mühsam dahin, nur der Bezirkskommandeur redete wie ein Wasserfall, und Harald spähte vergebens nach dem Augenblick aus, in dem es ihm möglich sein würde, ohne den Kommandeur zu unterbrechen, seine Rede loszulassen, in der er seine ersten Gäste in seiner eigenen Wohnung begrüßen könne. Endlich fand er Gelegenheit, an sein Glas zu schlagen, er sprach lustig

und witzig, aber das Lachen, das seinen Worten folgte, kam doch nicht so recht von Herzen, und eine peinliche Stille folgte, als jetzt der Oberst, nicht nur mit Harald, sondern auch mit Hugo anstoßen wollte und sich vergebens nach diesem umsah.

„Mein Bruder läßt sich entschuldigen, Herr Oberst — — er hat gerade heute den Besuch eines Lieferanten aus Bordeaux und ist aus geschäftlichen Gründen leider nicht abkömmlich."

Harald log und er sah es Allen an, daß sie um seine Lüge wußten. Das machte selbst ihn etwas verlegen.

„Man kann sich aber auch zu viel um das Geschäft kümmern," nahm der Oberst jetzt, Gottlob, das Wort und lenkte dadurch die Aufmerksamkeit von Harald ab. „Der Eifer Ihres Herrn Bruders ist gewiß aller Ehren wert, aber man bekommt ihn überhaupt nicht mehr zu sehen. Entweder hockt er im Kontor, oder er ist auf Reisen. Na, da grüßen Sie ihn schön von mir und sagen Sie ihm, er soll sich nächstens 'mal bei mir im Bureau sehen lassen, aber natürlich so, wie er gerade vorbeigeht. Ich möchte ihn gerne 'mal sprechen, denn ich habe von oben herab seinetwegen eine Anfrage bekommen, warum er sich nicht zur Wahl stellt. Man will ihm das größte Entgegenkommen beweisen, ihn vorläufig

von jeder Dienstleistung entbinden, und auch in Zukunft seine Wünsche in dieser Hinsicht nach Möglichkeit berücksichtigen. Aber er soll und muß sich wählen lassen. In der heutigen Zeit, in der die Unzufriedenheit nicht nur die unteren Volksschichten ergriffen hat, sondern in der auch die besseren Kreise sich nicht schämen, über irgend etwas, das sie mit ihrem Untertansverstande nicht begreifen, laut zu räsonieren, heute, wo Jeder alles besser wissen will als die Regierung, da brauchen wir noch mehr Reserve-Offiziere als sonst, nicht nur für die Armee, nicht nur für den Krieg, sondern auch für den Frieden. Sie, meine Herren, kennen ja alle von unserer Hafen-Einfahrt her die starken Wellenbrecher, die mächtigen, in den Grund gerannten Pfeiler, an denen sich die hohen, von der See hereinstürmenden Wellen zerschellen und teilen, um, ihrer Macht beraubt, beruhigt und geglättet weiter zu gleiten. — Sehen Sie, meine Herren, solche Wellenbrecher sind auch Sie. Mag um Sie herum die Politik toben, mag da sein Spiel treiben und das Volk aufzuwiegeln versuchen, wer da will, — Sie stehen fest in der Brandung, Sie bleiben sich selbst, Ihrem Kaiser treu, auf Ihre Stimme kann der Staat jederzeit zählen, und er weiß, daß Sie immer neue Stimmen hinzugewinnen, soweit es Ihnen möglich

ist, daß Sie in Ihren Fabriken oder in Ihren sonstigen Berufszweigen dafür sorgen, daß Alle, die bei Ihnen angestellt sind, und die mit Ihnen zusammen arbeiten, ebenso denken wie Sie. Denn nur dann ist an eine ersprießliche Tätigkeit, an einen Erfolg zu denken. Seien Sie sich beständig der verantwortlichen Stellung bewußt, die Sie im Staat und in der Gesellschaft einnehmen, und lassen Sie uns unsere Gläser leeren auf den Geist, der die aktiven Herren, wie die von der Reserve in gleicher Weise beseelt: auf den Geist, der sich ausdrückt in der Liebe zu Kaiser und Reich."

Ohne daß es eigentlich seine Absicht war, hatte der Oberst die lange Rede losgelassen, ganz von selbst hatte sich ein Wort an das andere gefügt, und wie er nun merkte, daß er plötzlich im besten Fahrwasser war, hatte ihn das auch nicht weiter betrübt. Er hörte sich selbst sehr gerne sprechen, und nach seiner Meinung war es nicht nur sein Recht, sondern auch seine Pflicht, von Zeit zu Zeit seinen Herren zu sagen, wer und was sie wären und welche Stellung sie einnähmen.

Gerade, als man sich von Tisch erheben wollte, um zur Zigarre überzugehen, kam ein Postbote und brachte einen Eilbrief.

Mit Erstaunen betrachtete Harald das Kuvert

und die Siegel: „Ach so — von meinem alten Regiment. Aber ein Eilbrief? Da bin ich doch begierig — gestatten der Herr Oberst?"

„Aber ich bitte sehr — hoffentlich ist es nichts Unangenehmes."

Harald hatte das Schreiben zur Hand genommen und es überflogen, jetzt las er es nochmals ruhiger: „Das ist aber sehr fatal — der arme Kerl — das hätte ich nicht gedacht —" sprach er halblaut vor sich hin, anscheinend ganz in Gedanken, aber doch in der Erwartung und mit der Berechnung, daß Alle seine Worte hören würden.

Dann faltete er den großen Bogen zusammen und steckte ihn mit aller Umständlichkeit in die innere Brusttasche seines Smoking.

„Unangenehme Nachricht?" fragte der Oberst mehr aus wirklicher Teilnahme, als aus Neugier.

„Sogar sehr unangenehme, Herr Oberst — ein guter Freund von mir, ich darf wohl sagen der beste, den ich in meinem Regiment besaß, hat sich da hinreißen lassen, dumme Geschichten zu machen, es scheint sich um irgend eine Jeugeschichte zu handeln — und nun ist die ehrengerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Ich bin als Zeuge geladen." Wieder zog er das Schreiben aus der Tasche, faltete es wieder auseinander und las halb-

laut vor sich hin: — „ehrengerichtliche Untersuchung gegen Leutnant von Blomberg — Zeuge — mittags halb zwölf vor Ehrenrat — sofortige telegraphische Antwort, ob Regiment pünktliches Eintreffen mit Sicherheit erwarten kann —"

„Pardon, Herr Oberst," unterbrach er sich selbst, „das hatte ich vorhin ganz übersehen — man erwartet von mir telegraphischen Bescheid — da muß ich gleich eine Depesche zur Weiterbeförderung an das Postamt telefonieren. Pardon, meine Herren, Sie entschuldigen mich."

„Wir wollten ja sowieso aufstehen," meinte der Oberst, der sich nach dem Tabak sehnte.

„Ach so, ja, richtig, das habe ich über dieser unglücklichen Geschichte ganz vergessen. Gott, der arme Blomberg, — was da wohl vorliegt? Vielleicht kennt ihn einer der Herren — es ist noch gar nicht lange her, daß er mich einmal besuchte. Wenn ich mich recht entsinne, frühstückten wir im Ratskeller zusammen. Er war allerdings in Zivil, aber vielleicht ist er Ihnen doch aufgefallen, er war ein bildhübscher Mensch."

„Aber Ahrens, Ihr Gast war doch in Uniform — das wissen Sie genau so gut wie ich," rief einer der Herren, der die Beiden am Mittag im Keller zusammen gesehen hatte und der sich nun etwas darüber

ärgerte, daß Harald so tat, als erinnere er sich nicht mehr ganz genau jeder Einzelheit dieses Besuches, von dem er so oft mit aller Ausführlichkeit erzählt hatte.

Harald mußte ein guter Schauspieler sein, denn es gelang ihm, ein so erstauntes Gesicht zu machen, daß er sogar den Sprecher täuschte.

„War er in Uniform? Das weiß ich im Augenblick wirklich nicht mehr. Aber das ist ja auch ganz gleichgültig." Und zum Kommandeur gewandt, fragte er plötzlich: „Nicht wahr, Herr Oberst, ich muß als Zeuge vor dem Ehrengericht doch in Uniform erscheinen?"

„Das ist doch ganz selbstverständlich — Sie erscheinen ja dienstlich als Offizier."

„Natürlich, natürlich. Ich bitte um Entschuldigung, aber ich bin ganz konsterniert. — Aber hier sind Zigarren — wenn die Herren sich, bitte, bedienen wollen. Einer der Herren ist vielleicht so liebenswürdig und übernimmt das Einschänken der Liköre. Herrgott, das Telegramm, das hätte ich bald wieder vergessen."

Er eilte an das Telefon, und auch als er zurückkam, sprach er den ganzen Abend nur noch von dem unglücklichen Blomberg, und doch merkte Jeder: seine Teilnahme war nicht aufrichtig. Daß er diesem eine größere Summe geliehen hatte, war

durch die Indiskretion eines Kellners, der die Szene beobachtet hatte, längst bekannt geworden. Wenn Harald sich wenigstens um sein Geld gesorgt hätte, dann hätten die Herren ihn begriffen, denn zehntausend Mark sind doch schließlich keine Kleinigkeit, und ein Kaufmann rechnet, selbst wenn er noch so reich ist, doch auch mit solcher Summe. Aber Alle wußten, daß Harald das Geld längst in den Schornstein geschrieben hatte. Die Freude, einem Kameraden in selbstlosester Weise dadurch geholfen zu haben, daß er das Geld auf Heller und Pfennig verlor, war für ihn viel größer, als wenn er den Betrag zurückerhalten hätte. Dann wäre das nur ein Freundschaftsdienst gewesen, wie zahllose andere.

Und trotzdem Harald immer aufs neue versicherte, wie gräßlich leid ihm der arme Blomberg täte, glaubte ihm keiner seiner Gäste, daß ihm dessen Schicksal irgendwie naheginge. Der beste Beweis dafür war ja, daß er ganz unaufgefordert immer wieder über den Fall sprach. Man fand das indiskret und auch undelikat, besonders, da Harald den Leutnant seinen „besten Freund" nannte. Da mußte er doch bemüht sein, das Unglück, das über den hereingebrochen war, so lange wie nur möglich vor fremden Ohren geheim zu halten.

Nein, der Andere tat ihm gar nicht leid, wenigstens erstickte ein anderes Gefühl jede wirkliche Teil-

nahme, das war der Stolz, daß er als Zeuge vor den Ehrenrat geladen war. Er kam sich unendlich wichtig vor, und er gab sich kaum Mühe, seine Freude darüber zu verbergen, daß er einmal wieder dienstlich in Uniform erscheinen dürfe.

Harald hatte im Laufe des Abends für nichts anderes mehr Interesse, und so kam auch jetzt keine warme, behagliche Stimmung auf, mehr als einer sah heimlich nach der Uhr, ob es noch nicht bald spät genug sei, um mit Anstand fortgehen zu können. —

Um dieselbe Stunde, da Harald seine Gäste bewirtete, saß der Konsul mit seinem alten Freund, dem Senator Rehn, zusammen, demselben, der an dem Tag, als Hugo und Harald von ihren militärischen Übungen zurückgekommen waren, auf dem Feste in einem Toast der Hoffnung Ausdruck gegeben hatte, daß die beiden Söhne des Hauses über dem Reserve-Leutnant nicht vergessen möchten, daß sie in erster Linie Kaufleute wären.

Der Konsul hatte sich am Nachmittag bei seinem alten Freunde angemeldet, und auch ohne daß er den Grund seines Besuches angab, wußte der, was den Anderen zu ihm führte. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war ihm kein Geheimnis, ebenso wenig die Entlassung des alten Peters, und an der Börse und auch im privaten Verkehr hatte

er Harald zu oft beobachtet, um nicht zu wissen, daß ein Kaufmann dieser Art nicht nach dem Sinn seines Freundes sei.

Und der Konsul schüttete jetzt sein Herz aus, und ruhig, ohne ihn mit einem Wort oder einer Frage zu unterbrechen, hörte ihn der Senator an, dann sagte er: „Du fragst mich, was nun mit Harald werden soll, und du erklärst, so geht es nicht weiter. Das habe ich schon lange gemerkt — ich habe gewußt, daß du zu mir kommen würdest, und deshalb habe ich mir die Antwort für dich schon seit Wochen reiflich überlegt. Willst du sie hören? Sie gibt nach meiner Meinung die einzige mögliche Lösung." Und als der Konsul ihn durch einen Blick bat, zu sprechen, fuhr der Senator fort: „Ich habe Haralds geschäftliche Tätigkeit vielleicht noch genauer verfolgt, als du, und ich verurteile sie noch härter, denn ich sehe nicht mit den Augen der Liebe, wie du es als Vater doch tust, sondern ich urteile von einem ganz unparteiischen Standpunkt aus. — Harald hat sich als Kaufmann noch keine Pflichtwidrigkeit zu schulden kommen lassen, aber der Mangel an Interesse, die Nonchalance, die er zur Schau trägt, die Art und Weise, in der er seinen Reserve-Offizier weit höher stellt, als seine andere Tätigkeit, kommt beinahe einer Pflichtwidrigkeit gleich. Ich

habe mich gefragt, was zu tun ist, um Harald auf den richtigen Weg zu bringen, denn man darf kein Mittel unversucht lassen, um ihn dir, der Firma, vor allen Dingen aber auch sich selbst zurückzugeben. Und da gibt es nur eins; du mußt noch viel mehr als bisher das Gefühl in ihm zu wecken suchen, daß er für die Ehre des Geschäfts, für die Verwaltung seines Vermögens und für seine Handlungsweise verantwortlich ist. Nur dann ist die Möglichkeit vorhanden, daß er zur Vernunft kommt."

„Und wie soll ich das machen?" fragte der Konsul. „Seit Jahren ist er Mitbesitzer der Firma, ich beschließe nichts, ohne ihn um seine Meinung zu fragen, und besonders seitdem er mich vor einigen Wochen, von einem sicheren Instinkt geleitet, vor einem großen Verlust bewahrte, zeige ich deutlich, wie viel ich auf sein Urteil gebe. Aber trotzdem — — es hilft alles nichts."

Der Senator schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Höre mich an, ohne mich zu unterbrechen, und prüfe meinen Vorschlag, wie das die Art eines jeden Kaufmanns und deine ganz besonders ist." Und als der Konsul, durch den Ernst, mit dem diese Worte gesprochen wurden, gespannt aufblickte, fuhr der Senator fort: „Ich sehe die einzige Rettung lediglich darin, daß du dich, natürlich nicht für im-

mer, aber wenigstens für einige Monate, ganz von dem Geschäft zurückziehst. Du hast Ärger und Verdruß aller Art in der letzten Zeit genug gehabt, du bist auch nicht mehr der Jüngste, und es kann dir nur gut tun, wenn du eine Zeitlang ganz ausspannst und mit deiner Frau eine Reise unternimmst. Bleib' sechs Monate fort! In dieser Zeit arbeitet Harald ganz selbständig. Übertrag' ihm die alleinige Verantwortung, das wird ihm Freude machen, und aus dieser Freude heraus wird er sich ändern. Vielleicht würde er jetzt schon mehr Interesse am Geschäft zeigen, wenn Eure beiden Naturen nicht so verschieden wären. Du bist noch ein Kaufmann aus der alten Schule, der langsam und bedächtig, aber zielbewußt und voller Energie seinen Weg macht. Harald ist jung, dem will das Wort „Eile mit Weile" nicht in den Sinn. Du sagst, daß du ihn in allen wichtigen Dingen um Rat frägst, aber schließlicht gibt deine Stimme doch den Ausschlag, und daß er dich, wie du erwähnst, kürzlich vor einem Verlust bewahrte, ist kein Beweis vom Gegenteil. Ich möchte gerade daraus schließen, daß Haralds Eifer wächst, wenn er allein arbeitet, daß er stolz wird, wenn er selbständig disponieren soll. Und darum meine ich, ist mein Rat der beste."

Es dauerte lange, ehe sich der Konsul von dem Erstaunen, das die Worte des alten Freundes in ihm

wachriefen, erholt hatte: „Und wenn du dich nun irrst, wenn Harald sich in meiner Abwesenheit noch weniger um das Geschäft kümmert als jetzt — wenn er nichts wie Dummheiten macht, sich in Gottweiß welche Spekulationen einläßt und durch schlechten Einkauf und schlechten Verkauf der Firma große Verluste bringt, die vielleicht gar nicht wieder einzuholen sind, weil die Firma nicht nur finanziell, sondern vor allen Dingen auch moralisch geschädigt ist? Was dann?"

„Ich glaube, du siehst zu schwarz. Natürlich habe ich ähnliches gedacht, aber diese Bedenken, die in mir aufstiegen, sind schneller, als ich es selbst glaubte, wieder verschwunden. Einen moralischen Schaden wird Harald dem Geschäft nicht zufügen, dafür bewahrt ihn das, was wir sonst an ihm tadeln, daß er zu sehr Leutnant d. R. ist. Schon mit Rücksicht auf seine Uniform wird er nichts das geringste tun, was auch nur im entferntesten den Anschein des kaufmännisch Unfairen hat, er wird nichts unternehmen, was gegen seine Ehre verstößt. Und was einen etwaigen finanziellen Schaden angeht, da weißt du noch viel besser als ich, wie du dastehst. Die Firma Ahrens ist nicht in einem halben Jahr und auch nicht in zwei Jahren zu ruinieren, selbst wenn einer es darauf anlegen sollte. Auch da wird Harald

sein Titel helfen. Schon um seiner Stellung als Leutnant gemäß vornehm auftreten zu können, wird er nicht darauf los wirtschaften, denn er wird sich sagen, daß mit dem Verlust des Geldes auch das Ansehen seiner Person schwindet. Wie gesagt: ich kann deine Bedenken nicht gelten lassen. Trotzdem aber meine ich auf der anderen Seite, daß du ihm auch nicht alles anvertrauen sollst. Gib ihm das freie Dispositionsrecht über ein Kapital, dessen Höhe du selbst bestimmen und so bemessen mußt, daß es ihm ein selbständiges Handeln und ein gedeihliches Fortführen der Foirma ermöglicht. Gib ihm nicht zu freie Hand, aber beschneide ihm auch nicht zu viel die Flügel, das eine wäre genau so falsch wie das andere."

Eine Zeitlang herrschte tiefes Schweigen, dann fragte der Konsul: „Du meinst wirklich, ich könnte das Geschäft Harald ruhig ein paar Monate anvertrauen?"

„Gewiß. Nimm den Fall, daß du heute erkrankst, daß du vielleicht nicht wieder gesund wirst. Da bekommt Harald ja doch das Geschäft. Du wirst sagen: das ist etwas ganz anderes, aber das glaube ich nicht. Es ist dein Wille, daß Harald nach deinem Tode die Firma weiterführt. Wolltest du das nicht, so würdest du heute noch deine testamentarischen Be-

stimmungen ändern. Wir sind beide nicht mehr die Jüngsten, Konsul, wer weiß, wie lange wir noch leben? Und wenn du willst, daß Harald später, wenn du nicht mehr im entscheidenden Augenblick raten und helfen kannst, das Geschäft Jahrzehnte hindurch allein führt, warum willst du es ihm da nicht jetzt zur Probe auf ein paar Monate anvertrauen? Macht er seine Sache gut, dann kannst du später umso ruhiger in die Zukunft blicken, macht er nichts wie Dummheiten, was ich aber nicht glaube, dann wirst du selbst froh sein, noch bei Zeiten erkannt zu haben, daß er sich als dein Nachfolger nicht eignet. Dann kannst du noch die Bestimmung treffen, daß nach deinem Tode dein Geschäft eine Aktiengesellschaft werden soll, damit das, was du geschaffen, nicht durch deinen Sohn zerstört wird."

„Und wenn ich nun wirklich deinem Rat folge, wird man mich da nicht für leichtsinnig halten, wird man mich überhaupt verstehen?"

„Ganz gewiß. Ich werde schon dafür sorgen, daß an der hiesigen Börse bekannt wird, warum du es tust, und wer dir zuredete, es zu tun. Und vergiß eins nicht: Harald ist kein gewiegter Kaufmann, aber er hat auch das Gegenteil noch nicht bewiesen. Er hat bis zur Stunde noch nicht bewiesen, daß er etwas leistet, aber er hat auch noch nicht gezeigt, daß

er nichts leisten kann. Wüßten wir schon heute, daß er kaufmännisch ganz unfähig ist, dann brauchten wir das Experiment natürlich nicht erst zu machen. Wir wissen aber von ihm als Geschäftsmann zwar nichts besonders Gutes, aber auch nichts Schlechtes, und deshalb ist der Versuch lange nicht so gewagt, wie es im ersten Augenblick den Anschein hat."

Es war für die Verhältnisse des Konsuls sehr spät, als die beiden alten Freunde sich endlich trennten, und auch dann standen sie noch lange da, Hand in Hand, sich in die Augen sehend.

„Ich will es mir überlegen," sagte der Konsul zum Schluß, „noch weiß ich nicht, was ich tun werde. Aber, ist Harald wirklich kein Geschäftsmann, dann scheint es mir auch besser zu sein, ich erkaufe mir diese Erkenntnis mit einigen hunderttausend Mark, als daß später das ganze Vermögen und vor allen Dingen die Ehre und das Ansehen der Firma dahingehen. Ich hätte ja keine Ruhe im Grabe."

Und von dem Freunde bis auf die Straße begleitet, bestieg er seinen Wagen, der schon länger als eine Stunde auf ihn wartete.

IX.

Harald war von seiner Reise zum Regiment zurückgekehrt, noch „ekelhafter, noch mehr Dragoner", wie Carmen es nannte, als je. Und er konnte nicht müde werden, von der unendlichen Liebenswürdigkeit zu erzählen, mit der man ihn aufgenommen und ihn trotz der traurigen Veranlassung seins Erscheinens immer wieder gebeten hatte, noch dazubleiben. Aus den zwei Tagen, die er für die Reise gerechnet hatte, waren schließlich fast acht geworden.

Und Harald sprach die Wahrheit, wenn er erzählte, daß man ihn auf das Herzlichste begrüßt hatte, denn im Laufe der gegen Blomberg eingeleiteten ehrengerichtlichen Untersuchung war es erst bekannt geworden, wer diesem vor Wochen jene zehntausend Mark geliehen hatte, die er dringend brauchte, um seine Spielschulden zu decken, und die er doch gleich am Abend seiner Rückkehr allen Warnungen zum Trotz bis auf den letzten Pfennig

wieder verspielt hatte. Alle waren davon überzeugt gewesen, daß Blomberg sich am nächsten Tage totschießen würde, aber irgendwo mußte er doch noch Hülfe gefunden haben, denn er krebste sich noch ein paar Wochen hin, bis dann seine Wechselgeschichten und andere Geldaffären bekannt wurden und es nötig machten, gegen ihn einzuschreiten. Es rief allgemeine Mißstimmung gegen Blomberg hervor, als man erfuhr, daß er auch Harald angeborgt und diesen wahrscheinlich, soweit man ihn kannte, nur dadurch willfährig gemacht hatte, daß er ihm beständig davon sprach, man erwarte nach wie vor ihn baldmöglichst im Regiment als Kameraden begrüßen zu können. Man hatte erwartet, Harald würde als Kaufmann unbedingt darauf bestehen, wenigstens einen Teil aus der Masse zu bekommen, denn die Eröffnung des Konkurs-Verfahrens über Blombergs Vermögen war bereits von seinen Gläubigern beantragt. Aber Harald benahm sich in der Hinsicht nach der Meinung aller wirklich tadellos. Er trug eine Teilnahme für den armen Blomberg zur Schau, die zwar nicht echt war, aber trotzdem, weil sie so gut gespielt wurde, ihre Wirkung nicht verfehlte.

Die Kameraden hatten, gewissermaßen als Gegenleistung für die von ihm bewiesene Vornehmheit, versucht, ihm die Tage, die er bei ihnen weilte,

so angenehm wie nur möglich zu machen. Und als es dann zum Abschied gekommen war, hatten ihn nicht nur die meisten jungen Herren zur Bahn begleitet, sondern der Herr Oberst selbst hatte sich da eingefunden, um ihm nochmals zu danken.

Harald strahlte vor Stolz, wenn er von dieser Reise erzählte, und er begriff nicht, warum nicht auch die Seinen ihm warme Worte der Anerkennung über sein Verhalten zollten.

Und gänzlich unverständlich war es ihm, daß der Vater ihm sogar Vorwürfe machte, mit einer gewissen großtuerischen Prahlerei auf seine Forderung verzichtet zu haben: „Was du edel und vornehm nennst, ist bei dir Eitelkeit. Dumm bleibt dein Benehmen auf alle Fälle. Zehntausend Mark sind viel Geld. Handelt es sich darum, einem wirklichen Freund aus wahrer Not zu helfen, dann kannst du das Fünf- und Zehnfache opfern, und ich werde dich nur loben. Aber einem Spieler Geld zu geben, ist ein Wahnsinn, wie ich dir schon einmal sagte. Daß der Leutnant die ganze Summe sofort wieder verspielte, zeigt am besten, wie recht ich mit meinen Worten hatte. Wer dem Leichtsinn dadurch einen Vorschub gewährt, daß er ihn unterstützt, ist für die Folgen mitverantwortlich und nach meiner Auffassung müßte nicht nur gegen deinen Leutnant,

sondern auch gegen dich eingeschritten werden, weil du ihm durch das Darlehen die Möglichkeit gabst, weiterzuspielen und so zu handeln, daß er mit den Ehrengesetzen in Konflikt kam."

„Wir verstehen uns eben nicht, Vater. Du sprichst eben nur als Kaufmann, ich bin auch Offizier, und als solcher muß ich über manche Dinge anders denken, als du." Das war Haralds stehende Redensart, wenn in diesen Tagen das Gespräch auf seine Reise zum Regiment kam.

„Nein, wir verstehen uns nicht," sagte dann auch der Konsul immer wieder. Als er davon erfuhr, daß Harald zu seinem Regiment müsse, hatte er nochmals mit seinem alten Freunde, dem Senator, gesprochen, und ihm erklärt: „Ich will erst abwarten, wie Harald zurückkommt. Eine traurige Veranlassung zwingt ihn, als Zeuge vor dem Ehrengericht zu erscheinen, er wird da manches sehen und hören, und das wird ihn vielleicht zur Vernunft bringen."

Und nun war Harald womöglich noch mehr der „Leutnant" als je. Trotzdem er jetzt seine Wohnung in der Stadt hatte, kam er dennoch fast täglich zu allen Mahlzeiten ins Elternhaus, nur, um diesen immer wieder von seiner Reise zu erzählen. Und dann kamen Leutnantsgeschichten über Hunde und

Pferde, Geschichten, die zum Leutnantsleben gehören, aber sich doch nicht als einzige Unterhaltung für ernste, arbeitende, dieser Sphäre fernstehende Menschen eignen. Und auch im Geschäft hörte er nicht auf, von dem großen Erfolg seiner Reise zu erzählen; der erste Prokurist, der Buchhalter und mancher andere der Angestellten, die Jahrzehnte und länger in der Firma waren, bekamen alles auf das Genaueste berichtet, damit sie mehr Achtung und Respekt vor ihm erhielten, damit sie es genau wüßten und erführen, daß er Leutnant der Reserve sei.

Auch da war der Konsul ganz anderer Ansicht. Der hatte sehr oft ein freundliches Wort für seine Mitarbeiter, und nahm an dem Familienleben eines Jeden warmen Anteil, aber er vertrat den Standpunkt, daß man, um Liebe und Achtung zu gewinnen, sich mehr nach dem Schicksal der Anderen erkundigen, als von dem eigenen erzählen müsse. Und unerschütterlich beharrte er bei seiner Meinung, daß man Respekt und Bewunderung bei den Untergebenen nicht dadurch erreicht, daß man sie fortwährend in Worten dazu auffordert, sondern nur dadurch, daß man durch sein eigenes Tun und Handeln sie dazu veranlaßt.

Als der Konsul zum ersten Mal zufällig einer solchen Privat-Unterredung Haralds beigewohnt

hatte, kam es zwischen Vater und Sohn abermals zu einer ernsten Auseinandersetzung. Es half auch nicht viel, daß der Konsul sich eine derartige Wiederholung für die Zukunft auf das Strengste verbat. Während Harald es früher bis zu einem gewissen Grade unter seiner Würde gehalten hatte, mit einem der Angestellten mehr als das Allernotwendigste zu besprechen, zog er sie jetzt oft ins Gespräch. Aber er erzählte dann immer nur von sich, und da die Zuhörer ihm nicht zu widersprechen wagten und es auch nicht konnten, weil sie nicht genug von militärischen Dingen verstanden, so erfüllte es Harald stets von neuem mit einem großem Stolz, wenn die Anderen ihm so andächtig lauschten, und es wurde ihm sehr bald Lebensbedürfnis, sich auszusprechen und sich dabei bewundern zu lassen.

So ging es wirklich nicht weiter, und nach einer schlaflosen Nacht, in der der Konsul sich zu dem Entschluß durchgerungen hatte, dem Freundesrat zu folgen, hatte er am nächsten Morgen eine lange Unterredung mit Harald im Kontor, nach deren Beendigung Harald vor Erstaunen und Verwunderung, aber auch vor Stolz gar nicht wußte, was er sagen sollte.

Er war, wenn auch nur für einige Monate, der alleinige Chef der Weltfirma, er konnte allein

disponieren, ihm allein waren die zahlreichen Arbeiter unterstellt, in seinen Händen ruhte die Verwaltung eines großen Teils des geschäftlichen Vermögens, er sollte fortan nicht an zweiter, sondern an erster Stelle zeichnen, und von einem plötzlichen Gefühl der großen Verantwortung, die jetzt auf ihm ruhte, erfaßt, konnte er seine Erregung nicht verbergen, und seine Worte waren ehrlich gemeint, als er fragte: „Werde ich das aber auch alles leisten können, Vater?"

Der Konsul bemerkte mit großer Genugtuung den Eindruck, den seine Worte auf Harald machten, denn er hatte im stillen doch gefürchtet, der werde es als etwas ganz Selbstverständliches hinnehmen, daß er jetzt der Herr sei, umsomehr, da er es doch noch nicht für immer wurde.

So klang seine Stimme denn viel freundlicher und wärmer als seit langer Zeit, während er nun sagte: „Nimm den Fall, der bei meinem Alter doch nicht ausgeschlossen ist, daß ich plötzlich hinübergerufen werde, daß ich nicht mehr unter den Lebenden weilte. Da, mein Sohn, da müßtest du das leisten, was du heute zu können bezweifelst. Du bist bei mir in eine gute Schule gegangen, du bist in alle Geschäftsverbindungen, alle Geschäftsgeheimnisse eingeweiht, du kennst unsere Finanzlage, auf

deinen Reisen hast du die Firmen und die Lieferanten, mit denen wir hauptsächlich arbeiten, persönlich kennen gelernt, du weißt, in welcher Art und Weise ich das Geschäft führe, du hast ein gutgeschultes Kontorpersonal, zahlreiche, tüchtige Arbeiter. Da ist von einem Nichtkönnen nicht die Rede, es kommt nur darauf an, daß du ernstlich willst."

„Ich will, Vater." In Haralds Augen blitzte es hell auf und er hielt dem Vater die Hand hin. „Mein Wort, Vater, ich will, mein Ehrenwort als Offizier."

„Gib mir lieber dein Wort als Kaufmann, Harald. Ich habe dir ausführlich die Gründe entwickelt, die mich nach reiflichster Überlegung zu diesem ungewohnten und ungewöhnlichen Schritt veranlassen, und du weißt, was auch für dich selbst auf dem Spiele steht. Denn wenn du dich nicht bewährst, wirst du die Firma nicht erben, sondern ich werde sie in eine Aktiengesellschaft umwandeln lassen. Ich spreche als Kaufmann zu einem Kaufmann. Da ist dein Ehrenwort als Offizier nicht angebracht."

Harald senkte etwas beschämt den Blick, dann sagte er: „Sei nicht bös', Vater — ich gab dir mein Wort als Offizier nicht, um dich zu kränken, sondern weil es nach der Auffassung, die ich auch heute noch habe, das heiligste Versprechen ist, das ich geben kann."

Der Konsul legte ihm die Hand auf die Schulter: „Wir wollen uns darüber heute nicht streiten, Harald, dazu ist die Stunde zu ernst. Aber wenn wir uns wiedersehen, dann wollen wir weiter darüber sprechen, und dann wirst und dann mußt du dir darüber klar sein, ob dein Wort als Kaufmann nicht zum mindesten ebenso viel ist wie das andere. Auch wir haben unsere Ehrengesetze, wenngleich sie nicht gedruckt vorliegen und uns nicht, wie den Offizieren, alljährlich ein paar Mal vorgelesen werden. Auch wir haben unsere Ehrengerichte, die in dem Urteil unserer Kollegen bestehen, und auch wir können ehrengerichtlich verabschiedet werden, und zwar dadurch, daß man unsere Firma nicht mehr mit aufzählt, wenn es sich um reelle und angesehene Geschäfte handelt. Das merk' dir, mein Sohn, laß es dir in Fleisch und Blut übergehen und laß mich hoffen, daß du bei meiner Rückkehr zu mir sagen wirst: Ja, Vater, du hast Recht. Und handele nach diesen ungeschriebenen Gesetzen, damit du auch als Kaufmann an deiner Ehre keinen Schaden nimmst."

„Gewiß nicht, Vater, wie kannst du nur so etwas glauben!" rief Harald erregt. „Ich bin dein Sohn."

„Sei es nicht nur dem Namen nach, sondern dadurch, daß du in meinem Sinne weiter arbeitest."

Dann fuhr er fort: „Und nun genug der Ermahnungen. Laß uns jetzt daran gehen, den Entschluß in die Tat umzusetzen. Morgen werde ich das Personal und die Arbeiter zusammenrufen und ihnen mitteilen, daß du jetzt der Herr bist. Um deine Stellung nicht von vornherein zu erschüttern, werde ich natürlich nicht den wahren Grund angeben, sondern vorschützen, der Arzt hätte mir eine längere Erholung befohlen. Ob mir das Jemand glauben wird, weiß ich zwar nicht, denn ich bin ja Gottlob noch fast der Gesündeste von Euch Allen, aber es schadet ja nichts. — Nun wollen wir das Geschäftliche erledigen, dessen Kernpunkt darin besteht, daß wir, soweit das überhaupt möglich ist, auf das Genaueste berechnen, ob das Kapital, das ich dir zur freien Verfügung im Interesse der Firma überlassen will, auch genügt, oder ob ich die Summe erhöhen muß. Die Höhe spielt dabei weniger eine Rolle, als die Tatsache, der du dich unbedingt zu fügen hast, daß du an das Kapital, das ich dir gebe, gebunden bist und daß du es ohne meine ausdrückliche Erlaubnis, die du vorher unter ausführlicher, fachlicher Begründung einzuholen hast, auch nicht um einen Pfennig überschreiten darfst. — Ich werde auch noch mit dir besprechen, über welche Summen du ganz selbständig und über welche du nur dis-

ponieren kannst, wenn du vorher den ersten Prokuristen zu Rate gezogen hast. Das soll keine Einschränkung deiner Macht sein, aber auch dir wird es lieb sein, bei ganz großen Summen nicht allein die Verantwortung zu haben. Und Apfelbaum ist noch mehr als du in den Geschäftsbetrieb eingeweiht und wird dir jederzeit, wenn du ihn darum bittest, mit Rat und Tat zur Seite stehen. Und selbstverständlich darfst du, wenn das Kapital nicht reicht, keine Schulden machen. Mußt du während meiner Abwesenheit Kredit beanspruchen, weil du in irgendwelche finanzielle Verlegenheit gekommen bist, so würde ich dafür denselben Ausdruck haben, wie für die etwaige Überschreitung des dir zur Verfügung gestellten Kapitals. Ich würde dir sagen: du hast als Kaufmann ehrlos gehandelt und du bist nicht mehr würdig, diesem Stande anzugehören. Ich weiß, es ist ein hartes Wort, das ich da sage — erspare es uns Beiden, es dir einst zurufen zu müssen."

Harald war totenblaß geworden: „Vater, wie kannst du nur glauben — es nur für möglich halten, daß ich je so handeln könnte!"

Der Konsul sah seinem Sohne lange und fest in die Augen, dann sagte er: „Wärest du nur Kaufmann, wären meine Worte überflüssig gewesen, aber du bist auch Offizier."

„Aber das gibt dir doch die beste Gewähr dafür, daß ich auch als Kaufmann niemals meine Ehre beflecken werde."

„Ich hoffe es, ja noch mehr: ich glaube es, trotzdem du nicht immer, gerade weil du auch Leutnant bist, in Geldsachen so denkst, wie ich es wohl wünschte. Nur deshalb richtete ich meine ernste Mahnung an dich. — Nun aber laß uns an die Arbeit gehen, und wenn wir heute mittag zur Börse fahren, dann wollen wir Beide dafür sorgen, daß mein Entschluß bekannt wird. Auch da müssen wir natürlich meine Gesundheit vorschützen, und ich werde noch unseren Doktor bitten, mich nicht Lügen zu strafen, wenn nach mir gefragt wird."

Natürlich rief die Nachricht am Mittag unter den Kaufleuten große Aufregung hervor. Kein Mensch glaubte daran, daß der Konsul der Schonung bedürfe, und alle errieten den wahren Grund. Mit teilnehmenden Mienen drückte man dem Konsul die Hand, denn auch ohne daß er davon sprach, wußte man ja doch, wie schwer es gerade ihm geworden sein mußte, diesen Entschluß zu fassen. Und nicht gerade mit freundlichen Mienen betrachtete man Harald. Aber fast wider Willen mußten sich heute doch alle eingestehen, daß sein Benehmen Sympathie erweckte. Sein ganzes Auftreten war bescheiden, und doch

sprach aus seinen Augen eine feste Entschlossenheit. Man sah ihm an: er hatte den besten Willen, das in ihn gesetzte Vertrauen nach jeder Richtung hin zu erfüllen, er wollte zeigen, daß er doch ein tüchtiger Kaufmann sei, und das nahm die anderen wieder für ihn ein. Die Frage war nur, ob er seinen Vorsätzen treu bleiben würde, ob diese auch Stand hielten, ob das Gefühl, jetzt Herr zu sein, nicht sein Selbstbewußtsein und seinen Stolz noch mehr anstachelten, wie den als Leutnant der Reserve, und ob der Leutnant jetzt wirklich den anderen Pflichten gegenüber in den Hintergrund treten würde.

Aber er zeigte ja deutlich, daß er von dem Ernst des Augenblicks durchdrungen war: so trat denn einer nach dem anderen zu ihm heran, reichte ihm die Hand und wechselte ein paar warme, herzliche Worte mit ihm.

Die größte Erregung herrschte natürlich im Hause des Konsuls selbst. Seine Frau hatte gewußt, daß er heute mit Harald sprechen wollte, aber im stillen doch gehofft, daß er es noch wieder aufgeben würde. Sie hatte es mit angesehen, wie er mit sich kämpfte, stundenlang hatte er alles mit ihr besprochen, sie um ihren Rat befragt, und in mancher Nacht hatte sie seine schweren Seufzer und sein Stöhnen gehört. Niemand konnte so gut wie sie

beurteilen, wie schwer ihm dieser Schritt wurde, und daß er ihn getan hatte, daß er ihn nach seiner gewissenhaften Überzeugung hatte tun müssen, das erfüllte sie nicht nur mit Trauer für ihren Mann, sondern auch mit einem ihr sonst ganz fremden Gefühl des Zornes gegen Harald.

Aber als er ihr jetzt bei Tisch gegenüber saß, in seinem ganzen Wesen verändert, still und ernst, da wurde doch die Liebe schnell wieder in ihr wach, und als sie später mit ihm allein war, sprach sie voll Zärtlichkeit auf ihn ein, und bat ihn, nicht traurig und verzagt zu sein, sich keine Vorwürfe darüber zu machen, daß es durch seine Schuld soweit gekommen wäre, sondern froh und zuversichtlich in die Zukunft zu sehen. Es konnte ja noch alles gut gehen, wenn er nur wirklich wollte. Dem Vater würde eine Erholungsreise nur nützen, und wenn er dann zurückkam, und wenn Harald dann inzwischen ein anderer geworden war, dann würde die gemeinsame Arbeit den Vater reichlich für diese schweren Tage entschädigen.

„Nur wollen, Harald, nur wollen!"

Von der Trauer und den Tränen der Mutter gerührt, gelobte Harald aufs Neue, seine Pflicht zu tun, wie nur einer, und es war ihm mit seinen Worten heiligster Ernst.

„Und was sagst du, Carmen?" fragte er diese, als er bald darauf mit ihr zusammentraf.

„Ich hasse dich!" gab sie mit zornsprühenden Augen zur Antwort und wandte sich ab, um ihn stehen zu lassen.

Aber warum denn nur? wollte er leichthin fragen, doch die Worte kamen ihm nicht über die Lippen, so viel Haß und so viel Verachtung, wie aus Carmens Benehmen herausgesprochen hatte, war ihm noch nie gezeigt worden. Und zum ersten Mal dachte er jetzt darüber nach, ob seine ganze Lebensweise und sein ganzes Verhalten in der letzten Zeit denn so gewesen sei, daß der Vater es für nötig hielt, ihn auf eine solche Probe zu stellen.

Unterdessen saß Carmen bei der Frau Konsul und wollte diese trösten, und bedurfte dabei doch selbst erst recht des Trostes. Seit vielen Wochen war sie nun schon hier, und sie hatte auch daran gedacht, noch viele Monate zu bleiben, denn ihr Vater, der einen großen Teil seines Vermögens in Mexiko stehen hatte, war gezwungen worden, drüben einmal nach dem Rechten zu sehen und hatte seine Frau mitgenommen. Carmen sollte bis zur Rückkehr der Eltern bei ihren Verwandten bleiben, und nun war ihr auch dieses Haus genommen.

Wenn sie ganz gerecht gewesen wäre, hätte sie sich eingestehen müssen, daß sie Harald hauptsächlich zürnte, weil sie Hugo jetzt so lange nicht sehen würde, denn es war beschlossen, daß sie mit auf Reisen gehen sollte. Denn sie liebte Hugo, obgleich gerade er nicht um sie zu werben schien. Und dazu kam, daß Hugo nach ihrer gewissenhaften Überzeugung eine Frau brauchte, er war in vieler Hinsicht schon jetzt ein alter Junggeselle, der sich in seinen vier Wänden am behaglichsten fühlte, der jede Gesellschaft als ein unvermeidliches Übel ansah, dem er nicht entgehen konnte. Das alles würde mit der Zeit immer schlimmer werden, wenn er nicht bald eine Frau fand, die ihm eine behagliche Häuslichkeit bereitete, die es aber auch zugleich verstand, ohne daß er selbst etwas davon merkte, ihn allmählich wieder in andere Kreise und zu anderen Menschen zu führen. Gewiß wollte sie ihm keine Frau sein, die nur Sinn für Zerstreuung hatte, aber sie wollte ihn der Einsamkeit, in die er sich hineingelebt, entreißen, nicht, um sich selbst zu amüsieren, sondern um ihn für die Arbeit frisch zu erhalten, um es zu verhindern, daß er nur im Geschäft aufging und darüber frühzeitig ein alter, müder Mann wurde.

Carmen mußte an sich halten, um bei dem Gedanken an den Abschied nicht in Tränen auszu-

brechen, und die Frau Consul, die die Hand ihrer Nichte hielt und sie zärtlich streichelte, wußte genau, was in ihr vorging. Carmen sprach so oft von Hugo und zeigte für alles, was diesen betraf, ein solches Interesse, daß sie sich den Verwandten dadurch nur zu deutlich verriet. Mit großer Freude hatten der Konsul und seine Frau Carmens Liebe bemerkt, und auch sie hegten keinen anderen Wunsch, als daß Hugo sie zur Frau nehmen möge. Zu wiederholten Malen hatte die Mutter mit Hugo über seine etwaige Heirat gesprochen, und dabei das Gespräch auch auf Carmen gebracht, aber der hatte dann stets getan, als verstünde er sie nicht.

Für einen Augenblick schwankte die Frau Konsul, ob sie jetzt nicht offen mit Carmen sprechen und sie auf die Zukunft vertrösten solle, aber dann besann sie sich doch eines anderen. Sie konnte Carmen ja doch keine Hoffnung machen, und so würden ihre Worte sie nur erregen, anstatt sie zu beruhigen.

So schickte sie denn Carmen, um diese auf andere Gedanken zu bringen, mit einigen Besorgungen zur Stadt. Schon in den allernächsten Tagen sollte die Reise angetreten werden, denn es widerstrebte dem Charakter des Konsuls, eine Sache, die sein mußte, aufzuschieben. Und da gab es jetzt noch tausend Kleinigkeiten in Ordnung zu bringen, viel

zu überlegen und zu bestimmen, und man hatte noch alle Hände voll zu tun.

Auch für den Abend gab es noch mancherlei zu besorgen. Der Konsul hatte einige Gäste geladen, den alten Senator, einige andere Kaufleute und einige Offiziere mit ihren Damen. Er wollte, soweit dies möglich war, der Welt die Möglichkeit nehmen, irgendwie von einem Mißverhältnis zwischen Vater und Sohn zu sprechen, seine Gäste sollten ihn im besten Einvernehmen mit seinen Kindern sehen, und deshalb hatte er auch von Harald verlangt, daß er sich, noch bevor der Besuch erschiene, mit Hugo versöhne.

„Ich will's," hatte der Konsul kategorisch erklärt, „und ich will auch, so lange ich auf Reisen bin, die Gewißheit haben, daß du mit Hugo im guten brüderlichen Einvernehmen lebst. Ihr sollt Freunde sein. Hugo ist ein tüchtiger Geschäftsmann, brauchst du einmal Rat, so wende dich an ihn, und er wird dir helfen. Denn wer da Hilfe braucht, tut gut, dies der Öffentlichkeit nicht zu deutlich zu verraten. „Der stärkste Mann ist der, der allein steht," sagt der Dichter, und wer da zeigt, daß er nicht allein stehen kann, kommt in den Verdacht der Unselbständigkeit, obgleich nur die Wenigsten ihre Mitmenschen entbehren können. Aber was man bei sich selbst ganz natürlich

findet, bezeichnet man bei den Anderen als einen Fehler."

Trotzdem Harald absolut nicht zu einer Versöhnung geneigt war und diese auch für ganz zwecklos hielt, weil nach seiner gewissenhaften Überzeugung doch sehr bald eine neue Fehde entbrennen würde, wagte er es dennoch nicht, sich dem Willen des Vaters zu widersetzen. Er war heute zu jedem Opfer, zu jedem Versprechen bereit, weil der Entschluß seines Vaters ihn derart überrascht und benommen hatte, daß vorübergehend sogar seine Selbstherrlichkeit eingeschlafen war.

So reichte er denn seinem Bruder, als dieser auf Wunsch seiner Eltern lange vor den anderen Gästen erschien, in Gegenwart seines Vaters zur Versöhnung die Hand, in die Hugo herzlich einschlug.

„Alles Böse hat sein Gutes," meinte Hugo, noch immer die Rechte Haralds haltend. „Ihr könnt Euch denken, wie erstaunt und überrascht ich war, als ich von Eurer Reise hörte und von den Veränderungen, die damit zusammenhängen. Aber mir gibt das den Bruder wieder, und unserem Stand und unserem Beruf einen neuen Anhänger, denn daß du jetzt zur Vernunft kommen wirst, Harald, ist meine felsenfeste Überzeugung. Unter anderen

Umständen hätte ich das für ganz ausgeschlossen gehalten, aber jetzt möchte ich darauf schwören."

„Was heißt: zur Vernunft kommen?" wollte Harald trotz des Versprechens, das er dem Vater gegeben hatte, von neuem aufbrausen; wie kam Hugo dazu, solche Ausdrücke zu gebrauchen, als wäre er ein alter, erfahrener Mann und nicht ein junger Mensch, wie er selbst. Das war es auch, was ihn so oft gegen Hugo aufreizte, — dieses entsetzliche „Vernünftigsein", diese unglaublich tugendhaften Ansichten, der völlige Mangel jeglichen Verständnisses dafür, daß der Mensch nicht nur die Pflicht habe, zu arbeiten, sondern auch das Recht, sich zu amüsieren und das Leben zu genießen.

Ein scharfes Wort lag ihm auf der Zunge, aber der Konsul, der erriet, was in ihm vorging, zwang ihn mit einem Blick zum Schweigen, dann sagte er: „Ich danke Euch Beiden, daß Ihr die Streitaxt begraben habt. — Über die Veranlassung dazu will ich mich nicht mehr äußern. Was erledigt ist, ist erledigt. Aber wie ich Harald gebeten habe, so will ich jetzt auch dich bitten, Hugo, während meiner Abwesenheit Frieden mit einander zu halten. Meinetwegen, um Eurer selbst willen, und auch der Welt gegenüber."

Und nachdem Hugo versichert hatte, daß er keinen anderen Wunsch habe, als mit seinem Bruder im besten Einvernehmen zu leben, fuhr der Konsul fort: „Dann bin ich beruhigt. Allerdings habe ich von dir auch keine andere Antwort erwartet. Doch nun komm' mit mir auf mein Zimmer, Hugo. Wie heute morgen mit Harald, so möchte ich jetzt auch noch mit dir sprechen."

Und als der Konsul wenige Minuten später mit ihm allein war, sagte er: „Dir brauche ich für die Zeit meiner Reise ja keine guten Ratschläge zu geben, das ist überflüssig. Nur eins: man kann nie wissen, wie es im geschäftlichen Leben zugeht, man kann heute Verluste erleiden, die man gestern noch für ganz unmöglich hielt. Sollte dir etwas ähnliches widerfahren, was ich weder glaube, noch hoffe, so weißt du, daß du stets auf mich zählen kannst. Ich werde dir bei meinem Bankier ein Kapital anweisen lassen, über das du stets verfügen kannst, wenn die Verhältnisse dich dazu zwingen."

„Ich danke dir, Vater," sagte Hugo, ganz gerührt von dieser Güte, „aber heute schon kann ich dir sagen, daß ich es nicht nötig haben werde, dein Geld anzugreifen. Das Geschäft geht besser als je, erst gestern habe ich wieder einen großen Abschluß mit einem der ersten Hotels gemacht, kurz und gut: das Geschäft blüht."

„Das freut mich, mein Sohn." Und aufmerksam hörte der Konsul zu, wie Hugo voller Stolz, aber doch ohne jede eitle Überhebung, von dem beständigen Aufschwung erzählte, den die Firma nahm. Dann aber fragte er: „Du hast vorhin, als du Harald die Hand gabst, ein Wort gebraucht, von dem ich wissen muß, ob es deine Überzeugung oder nur eine Redensart war. — Du sagtest, du wärest felsenfest davon überzeugt, daß Harald jetzt vernünftig würde, daß du darauf sogar einen Eid ablegen möchtest. War das dein Ernst?"

„Gewiß, Vater," rief Hugo lebhaft, „wie sollte ich in einer so wichtigen Sache Euch Beide belügen wollen? Wär eich anderer Ansicht, dann würde ich noch jetzt in zwölfter Stunde dich zu bewegen versuchen, dein Entschluß zu ändern, denn ich weiß ja, wie dir das Geschäft ans Herz gewachsen ist und wie du es liebst. Was du tun willst, ist, soweit wie ich es beurteilen kann, das einzig Richtige, ja, noch mehr, es ist nach meiner Auffassung das einzig Mögliche, um Harald dahinzubringen, daß er sich auf sich selbst besinnt, daß er einsieht, wie falsche Wege er bisher gegangen ist. Die einzige Rettung besteht für ihn in der Arbeit, und die findet er ja in Hülle und Fülle vor."

„Was du da sagst, freut und beruhigt mich in gleicher Weise. Du kennst Harald vielleicht noch

besser als ich, denn zwischen Vater und Sohn bestehen selbst bei der größten Liebe von beiden Seiten doch immerhin einige Schranken, die durch den Unterschied der Jahre und durch die ganz natürliche Scheu, sich nicht über alles ganz frei auszusprechen, errichtet werden. Daß aber auch du von den nächsten Monaten das Beste für Harald erwartest, ist für mich sehr viel wert. Wenn du mich morgen im Kontor aufsuchst, will ich dir einen genauen Einblick in den mit Harald aufgesetzten Kontrakt geben, damit auch du weißt, wieweit seine Selbständigkeit reicht. ich habe Harald in ernsten Worten klargemacht, daß er ehrlos wäre, wenn er das ihm überwiesene Kapital überschritte."

„Das wird er nie tun, Vater. Und schließlich bin ich ja auch noch da. Ohne daß er etwas davon merkt, werde ich schon aufpassen, und wenn ich es für nötig halte, auch einmal mit ihm sprechen."

„Ja, tu das, mein Sohn, und laß dich davon auch nicht abhalten, wenn Harald sich vielleicht deinen Rat verbittet. Leicht wird es mir nicht, zu gehen, — wirklich nicht."

Hugo merkte seinem Vater deutlich die Erregung an, aber er durfte ihn jetzt nicht allzusehr seinen traurigen Gedanken nachhängen lassen. So zog er denn die Uhr: „Es wird Zeit, Vater, daß

du dir den Frack anziehst. Nur noch eine kleine Stunde, dann kommen die Gäste."

„Und in zehn Minuten bin ich fix und fertig umgezogen, aber trotzdem wollen wir das Gespräch beenden. — Vielleicht siehst du dich noch einmal im Speisesaal um und kümmerst dich etwas um den Wein, ich habe zwar alles genau angeordnet, aber besser ist besser."

„Gewiß, Vater." —

Als er das Eßzimmer aufsuchen wollte, trat ihm Carmen entgegen. Die hatte am Mittag davon gehört, daß Hugo viel eher als die anderen Gäste erscheinen würde, und in der Hoffnung, vor dem Kommen der Anderen vielleicht noch einen Augenblick mit ihm plaudern zu können, hatte sie früher als sonst mit dem Ankleiden begonnen und stand ihm jetzt schon in der Gesellschaftstoilette gegenüber.

Überrascht blieb er bei ihrem Anblick stehen: „Carmen — wie schön du bist," kam es ihm in ehrlicher Bewunderung über die Lippen. Und mehr noch als seine Worte sagten ihr seine Augen, wie schön er sie fand.

Eine leise Röte stieg in ihre Wangten, sie fühlte ihr Herz höher schlagen, trotzdem zwang sie sich zu einem lustigen, übermütigen Lachen: „Gefalle ich dir? — Weißt du wohl, daß du mir heute zum ersten Mal ein Kompliment machst?"

Er wurde ganz verlegen: „Aber das ist doch gar kein Kompliment, das ist doch die Wahrheit."

„Dann bedanke ich mich doppelt," sagte sie, vor ihm einen zierlichen Knix machend, aber als sie seinen Blick so fest auf sich gerichtet fühlte, wurde auch sie ernst.

„Wollen wir wieder ein bischen zusammen schweigen?" fragte sie doch wieder scherzend und ließ sich in einen Stuhl nieder, „du weißt ja, das liebe ich so, und wir haben noch viel Zeit für uns. Fast noch eine Stunde."

„Ich habe dem Vater versprochen, mich um den Wein zu kümmern," sagte er mit einem Versuch, freizukommen. Er hatte keinen anderen Wunsch, als bei ihr zu bleiben, und doch fürchtete er sich vor dem Alleinsein mit ihr.

Aber heute ließ sie ihn nicht fort: „Dazu ist immer noch Zeit, nun will ich auch einmal etwas von dir haben, denn nur deinetwegen habe ich mich heute so früh angezogen."

„Meinetwegen?" fragte er ganz erstaunt.

„Gewiß," erwiderte sie, anscheinend ganz unbefangen: „Wir reisen doch in den nächsten Tagen, wir sehen uns viele Wochen, sogar mehrere Monate nicht, da wollte ich dir schon heute in aller Ruhe

adieu sagen, denn wenn ich dich überhaupt noch vorher wiedersehe, ist es ja doch nur für wenige Minuten."

„Ja, ja, ich habe selbst sehr viel zu tun, gerade jetzt in diesen Tagen häuft es sich schrecklich."

„Wirklich?" Belustigt lachte sie auf. „Hugo, Hugo, wann hättest du einmal nicht entsetzlich viel zu tun? Die Redensart kenne ich nun schon."

„Aber es ist doch die Wahrheit," verteidigte er sich. „Frag' nur den Vater. Mit dem habe ich erst vorhin alles ausführlich besprochen. Ich habe einen wichtigen Abschluß gemacht und stehe jetzt in neuen Unterhandlungen, um die Lieferung für unsere Truppen in den Kolonien zu bekommen. Der Verdienst ist allerdings nur gering, denn die Regierung will für die billigsten Preise die besten Weine haben, aber trotzdem hoffe ich, daß man meine Offerte annimmt, das wäre eine große Auszeichnung für mich, die sich hinterher indirekt wieder bezahlt macht."

Natürlich freute sie sich über das, was er ihr erzählte, und sie wünschte ihm von ganzem Herzen jeden Erfolg, aber trotzdem meinte sie: „Sag' 'mal Hugo, kannst du dich denn mit mir wirklich über nichts anderes unterhalten, als nur über dein Geschäft?"

Er wurde ganz verlegen: „Entschuldige bitte,

aber ich dachte nicht, daß es dich langweilte — ich wüßte auch nicht, was ich sonst sprechen sollte."

Sie sah ihn mit ihren großen Augen voll an. Dann meinte sie: „Du könntest mir unter anderem auch erzählen, daß es dir leid tut, daß wir jetzt reisen und daß wir uns so lange nicht sehen."

Eine ganze Weile saß er schweigend da, dann bat er: „Laß uns nicht davon sprechen."

Carmen glaubte zu bemerken, daß er etwas blaß geworden war, und eine freudige Hoffnung beseelte sie.

„Und warum nicht?" fragte sie so ruhig, als es ihr bei der Erregung, die sie ergriffen hatte, nur möglich war.

Wieder herrschte eine Zeitlang Schweigen, dann sagte er eigentlich mehr vor sich hin als zu Carmen: „Ich mag gar nicht daran denken, wie es werden soll, wenn Ihr fort seid. Es wird so still, so gräßlich einsam werden, dem Vater habe ich natürlich nichts davon gesagt, der Mutter auch nicht, ich will ihnen das Herz nicht noch schwerer machen, als es ihnen sowieso schon ist. — Aber mir graut vor den nächsten Wochen — ich werde Euch entsetzlich entbehren."

Er saß da, den Kopf zwischen die Hände gestützt und starrte vor sich hin.

„Wirst du mich auch entbehren, Hugo?" fragte sie mit leiser, erwartungsvoller Stimme.

„Auch dich," gab er tonlos zurück.

Sie erhob sich von ihrem Platz, trat hinter seinen Stuhl und legte ihm die Hände auf die Schultern: „Sei nicht so traurig, Hugo, wir kommen ja alle wieder."

„Du auch?"

Er saß noch immer unbeweglich da, den Blick von ihr abgewandt zu Boden gesenkt.

Zärtlich strich sie mit der Hand über sein dichtes, schönes Haar: „Soll ich auch wiederkommen, Hugo?" fragte sie, kaum noch fähig, sich zu beherrschen.

„Ja, Carmen, komm wieder," bat er. Und dann plötzlich aufspringend und ihre Hände ergreifend, sagte er: „Ja, Carmen — auch du sollst, nein, du mußt sogar wiederkommen! Ich weiß, es ist ein Wahnsinn, dich zu lieben, es dir zu sagen, — aber ich kann nicht anders. Monatelang habe ich geschwiegen — wollte es auch heute tun — aber jetzt, da du gehst, sollst du es hören, daß ich dich nicht entbehren kann. Ich verlange ja nicht, daß du mich wiederliebst — heirate, wen du willst, — neidlos werde ich mich deines Glückes freuen — aber ich muß dich sehen in deiner Schönheit — ich muß dein

Sprechen und dein Lachen hören — ich brauche dich für mein Leben —"

Er ließ ihre Hände los, und, sich wieder auf sich selbst besinnend, meinte er: „Daß ich dir das Alles gestand, ist ja ein Wahnsinn, aber sagen mußte ich es trotzdem, und nun kannst du lachen, — du mußt mich sogar auslachen — denn das habe ich als Antwort auf mein Geständnis schon seit langem erwartet."

Und sie tat, wie er wollte: ein silberhelles, leises glückseliges Lachen klang an sein Ohr, und gleich darauf schlang sie ihre Arme um seinen Hals: „Ach, Hugo, du bist ja so dumm — so entsetzlich dumm! Was sollte ich wohl mit einem anderen Mann anfangen — ich will ja nur dich, dich ganz allein. Hast du das denn wirklich nie bemerkt — und du bist doch sonst so klug."

Er wußte immer noch nicht, was er sagen sollte, nie hatte er es in Wirklichkeit zu hoffen gewagt, daß Carmen ihn liebte oder ihn je wiederlieben könne, und nun hing sie an seinem Halse und bot ihm die Lippen zum Kuß.

„Carmen," stammelte er endlich, „du weißt ja gar nicht, was du sagst — ich k a n n es nicht glauben —"

Da nahm sie seinen Kopf zwischen die Hände und küßte seinen Mund, seine Augen und seine Stirn. Dann sah sie glückselig zu ihm empor: „Glaubst du nun, daß ich dich liebe?"

Leidenschaftlich zog er sie in seine Arme.

X.

Seit mehr als vier Wochen war der Konsul mit seiner Frau und Carmen schon auf Reisen, und ebenso lange führte Harald nun allein das Geschäft. Was mit Ausnahme des alten Senators und mit Ausnahme von Hugo niemand aus tiefinnerster Überzeugung für möglich gehalten hätte, geschah dennoch.

Harald war von einem Pflichtbewußtsein und einer Pflichttreue, die kaum übertroffen werden konnte. Wenn der Kutscher des Morgens vorfuhr, um den „jungen Herrn Konsul", wie er Harald immer nannte, abzuholen, dann stand Harald meist schon ungeduldig wartend vor der Tür, und schalt: „Viel zu spät, wieder zu spät."

Aber der Kutscher verteidigte sich in aller Ruhe: „Nehmen Sie's nicht für ungut, junger Herr Konsul, ich bin nicht zu spät, aber Sie sind zu früh, und die Pünktlichkeit liegt in der Mitte, wie der alte Herr Konsul immer zu sagen pflegt. Aber nun

setzen Sie sich man 'rein — wir kommen grade zurecht."

Und Harald, der genau wußte, daß Christian von seinem Vater viel zu verwöhnt war, als daß irgend welche Versuche, ihm bessere Umgangsformen beizubringen, auch nur den leisesten Erfolg gehabt hätten, setzte sich dann auch wirklich ganz gehorsam 'rein und fuhr zur Stadt, alltäglich in untadelhaften Lackstiefeln und einem blitzblanken Zylinder. Diese Kopfbedeckung hatte er sich an dem ersten Tag, da er „Chef" war, angewöhnt. Er war ja keine achtunggebietende Erscheinung, wie sein Vater, dazu war er nicht groß, nicht breitschultrig genug, da mußte der Zylinder ersetzen, was die Natur ihm vorenthalten hatte.

Im Geschäft hatten die Angestellten, als Harald zum ersten Mal im hohen, feierlichen Hut erschien, im stillen gelächelt und leise, spöttische Bemerkungen ausgetauscht. Denn den Meisten war Harald unsympathisch, und kein Einziger verstand es so recht, wie der Konsul seinen Sohn schon jetzt hatte selbständig machen können. Aber bald fingen sie an, vor dem Zylinder doch Respekt zu bekommen, der erschien vor- und nachmittags mit der allergrößten Pünktlichkeit und verbreitete allmählich eine gewisse Feierlichkeit um sich herum. Wenn der Konsul durch

das Hauptkontor ging, und mit einem leutseligen: „Guten Morgen, Kinder," seine Herren begrüßte, dann hatten sie, ohne von ihren Büchern aufzusehen, ein einfaches: „Guten Morgen, Herr Konsul" zurückgerufen, nicht aus Mangel an Respekt, sondern lediglich, weil er sonst gesagt hätte: Es ist wichtiger, daß Ihr die Arbeit nicht unterbrecht, als daß Ihr mir eine tiefe devote Verbeugung macht.

Aber wenn der Zylinder in der Tür erschien, und mit einer feierlichen Pose abgenommen wurde, dann legten alle die Feder hin und machten ihr grand compliment, und mit einem feierlichen: „Guten Morgen, meine Herren", schritt Harald dann durch den großen Raum, um in seinem „Allerheiligsten" zu verschwinden.

Da hielt er getreulich aus, bis der Wagen vor der Tür stand. Die ganzen Stunden hindurch saß er bei seinen Büchern und addierte und subtrahierte, korrespondierte, diktierte, multiplizierte, kombinierte, proponierte und kalkulierte, daß der alte Konsul ganz außer sich vor Freude geraten wäre, wenn er das hätte mit ansehen können.

Harald setzte alle Welt, nicht nur seine persönlichen Freunde, sondern auch die Kaufleute an der Börse, seine Untergebenen und seine Arbeiter durch seinen Fleiß und seinen Eifer in Erstaunen. Er

spielte seine Rolle als geschäftseifriger Großkaufman so ausgezeichnet, daß er dadurch jedermann, sogar sich selbst täuschte.

Denn die einzige Triebfeder seiner Handlungen war ganz allein seine grenzenlose, persönliche Eitelkeit.

Es schmeichelte ihm, sich „Herr Chef" anreden zu lassen. Nach reiflicher Überlegung hatte er sich für diesen Titel entschieden. Einfach „Herr Ahrens" ging nicht, weil das seiner Würde als Leutnant zu wenig entsprach, und „Herr Leutnant" ging nicht, weil er jetzt doch in erster Linie Kaufmann war. So hatte er sich für den „Herrn Chef" entschieden.

Als solcher war er sehr stolz, und wenn er in die Ecke seines auf Gummi dahinrollenden Wagens zurückgelehnt zum Kontor fuhr, kam er sich zum mindesten so vor, als wäre er der Fürst eines kleinen Landes. Das Bewußtsein, über ein großes Kapital frei schalten und verfügen zu können, erfüllte ihn mit dem Gefühl, ein Rotschild zu sein, und daß er zu alledem auch noch Leutnant der Reserve war, machte den Becher der Eitelkeit übervoll. Alles, was er tat, tat er nur, um sich bewundern zu lassen. Man sollte sein Pflichtbewußtsein und seinen Fleiß anerkennen, man sollte ihn loben, er wollte, daß man in der Stadt über ihn sprach, daß man da sagte,

wie wenig man ihn doch früher gekannt habe. Er lehnte absichtlich einige Einladungen ab, weil seine Zeit es ihm jetzt nicht erlaube, sich dem Vergnügen zu widmen. Nichts, was er tat, entsprang dem wirklichen Wunsch nach Arbeit, nichts, was er sagte, seiner aufrichtigen Überzeugung. Und doch gab es nach seiner Meinung keinen Geschäftsmann, der es mit seinen Pflichten auch nur halb so gewissenhaft nahm, wie er.

Wenn seine Bekannten ihn fragten, ob sie ihn am Abend im Klub treffen würden, sah er sie ganz verständnislos an: „Ich begreife nicht, woher Ihr die Zeit für so etwas nehmt. Früher dachte ich ja auch anders, aber jetzt, wo solche enorme Verantwortung auf mir ruht, da darf ich die Nächte nicht durchschwärmen, da muß ich mich früh schlafen legen, um am nächsten Morgen frisch zu sein."

Das klang alles so natürlich, so selbstverständlich, so frei von jeder Effekthascherei und von jedem Kokettieren mit der Arbeit, daß die Freunde immer aufs Neue getäuscht wurden, ebenso wie auch Harald in ewiger Selbsttäuschung lebte. Und auch Hugo durchschaute ihn nicht, weil Harald sich ja nicht absichtlich verstellte, sondern wirklich der zu sein glaubte, für den er sich ausgab.

Harald fühlte sich in seiner Rolle als Groß-

kaufmann sehr wohl, nicht zuletzt, weil er jetzt noch mehr als früher hoffte, in seiner neuen Stellung Mary endlich zu gewinnen. Er gab den Gedanken an sie nicht einen Augenblick auf, und doch kümmerte er sich in den ersten Wochen, in denen er die Firma selbständig leitete, etwas weniger um sie als sonst. Auch Mary sollte es erst lernen, ihn als Kaufmann zu bewundern und zu loben.

An jenem Abend, als kurz vor der Abreise der Eltern Hugos plötzliche Verlobung bekannt gegeben wurde, war auch Mary von Burghausen mit ihren Eltern bei ihnen zu Gast gewesen, er hatte sie zu Tisch geführt und ihr bei der Gelegenheit gestanden, daß er auf die Bitten des Vaters hin seinen Entschluß, aktiv zu werden, aufgegeben hätte. Er hatte die Worte „auf die Bitte des Vaters hin" sehr stark betont und sich ihr absichtlich in dem Licht des braven, gehorsamen, guten Sohnes gezeigt. Das war nicht ohne Eindruck auf sie geblieben, sie hatte ihm erklärt, daß sie beständig in der Furcht gelebt habe, es könne deswegen zwischen seinem Vater und ihm zu einem ernsten Streit kommen. Sie war glücklich, daß dies nun vermieden wurde, und hatte ihn wegen seiner Nachgiebigkeit gelobt.

Die Hoffnung, als aktiver Leutnant um Mary werben zu können, war ja lange definitiv vorbei, da

mußte er als Großkaufmann sie zu gewinnen versuchen. Und als er hörte, daß der Oberst sehr bald General werden und dann die Garnison verlassen würde, nahm er sich fest vor, kein Mittel unversucht zu lassen, um Marys Gunst zu erringen. Er liebte sie wirklich und er glaubte sie jetzt noch leidenschaftlicher zu lieben, da die Gefahr bestand, sie unter Umständen ganz zu verlieren, wenn sie fortzog. Aber wie in allem, so täuschte Harald sich auch darin über sich selbst: was ihm Mary jetzt noch viel begehrenswerter erscheinen ließ, war das bevorstehende Avancement ihres Vaters. Er wußte ganz genau, daß heutzutage nur noch General wird, der später auch Exzellenz werden soll, und die Tochter einer Exzellenz zu Frau, Exzellenzen als Schwiegereltern zu haben, das schmeichelte ihm ungeheuer. Aber das gestand er sich selbst ebenso wenig ein wie den Eltern,die natürlich von seiner Neigung wußten, und, so gerne sie Mary auch hatten, diese doch nicht recht als Frau für ihn wünschten. Sie war zu jung für ihn, sie würde alle seine Torheiten mitmachen, anstatt ihn davon zurückzuhalten, sie war zu wenig häuslich erzogen, sie würde einen großen Hausstand nicht leiten können, und anstatt sich um den zu kümmern, würde sie als leidenschaftliche Reiterin sich viel lieber aufs Pferd setzen. Vor allen

Dingen aber würde sie als Soldatenkind Harald in seinen militärischen Schrullen Recht geben, anstatt ihn davon abzubringen. Und im Anschluß daran hatte der Konsul seinem Sohne erzählt, wie er selbst nie das geworden wäre, was er sei, wenn er nicht in seiner Frau seine beste Mitarbeiterin gehabt hätte, die mit ihm sparte, mit ihm überlegte und rechnete, und die viele Jahre hindurch ihr eigenes Dienstmädchen gewesen war.

Harald hatte zugehört, mehr aus Artigkeit, als aus Interesse. Was der Vater erzählte, war ja alles sehr schön, und ohne eine gewisse Einfachheit und Sparsamkeit brachte man es gewiß nicht vorwärts. Aber nun war das Geld doch da, sogar im Überfluß, und da brauchte man doch nicht nur immer an das Verdienen, sondern konnte auch an das Ausgeben denken. Und wenn er sich nicht einmal den Luxus einer verwöhnten und anspruchsvollen Frau leisten sollte, wer konnte das denn?

Nein, der Vater hatte ihn nicht umzustimmen vermocht, und schließlich hatte der Konsul es ihm ja auch nicht verboten, um Mary zu werben, sondern ihn nur gewarnt, weil Mary nach seiner Auffassung nicht die richtige Kaufmannsfrau sei.

„Kaufmannsfrau!" Harald war bei diesem gräßlichen Wort förmlich zusammengefahren. —

Seine Frau hatte es doch Gottseidank nicht nötig. hinter dem Ladentisch zu stehen und die Kunden zu bedienen. Er war doch Großkaufmann und vor allen Dingen doch auch Leutnant d. R. In seinem Hause würden später in erster Linie Offiziere verkehren, Kameraden der aktiven und der Reserve-Armee, und da war es für ihn nur angenehm und vorteilhaft, wenn er eine Frau hatte, die in diesen Kreisen zu Hause war, und der nicht dasselbe passieren konnte, wie kürzlich einer anderen Dame, die einen Stabsoffizier beständig „Herr Hauptmann" angeredet hatte, weil sie nicht einmal die militärischen Rangunterschiede von den Epaulettes ablesen konnte. Nein, für eine Frau, die sich so blamieren konnte, dankte er.

Mary oder keine! Das war sein fester Entschluß und wie so oft während der Arbeit hing er auch jetzt lange diesem Gedanken nach. Aber man saß noch schlechter als gewöhnlich auf dem harten Kontorbock, wenn man sich anstatt mit nüchternen Zahlen im Geiste mit der Liebe und mit der Geliebten beschäftigte. So rief er denn, einem plötzlichen Impuls folgend, nach Herrn Apfelbaum, dem ersten langjährigen Prokuristen der Firma. Der erschien auch sofort, wie immer gleich mit einem ganzen Stoß Briefschaften aller Art, um sie dem „Herrn Chef" vorzulegen.

„Herr Apfelbaum — Sie sind ein gräßlicher Mensch," schalt Harald halb ärgerlich, halb belustigt. „Wenn man eben mit Ihren Briefen fertig ist, dann haben Sie schon wieder ein ganzes Postpacket. Na, zeigen Sie her, was haben Sie Gutes?"

„Gutes gerade nicht, Herr Chef. Hier ist ein Schreiben von der Firma Langen & Co., an die neulich Kapitän Hansen mit der Schiffsladung abgegangen ist. Am fünfzehnten ist das Geld fällig, zwanzigtausend Mark; heute schreiben sie uns, ob wir nicht ausnahmsweise ein Drei-Monate-Accept nehmen wollen, da sie selbst vorübergehend mit einer großen Zahlung im Stich gelassen worden sind."

„Langen & Co. ist sicher wie Gold — warum sollen wir da den Wechsel nicht nehmen?"

Apfelbaum trat unruhig von einem Fuß auf den anderen, wie es schon seit vielen Jahren seine nervöse Gewohnheit war, wenn er im Privatkontor stand. „Es ist doch eben ein Wechsel, Herr Chef. Ich glaube, so lange ich hier arbeite, haben wir noch keinen einzigen in Zahlung genommen — der Herr Konsul hat nun einmal das Prinzip, keinen Kredit zu gewähren, aber dafür auch keinen zu beanspruchen."

„Ja, ja, ich weiß, und ich würde natürlich auch nie davon abweichen, wenn es sich darum handelte,

selbst Kredit zu erbitten. Aber ihn zu gewähren, das geht in der heutigen Zeit nun einmal nicht anders. Natürlich wollen wir das nicht als Prinzip annehmen, aber warum sollen wir es ausnahmsweise nicht einmal tun? Besonders bei der Firma Langen geht es nicht anders. Wir arbeiten seit Jahren mit ihr — ich persönlich bin mit den Inhabern bekannt, besonders mit dem Sohn, der Reserve-Offizier bei den grünen Ulanen ist. Das Geld ist absolut sicher."

Apfelbaum trippelte immer noch unruhig hin und her: „Gewiß, und wenn es sich um hundertundzwanzig tausend Mark handelte, dann würde ich auch nichts sagen, aber eine so große Firma wie Langen & Co. darf nicht um eine Summe von zwanzigtausend Mark verlegen sein, die müssen sie jederzeit disponibel haben."

„Aber sie haben sie doch anscheinend augenblicklich nicht — oder es ist ihnen zum mindesten unbequem, sie gleich zu bezahlen — ich kann's doch nicht ändern," rief Harald, der anfing, nervös zu werden. „Wir nehmen den Wechsel in Zahlung, und damit punktum. Er wird schon auf die Minute eingelöst werden."

Apfelbaum stand noch immer unschlüssig da: „Sollten wir nicht lieber doch erst dem Herrn Konsul telegraphieren?"

Harald richtete sich stolz auf: „Bitte, vergessen Sie nicht, Herr Apfelbaum, daß ich jetzt der Chef bin, ich allein bin für die Handlungen der Firma verantwortlich und entscheide ganz selbständig."

Apfelbaum bekam vor Haralds hoheitsvoller Miene einen solchen Schrecken, daß er ganz devot in sich zusammensank. „Gewiß, Herr Chef, gewiß. Ich werde gleich schreiben, daß wir den gewünschten Kredit einräumen."

„Ich bitte darum. — Und dann noch eins, Herr Apfelbaum, es entspricht eigentlich nicht Ihrer Stellung, aber Sie werden mich am besten verstehen. Veranlassen Sie doch bitte, daß noch heute eine — natürlich ganz einfache — aber doch bequeme Chaiselongue besorgt und hier hineingestellt wird — dort in jene Ecke. Wir können ja das Pult des Herrn Konsul so lange bei Seite schieben oder in einen Nebenraum stellen."

Apfelbaum war starr. Eine Chaiselongue hier hinein in das Privatkontor des Herrn Konsuls — und dessen Arbeitspult sollte hinaus? Das begriff er nicht, und ganz verständnislos sah er seinen Chef an.

Der mußte sich mit aller Gewalt beherrschen, um bei dem Blick des Anderen nicht verlegen zu werden. Er erriet nur zu deutlich, was in der Brust

des Anderen in diesem Augenblick vorging, und so sagte er, sich gewissermaßen entschuldigend: „Sie müssen das nicht falsch auslegen, Herr Apfelbaum, Sie müssen nicht etwa glauben, daß ich diese Räume entheiligen will, aber ich habe die Entdeckung gemacht, daß ich doch sehr viel Zeit verliere, wenn ich von der Börse des Mittags erst nach Haus und dann wieder hierher fahre. Ich will in Zukunft immer gleich wieder hierher kommen und mir hier eine Viertelstunde Ruhe gönnen. Dann bin ich auch während der Mittagszeit immer sofort zur Stelle, wenn ich gebraucht werde,"

Wie immer glaubte Harald auch jetzt, was er sagte, und doch war ihm diese Erklärung erst während des Sprechens gekommen.

„Nicht wahr, Herr Apfelbaum, Sie verstehen mich?"

„Gewiß, Herr Chef. Und ich werde sofort das Weitere veranlassen."

„Dann danke ich Ihnen."

Aber Apfelbaum ging noch nicht, er hatte noch eine Unmenge auf dem Herzen. Dutzende von Briefen wollten noch besprochen und erledigt werden und vielen Andere mehr.

Und als Apfelbaum endlich gegangen war, um fürs Erste auch nicht wiederzukommen, wie er er-

klärte, war er nach einer halben Stunde doch schon wieder da. Eine Rhederei, die in den nächsten Tagen zwei Frachtdampfer nach England abgehen lassen sollte, erklärte plötzlich, zu dem vereinbarten Preis die Fahrt nicht ausführen zu können, da die Kohlenpreise wieder gestiegen wären und zum Überfluß auch noch die Heizer der Gesellschaft mit einem Streik drohten, wenn ihnen die geforderte Lohnerhöhung nicht bezahlt würde.

„Was machen wir da, was machen wir da," jammerte Herr Apfelbaum. „Wenn wir nicht pünktlich auf den Tag liefern, müssen wir eine hohe Konventionalstrafe bezahlen."

„Na ja, also. Um so einfacher ist die Antwort. Wir müssen eben den Preis bezahlen, den die Rhederei verlangt."

„Und wo bleibt da unser Verdienst?"

Apfelbaum weinte beinahe.

„Es wird schon noch 'was übrig bleiben. Auf jeden Fall kommen wir besser dabei fort, wenn wir höhere Fracht, als wenn wir die Strafe bezahlen. Ganz abgesehen davon, daß es ein schlechtes Licht auf die Firma wirft, wenn wir unseren Verpflichtungen nicht nachkommen."

„Gewiß, und der Herr Konsul würde mir das auch nie vergeben."

Von neuem stieg Harald das Blut ins Gesicht: „Herr Apfelbaum, ich habe Ihnen heute schon einmal gesagt, daß ich jetzt der Chef bin — und ich möchte Sie nicht zum dritten Mal daran erinnern müssen."

„Das sollen Sie auch nicht, Herr Chef. Aber ich bin nun schon so lange Jahre hier und habe immer mit dem Herrn Konsul gearbeitet, da ist es doch nur natürlich, daß ich bei allem, was ich tue und sage, ihn beständig vor mir sehe."

„Das können Sie ja auch, aber Sie brauchen deswegen doch nicht zu vergessen, daß ich jetzt hier allein zu bestimmen habe."

„Gewiß nicht, ich bitte um Verzeihung. Aber um auf die Fracht zurückzukommen, — ob es da nicht doch besser ist, sich nach ein paar anderen Dampfern umzusehen? Ich meine, man darf heutzutage auch nicht ohne weiteres jeden Preis zahlen, der gefordert wird. Dann gehen die immer mehr in die Höhe, und die Rhedereien sagen sich: wir können fordern, was wir wollen, da man uns braucht, muß man auch bezahlen. Da ist zum Beispiel noch die Rhederei von Faber. Ich hab' schon in der Zeitung nachgesehen, der Dampfer „Berlin" ist gestern mit Ladung für Tücksen von Schweden zurückgekommen und löscht im Hafen. Wenn wir uns mit denen in Verbindung setzen, löschen die vielleicht so schnell, daß

wir den Dampfer bekommen können, falls er noch frei ist."

„Das ginge vielleicht," stimmte Harald ihm bei. Aber eine telephonische Anfrage ergab, daß das Schiff bereits für die nächsten Monate anderweit vergeben war. Und von neuem begannen Apfelbaums Klagen und von neuem wurden alle Rhedereien angerufen, bis dann endlich noch ein Dampfer gefunden wurde, der die Fahrt für fünfhundert Mark billiger ausführen wollte, als die Rhederei, die im letzten Augenblick Preiserhöhung gefordert hatte.

Apfelbaum strahlte vor Vergnügen und Freude über das ganze Gesicht, als habe er das große Los gewonnen, und auch Harald versuchte, über die Ersparnis glücklich zu sein. Aber es gelang ihm nicht. Geld zu verdienen, war ja sehr schön, schon deshalb, weil es die einzige Möglichkeit zu einem sehr guten Leben bot, aber dieses Feilschen und Handeln um Hunderte und die mit dem Verdienst verbundene Arbeit und Unruhe war nach wie vor in seinen Augen manchmal beinahe ekelhaft.

Harald war, als Apfelbaum endlich definitiv ging, wirklich müde und abgespannt und hatte den Wunsch, sich einen Augenblick hinzulegen. Na, morgen steht die Chaiselongue ja da, tröstete er sich, als er sich vergebens nach einem Ruhelager umsah.

Wenn Harald gewußt hätte, welche Folgen die Ankunft der Chaiselongue hervorrufen würde, so hätte er sie sicher nicht bestellt.

Apfelbaum sah voraus, daß das Sopha zwar kein böses Blut machen, aber doch eine gewisse Aufregung hervorrufen würde, und so besorgte er den Einkauf auch erst am Abend, und ließ es ins Kontor bringen, als auch schon der letzte Lehrling fortgegangen war. Kein Mensch hatte außer ihm die Veränderung gesehen, die im Privatkontor vorgenommen wurde, und doch wußte am nächsten Morgen das ganze Geschäft davon. Bei dem alten Konsul hätte man es selbstverständlich gefunden, wenn er zuweilen den Wunsch nach Ruhe verspürt hätte, aber daß der junge Chef schlafen wollte, während die anderen für ihn arbeiteten, das machte böses Blut und gab namentlich auf dem Arbeitsplatz, auf dem großen Holzlager, Veranlassung zu vielen schlechten Witzen, die nicht dazu angetan waren, die Achtung vor dem jungen Chef zu erhöhen. Denen imponierte Harald trotz seines Cylinders nicht so recht, und daß er, wenn er einmal mit den Leuten sprach, dies nur hochdeutsch tat, erst recht nicht. Den Arbeitern war Haralds kühle Freundlichkeit viel weniger nach Wunsch, als die zuweilen rauhe Art des Konsuls, der oft mit einem in breitem Platt gefluchten „Donner-

kiel" seinem Herzen Luft machte. Der Konsul verstand, mit seinen Leuten umzugehen, und es freute ihn, daß er bei diesen wirklich beliebt war, während Harald sich gar nichts daraus machte, was die Leute über ihn dachten, wenn sie nur für ihn arbeiteten.

Am Anfang hatten auch die Leute sich über Haralds Geschäftseifer gewundert, und die Meisten hatten widersprochen, als einer gesagt hatte: „Wart's man ab, dat gibt sich bald." Aber wenn man jetzt von ihm sprach, dann rief regelmäßig irgend ein Witzbold: „Man nicht so laut — weckt den Herrn Leutnant man nich auf, er schläft."

Die Arbeiter nannten ihn nie anders, als „Herr Leutnant", früher im Gegensatz zu dem Konsul, und jetzt, weil er nach ihrer Meinung in seinem Gang, seiner Kleidung und in der Unterhaltung immer mehr den Leutnant hervorkehrte. Denn wenn er einmal mit einem Arbeiter sprach, um diesen auszuzeichnen, dann fragte er nicht nach Frau und Kind, sondern nur: bei welchem Regiment er gedient, wie weit er es da gebracht habe, und ob er einem Krieger-Verein angehöre.

Die Leute hüteten sich natürlich, stets der Wahrheit gemäß einzugestehen, daß sie teilweise nicht avanziert waren, daß sie Arrest gehabt, und daß der eine oder andere sogar fahnenflüchtig gewesen

war. Wenn man alles gestand, was man als Soldat ausgefressen hatte, dann konnte es sehr leicht passieren, daß man fortgeschickt wurde, denn die Entlassung des alten Lagermeisters bewies ja am besten, daß der Herr Leutnant viel weniger Wert auf die Leistungen, als auf eine sogenannte tadellose Gesinnung legte. So log man den dem Hern Leutnant die Jacke voll, und wenn sie ihm dann einen Bären aufgebunden hatten, machten sie sich natürlich hinterher über ihn lustig. Aber was sollten sie machen? Frau und Kinder wollten leben! Da log man doch tausendmal lieber, als daß man sich fortschicken ließ, und wenn es trotzdem dahin kam, dann — — die schwieligen Fäuste ballten sich unwillkürlich, wenn sie daran dachten, daß ihre ganze Existenz von diesem jungen Chef abhing, der nicht, wie der Konsul, mit seinen Leuten zusammen arbeitete, sondern nur diese für sich arbeiten ließ.

"Man nicht so laut — er schläft," wurde bald eine stehende Redensart.

Freundliche Blicke waren es nicht immer, die nach dem Geschäftshaus hinüberflogen, in dem der Herr Leutnant schlief. Daß er das beständig tat, war die feste Überzeugung der Arbeiter, und dies war ihnen gar nicht mehr auszureden. Die sahen ihren Chef im Geiste nur noch auf der Chaiselongue

liegen. Und Scharfmacher sorgten dafür, daß diese Vorstellung immer wach blieb. Direkt Böses und Unfreundliches hatte Harald ihnen ja noch nicht getan, aber sie lebten fortwährend in der Angst, daß noch etwas kommen würde.

Denn, wer das Gerücht aufgebracht hatte, wußte niemand, — aber plötzlich hieß es, daß ein Teil der Arbeiter ihrer Gesinnung wegen entlassen werden sollte. Es war kein wahres Wort daran, aber das Gerede verstummte trotzdem nicht. Und man sprach davon, was man dann tun solle. Schon, als Peters entlassen wurde, hatte es gegärt; alle für einen hatten sie die Arbeit niederlegen und seine Wiederanstellung verlangen wollen, aber Peters selbst hatte die auflodernden Flammen zu beschwichtigen gewußt: Sorgt man für Euch — ich komm' schon durch. Was Ihr da von Streik und Arbeitseinstellung redet, ist Unsinn. Wenn es gegen den jungen Herrn ginge, da machte ich mit, da wäre ich der erste, aber gegen den Konsul? Da bin ich nicht zu haben. Wenn Ihr es trotzdem wollt, dann sucht einen anderen Grund. Ich spiele nicht mit."

Die Worte waren nicht ohne Eindruck geblieben, und so schnell, wie der Gedanke an einen Streik entstanden war, wurde er auch wieder aufgegeben. Sozialdemokraten waren sie trotzdem, das war selbst-

verständlich, ebenso wie es ganz natürlich war, daß ihr Konsul eine andere Überzeugung hatte. Umso dankbarer erkannten sie es an, wie er trotzdem für seine Arbeiter sorgte. Nicht nur, daß er sehr hohe Löhne zahlte, er hatte alle möglichen Kassen für sie eingerichtet, und jeder, der in Not geriet, wußte ganz genau, daß er immer auf die Hilfe des Konsuls rechnen konnte, vorausgesetzt, daß er kein Trunkenbold und kein Faulenzer war.

Nein, bei dem Konsul konnte man es schon aushalten, aber wie würde es werden, wenn der Herr Leutnant die Firma erst 'mal allein führte, nicht nur, wie jetzt, für einige Monate, sondern für immer? Arbeiten, sein Pflicht tun würde man ja auch wie sonst, schon um möglichst viel zu verdienen, denn wenn der Konsul auch nicht im Akkord arbeiten ließ, so hatte er es doch eingerichtet, daß die besonders tüchtigen und fleißigen Arbeiter in unregelmäßigen Zwischenräumen einen Lohnzuschlag erhielten, der jedesmal verschieden war. „Wenn Ihr wißt, wann Ihr das Geld bekommt, und wieviel, dann macht Euch die Sache keinen Spaß mehr, dann rechnet Ihr damit, wie mit etwas Festem, macht womöglich daraufhin Schulden, und anstatt Euch zu helfen, würde ich Euch schaden," hatte der Konsul er-

klärt, und seine Leute waren damit zufrieden gewesen.

Der Konsul, der jeden seiner Arbeiter bei Namen kannte und auch genau wußte, was jeder einzelne leistete, hatte diesen Lohnzuschlag für seine Leute selbst bestimmt. Harald überließ auch dies, wie so vieles andere, Herrn Apfelbaum: „Sie kennen die Arbeiter besser, und vor allen Dingen habe ich gerade jetzt so rasend viele andere Dinge im Kopfe, daß ich mich beim besten Willen nicht um alles kümmern kann."

Und da hatte er nicht so ganz unrecht, denn er beschäftigte sich Tag und Nacht mit einer Sache, die ihn vollständig in Anspruch nahm.

In einigen Wochen sollte die feierliche Denkmalsenthüllung stattfinden, zu der Seine Majestät sein Kommen fest zugesagt hatte. Trotzdem das bereits vor Monaten bis ins kleinste ausgearbeitete Programm dem Kaiser vorgelegen hatte und von diesem gebilligt worden war, mußten jetzt naturgemäß noch Sitzungen der verschiedenen Korporationen stattfinden, um alle Einzelheiten genau zu besprechen. Auch die Kaufmannschaft hielt ihre Sitzung ab, und da wurde beschlossen, in das Komitee, das programmgemäß von dem Kaiser durch eine kurze Ansprache ausgezeichnet werden sollte,

auch Harald zu wählen. Das war eine große Ehre für ihn, die man ihm hauptsächlich zu Teil werden ließ. um in ihm den Konsul auszuzeichnen, der ja sonst unbedingt dem Komitee selbst angehört hätte, schon deshalb, weil er von allen Spendern den größten Beitrag für das Denkmal gezeichnet hatte. Auf der anderen Seite sollte es aber auf Anregung des alten Senators auch für Harald selbst eine Auszeichnung sein, und eine Anerkennung dafür, daß er es als Kaufmann bisher wirklich verstanden hatte, sich die Anerkennung der anderen zu erwerben.

Es hatte in der Sitzung lange gedauert, bis man sich über diesen Punkt einigte, denn Harald war doch noch sehr jung, und wenn er ja auch in erster Linie nur als Stellvertreter seines Vaters erschien, so konnte es dennoch leicht bei einigen alten Herren böses Blut machen, daß diese ihm gegenüber zurücktreten mußten.

Der alte Senator ließ es sich nicht nehmen, Harald selbst diese frohe Botschaft zu bringen, und so sehr der sich auch darüber freute, es wurden doch sofort Bedenken in ihm wach! „Das Vertrauen der Kaufmannschaft ehrt mich im höchsten Grade, und ich bitte Sie, Herr Senator, bei der nächsten Sitzung der Vermittler und Überbringer meines wärmsten und aufrichtigsten Dankes zu sein, aber ich glaube,

es besteht doch eine große Schwierigkeit, die mich verhindern wird, wirklich dem Komitee beizutreten."

„Und die wäre?" fragte der Senator ganz erstaunt.

„Ich bin Leutnant d. R."

„Sind Sie es immer noch, Harald? — Wenn Sie natürlich auch nicht den Abschied einreichten, so glaubte ich doch, daß Sie den Reserveleutnant vorläufig bis zu Ihrer nächsten Übung ganz in den Kleiderschrank gehängt hätten und jetzt nur noch Kaufmann wären."

„Gewiß, ja, ich meine — in vieler Hinsicht haben Sie vollständig Recht, Herr Senator, wenngleich ich nicht würdig wäre, Reserveoffizier zu sein, wenn ich dies auch nur einen Tag vergessen könnte. Und gerade jetzt, da der Kaiser erwartet wird, muß ich doch mehr als je daran denken. Denn auch Seine Majestät ist durch und durch Soldat."

„Gewiß. Aber ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen, Harald?"

„Etwas, das für mich ganz selbstverständlich ist, für Sie aber vielleicht etwas Befremdliches haben wird, daß ich, wenn ich wirklich dem Komitee beitrete, in Uniform erscheinen muß."

„Das geht unter keinen Umständen," fuhr der Senator auf. „Sie erscheinen doch als Vertreter

des Kaufmannsstandes, und nicht als Mitglied einer Offiziers-Deputation."

„Aber ich bin Offizier und als solcher verpflichtet, bei Anwesenheit Sr. Majestät in Uniform zu erscheinen. Und Sie wissen doch auch, welchen Wert Seine Majestät darauf legt, daß die Herren, die das Recht haben, in Uniform zu erscheinen, dies auch wirklich tun. Ich erinnere Sie daran, daß der Kanzler des Deutschen Reiches sehr häufig in seiner Husaren-Uniform erschienen ist, nicht nur an einem Bierabend inaktiver Offiziere, sondern auch bei feierlichen Staatsaktionen, bei denen er als Kanzler und als erster Beamter des deutschen Reiches zu fungieren hatte."

Der Senator wurde etwas verlegen, er wußte nicht gleich, was er antworten sollte, dann meinte er: „Sie haben Recht, ich habe das natürlich auch in den Zeitungen verfolgt, und Sie kennen meine Verehrung für den Kaiser viel zu genau, um zu wissen, daß ich mir niemals erlauben würde, an dessen Anordnungen irgendwie Kritik üben zu wollen. Aber trotzdem sage ich: das hat zu vielen Kommentaren Veranlassung gegeben, gerade bei uns, die wir hauptsächlich den Ruf haben, eine Handelsstadt zu bilden. Was den Berlinern vielleicht als selbstverständlich erscheint, erregt bei uns Verwunderung,

Befremden. Und doch ist schließlich das, was in dem angeführten Beispiel der Reichskanzler tut, noch etwas anderes. Er ist trotz seiner hohen Würde ein angestellter Beamter, der die Wünsche und den Willen seines Kaiserlichen Herrn zu respektieren hat. Sie aber sind Ihr eigener Herr, Harald, Sie sind ein freier Mann."

„Ich bin Reserve-Offizier, Herr Senator, und als solcher den für uns bestehenden militärischen und ehrengerichtlichen Bestimmungen unterworfen. Wenn ich bei der Anwesenheit Sr. Majestät nicht in Uniform erscheine, könnte das für mich die allerunangenehmsten Folgen haben. Seine Majestät selbst würde mir zweifellos sein allerhöchstes Erstaunen und Mißfallen ausdrücken, wenn er mich mit einigen Worten auszeichnen und dann erfahren würde, daß ich trotz meines Fracks und meiner weißen Halsbinde Leutnant d. R. bin."

„Aber was machen wir da? Wenn es mir persönlich einerlei wäre, ob Sie in Uniform erscheinen oder nicht, obgleich ich es für absolut unangebracht halte, so werden doch die anderen Herren es nicht wollen, schon deshalb nicht, weil Sie in Uniform natürlich die Aufmerksamkeit Sr. Majestät zuerst erregen würden. Mir wäre das gleich — aber den Anderen? Der Neid würde sich in ihnen regen.

Dazu kommt noch eins: Ihre Uniform paßt nicht in das Bild hinein, das man sich von den Vertretern der Kaufmannschaft macht, und es würde sich sonderbar ausnehmen, wenn wir alten Herren alle mit dem Hut in der Hand vor Sr. Majestät stehen und Sie als Jüngster die Kopfbedeckung aufbehalten —"

„Aber ich kann sie doch nicht abnehmen, Herr Senator."

„Das weiß ich sehr wohl — aber ich sehe noch keinen Ausweg. Ich würde, um Ihren Vater zu ehren, Hugo als Vertreter wählen lassen, aber der ist, wie ich zufällig weiß, gerade an diesem Tage nicht hier. Geschäftliche Reisen führen ihn nach außerhalb."

„Das sieht Hugo recht ähnlich, gerade in der Zeit fortzufahren — er sollte sich 'was schämen," brauste Harald auf. „Na, ein ganz gutes Gewissen scheint er wenigstens nicht zu haben, sonst hätte er auch mir gegenüber doch wohl davon gesprochen, denn patriotische Feste gehen jedem Geschäft vor."

„Das ist Ansichtssache. Ich höre aus Ihnen wieder einmal nur den Leutnant der Reserve heraus, und da ich nie Soldat war, vermag ich Ihnen nicht zu folgen. Wir wollen uns über den Punkt auch nicht streiten, umsoweniger, als ich mit großer Freude sehe, wie ernst und gewissenhaft Sie Ihre

kaufmännischen Pflichten nehmen. Fahren Sie so fort, Harald, und lassen Sie meine Hoffnung nicht zu schanden werden, denn Sie wissen vielleicht, daß ich es war, der Ihren Herrn Vater auf den Gedanken brachte, auf Reisen zu gehen. Fällt die Sache nicht gut aus, dann trifft nicht nur Sie, sondern auch mich die Schuld."

„Fürchten Sie nichts, Herr Senator, der Vater wird schon mit mir zufrieden sein."

„Das freut mich," meinte der Besucher, sich zum Abschied erhebend.

„Und was wird mit der anderen Sache?"

„Ich will mir's überlegen. Es ist fast unbegreiflich, daß auch nicht ein Einziger von uns an Ihre Uniform dachte, dann wäre die Sache gleich zur Sprache gekommen, und wir hätten uns dann wohl sofort auf einen anderen Herrn geeinigt. Den jetzt noch zu finden, wird zwar keine großen Schwierigkeiten haben, aber ich möchte es Ihnen ersparen, als Komitee-Mitglied von der Liste wieder gestrichen zu werden."

„Das würde ich auch mit vollem Recht als eine schwere Kränkung empfinden müssen, Herr Senator."

Der Senator gab ihm die Hand: „Ich will offen gestehen: ich habe es früher nicht für möglich gehalten, daß lediglich dadurch, daß jemand Reserve-

offizier ist, so viel Komplikationen geschaffen werden können, wie ich sie schon bei Ihnen erlebt habe. Na, ich will tun, was ich kann, um einen beide Teile befriedigenden Ausweg zu finden, und bitte, sprechen Sie auch einmal mit Ihren militärischen Vorgesetzten, vielleicht wissen die Rat."

„Die können nicht helfen. Was der Oberst mir sagen wird, weiß ich heute schon ganz allein," meinte Harald, aber trotz alledem machte er sich schon am nächsten Mittag auf den Weg zum Bezirkskommandeur.

Der begrüßte ihn voller Herzlichkeit. „Schön, daß Sie kommen, ich wollte Sie gerade um Ihren Besuch bitten lassen. — Ich muß Sie einmal wegen Ihres Bruders Hugo sprechen — noch dazu in einer wenig erfreulichen Angelegenheit."

Harald erschrak schon um seiner selbst willen: „Was liegt denn vor?"

Der Oberst blätterte in einem Schreiben, das er aus seinem Geheimfach hervorgeholt hatte: „Eine dumme Geschichte — absolut und positiv dumm. Ich habe da „streng vertraulich", sodaß ich nicht sagen kann von wem — eine Mitteilung über ein Gespräch erhalten, das Ihr Herr Bruder vor einiger Zeit mit einem Leutnant d. R. in der Eisenbahn geführt hat."

„So hat Platow also doch gesprochen?" fragte Harald erregt.

„Platow also heißt er? Wissen Sie, der Mensch hat eine Handschrift, die erbarmungswürdig ist, dagegen ist meine noch Gold, und die kann ich selbst zuweilen nicht entziffern, — also Platow heißt er." Dann merkte er erst, daß er sich verplappert hatte, und fuhr lebhaft fort: „Sie dürfen nicht etwa annehmen, daß der Herr mir selbst geschrieben hat, aber der Name wird hierin allerdings erwähnt. Sie sollen von dem, was Ihr Herr Bruder in der Bahn sagte, unterrichtet sein."

„Allerdings, Herr Oberst," nahm Harald, wenn auch gegen seine bessere Überzeugung seinen Bruder in Schutz, „und es ist mir gänzlich unverständlich, wie Platow, oder wer es sonst ist, die Sache offiziell zur Sprache bringen kann. — Die Beiden haben sich im Coupé unterhalten, und mein Bruder hat da einige Äußerungen gemacht, die ganz scherzhaft gemeint waren, die aber Platow, der trotz seiner Stellung als Leutnant d. R. geistig etwas beschränkt ist, für bare Münze nahm. — Ich habe mir die größte Mühe gegeben, ihm klar und deutlich zu beweisen, daß er die Worte ganz falsch auffaßte, und ich glaubte auch, daß mir das gelungen sei. Zum Überfluß hat mein Bruder mir auch noch zugegeben,

daß es sich bei dem, was er sagte, selbstverständlich nur um einen Scherz gehandelt hat. Damit war für uns die Angelegenheit erledigt, und ich begreife wirklich nicht, wie man die wieder aufwärmen kann."

Der Kommandeur hatte aufmerksam zugehört: „Was Sie da sagen, freut mich, freut mich sogar absolut und positiv. Allzu tragisch habe ich die Sache allerdings auch nicht genommen, aber immerhin, wir wissen doch, mit welcher Hartnäckigkeit Ihr Bruder sich weigert, sich wählen zu lassen, und da kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, daß es nicht nur geschäftliche Gründe sind, die ihn so bockbeinig machen. Und dieser Verdacht wird verstärkt, wenn man ein solches Schreiben erhält. Da heißt es tatsächlich: ich solle ein wachsames Auge auf ihn haben und ihn nur dann zur Wahl vorschlagen, wenn er sich auch wirklich, wie es vorläufig nicht den Anschein hätte, zum Offizier eigne. Der Schreiber erklärt schließlich, er hätte es für seine Pflicht gehalten, mir von dem Gespräch Mitteilung zu machen, das glaube er nicht nur sich selbst und allen anderen Offizieren, sondern vor allen Dingen Sr. Majestät dem Kaiser schuldig zu sein."

Wie damals Platow gegenüber, so suchte auch Harald jetzt, trotz aller Unruhe, die ihn befiel, die

Angelegenheit ins Lächerliche zu ziehen: „Der gute Platow ist wirklich himmlisch, der stellt ja meinen Bruder als den reinen Sozialdemokraten hin."

„Na, wenigstens als einen halben. Aber daß selbst Sie die Sache so leicht nehmen, beweist mir am besten, wie wenig im Grunde daran ist. Immerhin sind solche Geschichten fatal, und ich will nochmals mit Ihrem Bruder sprechen: vielleicht warnen auch Sie ihn, in Zukunft etwas weniger unvorsichtig zu sein. Man sieht ja, wie leicht die harmlosesten Worte falsch ausgelegt werden können, und gerade ein Reserveoffizier ist nur zu leicht geneigt, empfindlich zu sein, weil er sich doch immerhin in einer gewissen Zwitterstellung befindet. Er ist Offizier und ist es bis zu einem gewissen Grade doch nicht. — Nicht wahr, Sie sprechen einmal gelegentlich mit Ihrem Herrn Bruder?"

„Heute noch, ganz bestimmt." Und dann brachte Harald seine eigene Angelegenheit vor.

„Das ist ja unerhört," rief der Oberst, als Harald geendet. „Anstatt, daß die Vertreter der Kaufmannschaft darüber froh und glücklich sind, daß einer von ihnen Leutnant d. R. ist und in Uniform erscheinen darf, nein, sogar erscheinen muß, lehnen sie sich dagegen auf. Da sieht man wieder recht den Krämergeist, der bei solchen Gelegenheiten immer

aufs neue zum Vorschein kommt. Neid ist es, absolut und positiv Neid. Was glauben Sie, was die Anderen darum geben würden, wenn sie auch im bunten Rock erscheinen könnten — der Senator meinetwegen als Hauptmann der Landwehr an der Spitze? — Aus der Haut würden sie alle vor Freude fahren. Was soll diese Zurückweisung der Uniform? Kann ein Leutnant nicht ein ebenso guter Kaufmann sein wie jeder andere? Sind Sie nicht der beste Beweis dafür? Das soll Ihnen erst 'mal einer nachmachen, wie Sie jetzt die Firma leiten. Ich höre doch auch so mancherlei: Alle sind des Lobes voll. Aber noch eins will ich Ihnen privatim sagen: meine vollst Überzeugung. Sie könnten das Geschäft gar nicht so führen, wie Sie es jetzt tun, wenn Sie nicht hauptsächlich Offizier, nicht durch und durch Soldat wären. Dann würde es Ihnen an der Pünktlichkeit fehlen, an der Ordnung, an der Pflichttreue, an der Gewissenhaftigkeit, an dem Gefühl der Verantwortung gegen Ihre Untergebenen, — kurz, an allen jenen Tugenden, die man hauptsächlich bei den Soldaten ausgeprägt findet, die man bei dem Militär lernt, um sie in den Zivilberuf mit hinüberzunehmen. Und deshalb hat es auch für das Wohlergehen des Einzelnen, von den politischen Gründen ganz abgesehen, seine große Berechtigung, wenn wir

verlangen, daß jeder Soldat auch nach seiner Entlassung noch den Fahneneid hält. Der ist für das ganze spätere Leben der Menschen ein Segen, und Leute, die da allen Ernstes behaupten, ein erzwungener Eid habe keine Bedeutung, der brauche nicht gehalten zu werden, die wissen gar nicht, was sie reden."

„Ganz meine Ansicht, Herr Oberst." Und doch fiel ihm in diesem Augenblick ein, daß er sich auch einmal mit seinem Vater über diesen Punkt unterhalten, und daß dieser wesentlich andere Anschauungen geäußert hatte.

Dann kam der Oberst wieder auf Haralds Angelegenheit zurück: „Es gibt nur eins — Sie müssen sofort, wenigstens heute noch, dem Ausschuß der Kaufmannschaft mitteilen, daß Sie sich zwar der Ihnen zugedachten Ehre voll bewußt wären, aber daß Sie dieselbe dankend ablehnen. Wie da der Herr Senator, den ich persönlich sehr hoch achte, einen Ausweg finden will, ist mir ganz unbegreiflich. Sie können doch nicht halb als Soldat und halb als Zivilist erscheinen — in der Dragonerhose, mit hohen Stiefeln — und dazu Frack und Zylinder. Das geht doch nicht. Sie sind nun einmal Offizier, und weil Sie es sind, müssen Sie den Anderen zuvorkommen; Sie dürfen nicht warten, bis man Sie

bittet, freiwillig zurückzutreten, sondern sie müssen den Anderen abschreiben. Das sind Sie sich selbst, Ihrer Uniform und uns Allen schuldig. Streicht man Sie von der Liste, so streicht man nicht nur Ihren Namen, sondern auch die Uniform. Bitte, vergessen Sie das nicht, und so etwas dürften wir natürlich nicht ruhig hinnehmen, das würde zu Auseinandersetzungen und zu Konsequenzen führen, die dem schönen Verhältnis, das hier in der Stadt bisher zwischen Zivil und Militär herrschte, leicht ein für alle Mal ein vorschnelles Ende bereiten könnten. Und das muß doch nach Möglichkeit vermieden werden."

„Gewiß," stimmte Harald ihm bei, wenn auch nicht aus vollem Herzen, denn er dachte sich einen Streit, der um seine Person entbrannte, dessen Mittelpunkt er in seiner Eigenschaft als Leutnant war, sehr interessant. Alle Welt würde von ihm sprechen, für und gegen ihn Partei ergreifen, und wenn die Uniform als Siegerin hervorging, stand er noch größer da als jetzt. Dann war er als Leutnant d. R. eine achtunggebietende Persönlichkeit geworden. Es war eigentlich schade, daß diese wichtige Frage so schnell und so uninteressant gelöst wurde, und nur deshalb fragte er jetzt: „Kann man es vielleicht

aber nicht doch falsch auslegen, wenn ich freiwillig zurücktrete?"

„Gänzlich ausgeschlossen!" rief der Oberst lebhaft. „Sie sind der Sieger, denn Sie zeigen deutlich, daß Ihnen nichts daran liegt, Mitglied eines Komitees zu sein, dem Sie angehören könnten, wenn Sie wollten. Das ist für die Anderen immerhin eine Kränkung, und die werden dann schon bedauern, daß Sie nicht mitmachen. Umsomehr, als Sie trotzdem mit Sr. Majestät in Berührung kommen werden, und zwar als Soldat."

Haralds Augen blitzten freudig auf: „Wirklich, Herr Oberst? Darf ich fragen inwiefern?"

„Sehr einfach. Bei dem Festmahl, das nach der Denkmalsenthüllung im Rathaussaal stattfindet und an dem Seine Majestät teilnimmt, wird auch eine Deputation des Reserve-Offizierkorps offiziell zugegen sein. Wir werden alles in allem sechs Herren unter meiner Anführung sein und — es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern fast mit Sicherheit anzunehmen, daß Seine Majestät uns anspricht. Natürlich hatte ich über die Karten schon verfügt, wenn ich auch Gottlob den betreffenden Herren davon noch keine Mitteilung machte. So ist es mir möglich, Ihnen eine Karte zu geben, ohne einem Anderen diese wieder wegnehmen zu müssen. Und ich meine:

wenn Sie mit uns zusammen erscheinen, so ist das eine mehr als glänzende Entschädigung dafür, daß Sie nicht als Kaufmann Seine Majestät begrüßen."

Harald strahlte vor Stolz, er wußte sich vor Freude und Glück kaum zu fassen, und aus dieser Stimmung heraus richtete er an die Kaufmannschaft ein Schreiben, das wenig taktvoll war und in dem er die ihm angebotene Ehre dankend ablehnte. So gerne er auch die auf ihn gefallene Wahl annehmen würde, so würde dies ihm schon dadurch unmöglich gemacht, daß er auch gleichzeitig aufgefordert worden sei, als einer der wenigen Vertreter der hier lebenden Reserve-Offiziere zu erscheinen, und da er bei dem Besuch Sr. Majestät natürlich in erster Linie Leutnant sei, wäre es ganz selbstverständlich, daß er als Soldat der an ihn ergangenen militärischen Aufforderung Folge leiste.

„So," sagte sich Harald, als er diesen Brief gleich nach seiner Rückkehr im Kontor geschrieben und sofort hatte bestellen lassen, „so, Harald, das hast du gut gemacht. Der Senator hat es nun gar nicht mehr nötig, mit irgend jemand über mich zu sprechen, und ehe ich mich von den Anderen, noch dazu meiner Uniform wegen, vor die Tür setzen lasse, da werfe ich die Anderen lieber selbst hinaus. Nun stehe ich selbst groß da, und die Anderen sind die Blamierten."

Und unmittelbar, nachdem er das Schreiben abgeschickt hatte, klingelte er telephonisch Hugo an.

Aber der war beschäftigt und hatte strengen Befehl gegeben, ihn nicht zu stören.

„Sagen Sie ihm nur: sein Bruder müßte ihn unbedingt sprechen, und zwar sofort."

Es dauerte eine Ewigkeit, dann kam die Antwort: Harald möchte in einer Viertelstunde 'mal wieder anrufen.

Unter anderen Umständen hätte Harald mit einem: „Denn nicht" die Sache für erledigt erachtet, aber es handelte sich ja um Dinge von der allergrößten Wichtigkeit. Der Schrecken. den er bei dem Kommandeur ausgestanden hatte, lag ihm noch in den Gliedern. Und wenn Hugos Äußerungen jetzt bekannt wurden, jetzt, da man durch den bevorstehenden Besuch Sr. Majestät noch militärischer angehaucht war als sonst, wo in allen Krieger-Vereinen und sonstigen Verbänden alter Unteroffiziere und Soldaten von nichts anderem die Rede war, als daß man die Pflicht habe, durch eine möglichst solenne Kneiperei die Anwesenheit Sr. Majestät zu feiern, wenn man jetzt erfuhr, wie Hugo sich in seiner Eigenschaft als Vizefeldwebel einem Leutnant gegenüber ausgesprochen hatte, dann war es sehr leicht möglich, daß dieser für immer in Acht und Bann getan wurde.

Nein, er mußte seinem Bruder ganz energisch die Wahrheit sagen, und zwar zum allerletzten Mal. Wenn der auch dann keine Vernunft annahm, dann mußte er sich wirklich in militärischen Dingen, wie Hugo es einmal selbst, wenn auch nur scherzweise, vorgeschlagen hatte, von ihm lossagen. Dann mußte er einfach erklären, in keiner Weise für dessen Worte verantwortlich zu sein, und ihm ganz allein überlassen, die Folgen seines Benehmens zu tragen.

Aber einmal wollte er ihm noch seine Meinung sagen, und zwar ganz gehörig. Nicht nur, weil er sich selbst in der Rolle des Erziehers sehr gefiel, sondern weil er bei der Gelegenheit auch Revanche nehmen konnte für manches Andere, das er in dieser Zeit von Hugo ruhig hatte hinnehmen müssen. Vor allen Dingen, daß dieser, so oft sie zusammen waren, das Gespräch auf das Geschäft brachte, nicht, wie Harald argwöhnte, aus wirklichem Interesse, sondern, um ihn auszuhorchen. Und fast noch mehr, als über diese Fragen, ärgerte sich Harald über das Lob, das Hugo ihm jedesmal spendete. Er wollte gar nicht immer belobt sein, am allerwenigsten von seinem Bruder. Er selbst hatte nie die geringsten Zweifel in seine eigene Tätigkeit gesetzt, und daß Alles so gut ging, war doch ganz selbstverständlich. Und wenn sich jemand darüber wunderte, so lag das

lediglich daran, daß sie alle keine Ahnung davon hatten, wie er gerade durch seine Dienstzeit für den kaufmännischen Beruf vorbereitet worden war. Die hätten nur die goldenen Worte des Herrn Oberst hören sollen, dann würden sie sich nicht mehr darüber aufregen, daß er nach ihrer Auffassung häufig etwas zu sehr den Leutnant herauskehrte, sondern sie würden sich im Interesse des Geschäftes darüber freuen.

Auch sonst hatte Harald gegen Hugo allerlei auf dem Herzen, ohne sich über alle Einzelheiten klar zu sein: aber eins hatte er nicht vergessen, das war der Blick, mit dem Hugo vor einigen Wochen, als er den Bruder im Kontor besuchte, die Chaiselongue bewundert hatte. Es war darüber kein Wort gewechselt worden, aber dieses Schweigen war nach Haralds Meinung beleidigender gewesen, als irgend ein spöttische Bemerkung.

Je länger Harald am Telefon auf seinen Bruder warten mußte, umsomehr redete er sich in Wut hinein. Schon daß er nicht gleich kam, wenn er gerufen wurde, war zum mindesten eine Rücksichtslosigkeit. Als Kaufmann mußte Hugo doch wissen, daß Zeit Geld war, und daß er noch wichtigere Dinge zu tun hatte, als eine Ewigkeit am Telefon zu stehen.

Endlich war Hugo selbst am Apparat und man

hörte seiner Stimme deutlich an, wie beschäftigt er war, als er jetzt rief: „Was gibt es denn?"

„Ich muß dich sofort unbedingt auf eine Stunde sprechen."

„Unmöglich, ich fahre heute noch nach Berlin und komme erst übermorgen zurück."

„Dann mußt du noch vor deiner Abreise zu mir kommen."

„Was ist denn los — hast du schlechte Nachrichten von den Eltern?"

„Nein, das nicht, aber ich war heute morgen bei dem Bezirkskommandeur."

„Himmeldonnerwetter — laß mich doch mit dem Unsinn zufrieden! Ich habe, weiß Gott, wichtigere Dinge im Kopf. Schluß!"

Und ehe Harald noch ein Wort zurückrufen konnte, hatte Hugo den Hörer abgehängt und abgeklingelt.

Harald tobte, nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich. Mit einigen energischen Flüchen machte er seinem Herzen Luft, und als jetzt Apfelbaum, wie immer mit einem ganzen Stoß von Briefen, erschien, schickte er ihn fort: „Nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Herr Apfelbaum, aber Sie müssen nachher wiederkommen, in einer Stunde vielleicht. Ich

habe Ärger und Verdruß an allen Ecken — mein Bruder —"

Er schwieg. Was sollte er dem alles erzählen? Der verstand ihn ja doch nicht. Und so wiederholte er denn: „Bitte, kommen Sie nachher, ich muß mich erst wieder auf mich selbst besinnen, ehe ich arbeiten kann."

Apfelbaum ging hinaus, nachdem er vorher die Papiere auf dem Pult seines Chefs niedergelegt hatte, und Harald war wieder allein. Das hatte er nun davon, daß er dem Wunsch des Vaters gemäß sich bemüht hatte, in der ganzen Zeit mit seinem Bruder im besten Einvernehmen zu leben. Nicht ein einziges Mal hatte er in diesen langen Wochen mit Hugo über militärische Dinge gesprochen, und jetzt, da er es tun mußte, klingelte der ihn einfach ab und war nicht zu haben. Und das bot ihm sein Bruder, der, wenn sie beide in Uniform waren, vor ihm stramm stehen mußte, die Hacken zusammen, die Brust heraus, und dessen Körperhaltung er, wenn es ihm Spaß machte, stundenlang korrigieren konnte.

Er stieß die Papiere, die Apfelbaum vor ihn hingelegt hatte, beiseite und warf sich auf seine Chaiselongue: Als ob man n u r für das Geschäft Interesse haben könnte! Es gab doch auch noch

andere Sachen, die ihn in Anspruch nahmen. Man war doch nicht nur Kaufmann, sondern auch Soldat!

Und plötzlich schwand aller Ärger dahin, und in glückseligen Träumen schloß er die Augen, um sich ganz seinen Gedanken hingeben zu können. Er sah sich in der glänzend neuen Parade-Uniform, die er sich eigens für den Besuch Sr. Majestät angeschafft hatte. Mit den anderen Offizieren, die der Deputation angehörten, stand er im großen Rathaus-Saal, die Ankunft des Kaisers erwartend. Überall Frack und weiße Binde, vorläufig nur sechs Uniformen im ganzen Raum. Und von diesen sechs die seine als die schönste, und er von allen die jugendlichste und eleganteste Erscheinung. Majestät war viel zu sehr Soldat, als daß seine Augen ihn nicht sofort bemerken mußten, sich er würde Seine Majestät nach ihm fragen, ihn vielleicht durch ein paar huldreiche Worte auszeichnen, ihn, den die Kaufleute nicht in Uniform in ihrem Komitee sehen wollten. — Dann würde es ihnen zur Genüge klar werden, wer und was er war.

Mit einem Mal durchfuhr ihn ein Gedanke: Wenn er ganz sicher sein wollte, daß Seine Majestät ihn ansprach, oder ihn als den Sohn seines um das Denkmal hochverdienten Vaters gar mit einem

Orden oder sonstwie auszeichnete, dann mußte er noch irgend etwas ganz besonderes tun, um die Aufmerksamkeit und das gnädige Wohlwollen seines kaiserlichen Herren zu erringen. Plötzlich wußte er auch, wie. Er wollte entweder irgend eine wohltätige Stiftung ins Leben rufen oder einem wohltätigen Zweck aus Anlaß des Besuchs Sr. Majestät eine größere Summe zuwenden. Das würde auch ganz im Sinne seines Vaters sein, der stets für solche Zwecke eine offene Hand hatte. Der würde ihn sicher loben, wenn er auch in dieser Hinsicht seinem Beispiel folgte.

Harald war von seiner Idee so entzückt, daß es ihn nicht mehr auf der Chaiselongue duldete. Er sprang auf und ging erregt in seinem kleinen Arbeitszimmer auf und ab. Die Höhe der Stiftung kam ja viel weniger in Frage, als der Zweck, dem sie dienen sollte. Da das Richtige zu finden, war schwer. Gemeinnützige Anstalten zu finden, die Geld brauchten, war ja leicht, aber wenn er da etwas gab, würde das nicht weiter auffallen und kaum besprochen werden. Es mußte etwas ganz Neues und Eigenartiges sein, irgend etwas, das nicht nur seinem guten Herzen, sondern auch seinem erfinderischen Kopf alle Ehre machte.

Aber so viel er nachdachte, es fiel ihm nichts ein.

„Mein Gott, Herr Apfelbaum, was wollen Sie denn nun schon wieder?" Voller Unwillen drehte er sich um.

„Die Unterschrifte, Herr Chef, es wird die höchste Zeit."

„Na, dann meinetwegen, Sie Quälgeist." Und ohne einen Blick in die Papiere zu werfen, setzte er seinen Namen darunter und reichte sie dann zurück: „So, lassen Sie das expedieren, und dann kommen Sie bitte auf einen Augenblick zurück — ich möchte noch etwas mit Ihnen besprechen, das mich sehr beschäftigt." Und als Apfelbaum dann wieder vor ihm stand, weihte er ihn in seinen Plan ein.

Der hörte aufmerksam zu. „Was Sie da beabsichtigen, Herr Chef, ist sehr schön, und wird sicher ganz den Beifall des Herrn Konsuls finden, ganz besonders, wenn Sie die Summe unseren Arbeitern zuwenden."

Harald runzelte die Stirn: „Unseren Arbeitern? Immer den Arbeitern. Was hat man davon? Ich weiß die Summe nicht aus dem Kopf, die mein Vater schon für die verschiedenen Kassen

hergegeben hat, aber es ist ein großes Vermögen."

„Und doch ist es noch lange nicht groß genug, das sind die eigenen Worte des Herrn Konsuls und ich glaube, der Herr Konsul würde sich sehr freuen, wenn auch Sie für die Leute sorgen würden. Wir leben doch von ihnen."

„Sie aber doch auch von uns."

„Gewiß, aber trotzdem."

Wieder ging Harald unruhig auf und ab. Endlich blieb er stehen: „Ich will Ihnen 'mal etwas sagen, Herr Apfelbaum, wenn ich mich wirklich entschließe, den Arbeitern 50 000 Mark oder mehr in den Rachen zu schmeißen, dann will ich das aber in einer Art tun, die neu ist. Ich will nicht dem schon bestehenden Fonds diese Summe hinzufügen, sondern ich will einen neuen stiften."

„Und welchem Zweck sollte der dienen? Alles was nur irgendwie in Frage kommen kann, hat der Herr Konsul schon bedacht und ich wüßte wirklich nichts Neues."

Harald dachte lange nach, da meinte er plötzlich: „Halt, ich hab's. Das Geld müßte nicht allen Arbeitern in gleicher Weise zu Gute kommen, sondern nur gewissen Leuten. Sehen Sie, Herr Apfelbaum, so geht's, die Idee ist glänzend und vor allen

Dingen ist sie noch nie dagewesen. Aber wenn sie bekannt wird und dafür daß sie es wird, lassen Sie mich nur sorgen, dann kann sie bis zu einem gewissen Grade bahnbrechend wirken, dann wird man in allen Fabriken, in allen großen geschäftlichen Unternehmungen, meinem Beispiel folgen und es wird dann viel mehr nützen, als alle Ermahnungen und Belehrungen, denn mit Vernunftgründen sind die Leute ja doch nicht zu überzeugen."

„Da bin ich aber wirklich begierig, Herr Chef."

„Hören Sie mich an, wir stiften 100 000 Mark oder so ähnlich, das muß natürlich noch vorher überlegt werden, denn man darf ja nicht nur an seine Angestellten, sondern man muß auch an sich selbst denken. Und die Zinsen des Kapitals kommen als besondere Unterstützung nur für solche von unseren Arbeitern in Frage, die sich während ihrer militärischen Dienstzeit tadellos geführt haben, die nach ihrer Entlassung einem Krieger-Verein beigetreten sind und sich somit allem sozialdemokratischen Treiben fern gehalten haben. Nun, was sagen Sie dazu?"

Apfelbaum vergaß sogar in seiner Erregung von einem Bein auf das andere zu trippeln: „Um Gotteswillen nur das nicht, Herr Chef, das würde entsetzlich viel böses Blut machen."

„Das glaube ich nicht," meinte Harald gelassen, „na und wenn schon? Je klarer es den Leuten wird, daß man die königstreuen Arbeiter nach Möglichkeit unterstützt, desto geringer wird die Zahl der anderen werden. Und wie ich schon vorhin sagte, denken Sie daran, welches Beispiel und welche Anregung ich damit allen anderen großen Fabriken und Firmen gebe. Wird es erst dem Volk bekannt und wissen die jungen Soldaten, daß sie bei guter militärischer Führung auch hinterher dafür belohnt werden, daß es für ihr späteres Fortkommen nicht gleichgiltig ist, ob sie beständig im Arrest saßen oder ob sie Gefreite und Unteroffiziere wurden, dann stachelt das auch ihren militärischen Ehrgeiz an. Und wenn sie wissen, daß sie auch einen materiellen Nutzen davon haben, daß sie einem Kriegerverein angehören und bei den Wahlen ihre Stimme für die Konservativen abgeben, dann wird die Hoffnung auf einen finanziellen Vorteil sie nicht mehr veranlassen zu den Sozialdemokraten überzutreten."

„Gewiß ja, Herr Chef," meinte Apfelbaum, der sich allmählich von seinem Schrecken erholt hatte, „in der Theorie klingt das sehr schön, aber in der Praxis? Da wird sich das wohl nicht so einfach machen lassen. Wir werden viel böses Blut erregen und das schadet mehr, als die Stiftung uns auf

der anderen Seite nützen kann. Vor allen Dingen wissen Sie ja auch, Herr Chef, wie unser Herr Konsul denkt, Politik soll im Geschäft nicht getrieben werden, und ob einer Demokrat ist oder sonst etwas, das ist dem Herrn Konsul ganz gleich."

„Aber auch ich will ja keine Politik treiben, darf es auch nicht, schon deshalb nicht, weil ich Leutnant der Reserve bin. Aber weil ich das bin, werden Sie es mir nachfühlen, daß ich den Wunsch habe, bei der Anwesenheit Sr. Majestät gerade denjenigen meiner Arbeiter eine Freude zu machen, die auch jetzt noch begeisterte Soldaten sind, die während ihrer Dienstzeit mehr als nur ihre Pflicht und Schuldigkeit taten, und die es im Falle eines Krieges auch wieder tun werden."

„Gewiß ja, das fühle ich Ihnen vollständig nach, Herr Leutnant. Um Gotteswillen, entschuldigen Sie nur, ich meinte natürlich, Herr Chef. Das Wort, Herr Leutnant kam mir eben nur über die Lippen, weil Sie es selbst vorhin erwähnten."

„Sie brauchen sich deswegen wirklich nicht zu entschuldigen, lieber Herr Apfelbaum," sagte Harald, dem es ordentlich wohl getan hatte, sich einmal wieder als Leutnant angeredet zu hören. „Da ich Offizier bin, steht mir diese Anrede auch jederzeit zu, es ist keine Beleidigung, wenn man mich so

nennt, eher eine Auszeichnung. Aber ich glaube, Sie wollten noch etwas sagen."

„Allerdings, Herr Chef. ich meine, wenn Sie an diesem Tage unseren Arbeitern, soweit wie sie dienten und gute Soldaten waren, eine kleine Freude machen wollen, so können Sie das ja auch so. Bewilligen Sie jedem einen Tagelohn extra, damit er den Besuch Sr. Majestät feiern kann, und geben Sie den früheren Soldaten noch 1 Mark extra. Auch das wird etwas verstimmen, aber wenn Sie es mir gestatten, Herr Chef, dann werde ich die Leute schon darüber aufklären, warum Sie das tun, und die Arbeiter werde Ihnen das dann nicht weiter nachtragen, vielleicht werden sie es sogar sehr begreiflich finden, denn alle wissen ja, wie Sie selbst auch heute noch Soldat sind, und wenn die Leute von Ihnen sprechen, sagen sie nicht anders, wie „Herr Leutnant"."

„So? Tun Sie das?" rief Harald, auf das Angenehmste überrascht. „Das freut mich aufrichtig. Sehen Sie, das ist mir ein neuer Beweis dafür, daß in unseren Arbeitern, wenn sie auch tausendmal Sozialdemokraten sind, doch noch der alte Soldat steckt, der immer wieder zum Vorschein kommt. Welche Veranlassung hätten sie sonst wohl, mich so zu nennen!"

Apfelbaum war trotz der verantwortlichen Stellung, die er bekleidete, seinem Chef gegenüber viel zu schüchtern, um diesem den wahren Grund zu nennen, der in Haralds ganzer Erscheinung und in seinen beständigen Fragen nach den Militärverhältnissen seiner Arbeiter lag. So suchte er denn nach einer anderen Antwort, aber noch bevor er diese gefunden, fuhr Harald fort: „Ihr Schweigen beweist mir, wie recht ich habe, und das bestärkt mich nur in meinem Vorsatz. Gerade da die Leute in mir hauptsächlich den Leutnant sehen, obgleich ich es doch, weiß Gott, auch mit meinen kaufmännischen Pflichten ernst genug nehme, muß ich bei dem Besuch Sr. Majestät, der doch in erster Linie ein militärischer Festtag ist, nicht nur als Kaufmann für meine Angestellten, sondern als Offizier für die früheren Soldaten sorgen. Je länger ich darüber nachdenke, desto klarer wird mir das. Passen Sie auf, Herr Apfelbaum, ich irre mich nicht. Ich tue damit ein sozial-politisches Werk, dessen Folgen, wenn mein Beispiel, wie ich gar nicht bezweifle, Nachahmung findet, noch gar nicht abzusehen sind. Daß die Sozialdemokraten darüber schimpfen werden, ist natürlich, aber auch ganz begreiflich, denn mit vollem Recht regen sie sich nicht über die Gesetze auf, die

ihnen neue Anhänger zuführen, sondern nur über solche, die die Zahl ihrer Getreuen verringern."

„Aber trotzdem, Herr Chef, trotzdem. Ich weiß nicht, wollen wir da nicht lieber doch erst — — —"

Den Herrn Konsul fragen, wollte er sagen, aber er verstummte bei dem Blick, den Harald ihm zuwarf und fuhr dann fort:

„Ich meine, wollen wir uns das nicht doch lieber erst noch einmal reiflich überlegen?"

„Sie können das ja tun, lieber Herr Apfelbaum," meinte Harald in wohlwollender Herablassung, „ich habe das nicht mehr nötig, mein Entschluß steht fest, und was ich erst einmal als richtig erkannt habe, führe ich auch durch."

Apfelbaum wandte sich zum Gehen, „wenn Sie mit sich schlüssig sind, Herr Chef, kommt meine Ansicht ja nicht mehr in Betracht, dann kann ich mich wohl auch wieder an die Arbeit machen. Es gibt viel zu tun, wie immer. Dabei hätte ich die Hauptsache fast vergessen. Die Firma Langen & Co., von der wir vor einigen Wochen einen 3-Monatwechsel über Mk. 20.000,-- annahmen, fragt schon heute an, ob wir ihr Papier prolongieren würden. Sie macht Andeutungen, daß sie schwere Verluste gehabt hat und bittet um Entgegenkommen."

„Was, die auch," fragte Harald ganz erstaunt.

„Langen & Comp. ist anscheinend durch den Sturz der Hamburger Firma in Mitleidenschaft gezogen worden, wenigstens habe ich Ähnliches gehört. Und wie Sie bei der Hamburger Firma zu unserem Glück sehr vorsichtig waren und uns vor einem großen Schaden bewahrten, so möchte ich Sie bitten, auch jetzt vorsichtig zu sein. Wenn ein Wechsel über eine solche geringe Summe prolongiert werden muß, dann ist das ein sehr schlechtes Zeichen, und wenn wir jetzt nicht auf Zahlung bestehen, dann bekommen wir das Geld nie."

„Und selbst wenn Sie recht hätten, ich kann es nicht ändern. Verluste kommen in jedem Geschäft vor."

„Bei uns wäre es der erste, weil der Herr Konsul ja nur gegen bar arbeitet. Deshalb stehen wir ja auch so groß da und wissen jeden Augenblick, was wir haben. Und ich wüßte nicht, was der Herr Konsul sagen würde, wenn er erführe, daß wir die 20.000 Mark einbüßten."

„Ich würde dies meinem Vater gegenüber schon zu verantworten wissen, denn ich habe Ihnen schon einmal gesagt, es ist ganz ausgeschlossen, daß wir gegen die Firma vorgehen und mit aller Gewalt Zahlung verlangen. Erstens würde das den

Anschein erwecken, als wenn wir selbst um diesen Betrag verlegen wären —"

„Auf den Gedanken würde Niemand kommen, Herr Chef," unterbrach ihn Apfelbaum.

„Gleichwohl, wenn man weiß, daß wir das Geld nicht brauchen, wird man unsere Härte erst recht nicht verstehen."

„Aber Geschäft ist Geschäft," jammerte Apfelbaum, „20.000 Mark sind doch ein Vermögen."

„Wir können die verschmerzen, und wir müssen es unter Umständen sogar. Sollen wir etwa die Firma dahin bringen, daß sie wegen dieser Bagatelle in Zahlungsschwierigkeiten gerät? Dann wird der Sohn des Hauses, der ebenso wie ich, Leutnant der Reserve bei einem vornehmen Kavallerie-Regiment ist, sehr bald zum Train versetzt werden und sogar seinen Abschied nehmen müssen. Beides will ich nicht und ich darf auch nicht die Veranlassung dazu sein, das so etwas eintritt."

Apfelbaum sah Harald ganz verständnislos an: „Das verstehe ich nicht, Herr Chef."

„Das tut auch gar nicht nötig, lieber Herr Apfelbaum. Glauben Sie mir nur so, daß ich nicht anders handeln kann, und schreiben Sie, bitte, der Firma, daß wir selbstverständlich mit dem größten Vergnügen bereit sind, ihren Wunsch zu erfüllen."

Apfelbaum ging, und Harald setze sich an sein Pult, aber nicht um zu arbeiten, sondern um die bestmögliche Fassung für eine Zeitungsnotiz zu finden, die, als sie schließlich fertig vorlag, seinen vollen Beifall fand: „Sicherem Vernehmen nach, beabsichtigt der vorübergehend selbständige Inhaber der großen Firma Ahrens & Sohn, Leutnant d. R. Harald Ahrens, aus Anlaß des bevorstehenden Besuches Sr. Majestät in hochherziger Weise eine neue Stiftung für seine Arbeiter ins Leben zu rufen, deren Zinsen ausschließlich solchen Angestellten der Firma zu Gute kommen sollen, die sich während ihrer Dienstzeit als tüchtige Soldaten erwiesen, und die durch ihre Zugehörigkeit oder durch ihren Übertritt zu einem Kriegerverein den Beweis dafür erbringen, daß sie auch heute noch den als Soldaten geleisteten Fahneneid treu halten."

Sein erster Gedanke war, die Notiz sofort zu versenden, dann konnten schon heute abend, spätestens morgen früh, die Zeitungen von seinem hochherzigen und patriotischen Entschluß berichten. Aber so schwer es ihm auch wurde, schließlich sah er ein, daß er vorläufig über seine Absicht nicht sprechen durfte. Wurde die jetzt bekannt, stand sie heute schon in der Zeitung, um von da aus die Runde durch die Welt zu machen, dann war es nicht nur möglich, son-

dern sogar mehr als wahrscheinlich, daß andere große Firmen sofort seinem Beispiel folgen würden. Und wenn Se. Majestät kam und etwas von seiner Stiftung erfuhr, dann war er nicht der Einzige mehr, dem das Kaiserliche Lob zu Gute kam. Gewiß sollten andere ihm folgen, seine Idee aufnehmen und verwirklichen, aber er war doch der Vater dieses Gedankens, und den wollte er nicht eher preisgeben, als bis Se. Majestät mit ihm darüber gesprochen hatte.

So verschloß er denn die Notiz und verpflichtete auch Apfelbaum zum tiefsten Schweigen.

XI.

Die etwas sehr geringschätzende Art, in der Harald seinen Brief an die Kaufmannschaft abgefaßt hatte, verstimmte weit mehr, als die Absage selbst, obgleich man ihm auch diese verdachte. Es kam deswegen in den Sitzungen zu heftigen Auseinandersetzungen, und die Ausdrücke, mit denen Haralds Brief und sein ganzes Verhalten kritisiert wurden, waren keineswegs schmeichelhaft für ihn. Natürlich fehlte es nicht an Leuten, die jedes harte Wort, das über Harald gesprochen wurde, diesem mit großer Schadenfreude mitteilten, weil sie das angeblich für ihre Freundespflicht hielten.

Wenn sie aber geglaubt hatten, daß Harald sich irgend wie ärgern würde, dann irrten sie sich. Er hatte für Alles nur ein geringschätziges Lächeln: „Man wird schon einsehen, daß man mir Unrecht tut; ich warte es ruhig ab; dann werden meine Taten schon laut genug für mich sprechen, dann wird die

Kaufmannschaft schon erfahren, was sie an mir hat, und bis dahin können sie reden, was sie wollen."

Harald schwebte vollständig in höheren Regionen, er hatte nur für seine Stiftung Interesse, und fortwährend beschäftigte ihn die Rede, die er bei dieser Gelegenheit an seine Arbeiter halten wollte. Natürlich mußten alle zugegen sein, die guten Soldaten würden belohnt werden, die anderen aber leer ausgehen. Das mußte die anspornen, ihre Kinder so zu erziehen, daß sie später brave Soldaten würden, um dann auch von einer solchen Stiftung Nutzen zu haben. Es gab auch sonst noch viel zu überlegen, ob der Fonds nur als Darlehens-Kasse gelten, oder ob die königstreuen Arbeiter regelmäßig einen Zuschuß erhalten sollten, bei welcher Gelegenheit und in welcher Höhe. Schließlich entschloß sich Harald für das Letztere und als Tage, an denen die Ehrengabe verteilt werden sollte, wählte er den 18. Januar, den Tag der Gründung des Deutschen Reiches, und den 2. September, an dem durch die Schlacht von Sedan Deutschlands Zukunft entschieden wurde.

Verwundert betrachtete Apfelbaum seinen jungen Chef, so oft er dessen Privatkontor betrat, denn der hatte jetzt noch weniger Zeit für ihn als sonst. Jetzt, wo ihn solche Pläne beschäftigten, war es doch

wirken ekelhaft, sich um jeden Quark kümmern zu müssen, er konnte es doch auch nicht ändern, daß die Ladung aus Schweden in Bezug auf die Qualität nicht ganz den Erwartungen entsprach — er ließ doch die Bäume dort nicht wachsen, und wenn die Leute minderes Material schickten, na, da schrieb man ihnen einfach einen groben Brief, verbat sich so etwas für die Zukunft und zog ihnen von dem vereinbarten Preis etwas ab.

Diese und ähnliche Sachen waren doch furchtbar einfach, die wußte jedes Kind, deshalb brauchte ihn doch Apfelbaum nicht beständig zu stören. Er sah ja, wie er beschäftigt war, am besten daraus, daß er seinen Chef nie mehr auf der Chaiselongue, sondern nur noch am Schreibpult antraf.

Und dann diese entsetzliche Angst, die Apfelbaum hatte, daß die Firma Langen & Comp. den Wechsel nicht einlösen würde. Ohne daß er seinem Chef etwas davon sagte, war er eines Sonnabends gleich nach Geschäftsschluß auf eigene Kosten nach Stettin gefahren, um sich dort an Ort und Stelle einmal umzuhören. Als er am Montag morgen wenig Minuten vor der Eröffnung des Kontors zurückkam, machte er ein mehr als sorgenschweres Gesicht und schüttete seinem Chef sein Herz aus. Mit der Firma Langen & Comp. stand es schlecht.

Aber Harald glaubte es nicht und, anstatt Apfelbaum für seine Bemühungen zu loben, wurde er mehr als grob: „Ich muß mir solche Reisen hinter meinem Rücken auf das Entschiedenste verbitten, Herr Apfelbaum; ich bin der Chef der Firma und nicht Sie. Was sollen Langen & Comp. denken, wenn sie hören, daß Sie dort waren, um Erkundigungen einzuziehen? Daß Sie aus eigener Initiative hinfuhren, wird kein Mensch glauben. Jeder nimmt an, ich hätte Sie geschickt, um Erhebungen anzustellen, und das schädigt den Ruf und den Kredit der Firma Langen mehr, als Sie sich im Augenblick klar gemacht zu haben scheinen."

Und daß Apfelbaums Besuch nicht geheim geblieben war, bewies sehr bald ein Brief, den der junge Langen, der Mitinhaber der Firma und Leutnant der Reserve, an Harald schrieb, und in dem er sich bitter über den Mangel an Vertrauen beklagte, der aus diesem Schritt hervorging.

An diesem Tage wurde Harald gegen Apfelbaum so grob, daß dieser für einen Augenblick ganz in sich zusammenknickte, dann aber erwachte doch sein Stolz, und in dem Bewußtsein, das Beste gewollt zu haben, verbat er sich eine solche Behandlung seitens seines Chefs. „Auch ich zeichne für die Firma mit meinem ehrlichen Namen und bin für

jeden Verlust, den wir erleiden, nicht nur Ihnen, sondern auch mir selbst verantwortlich. Und lieber gebe ich meine Stellung auf, als daß ich mir so etwas gefallen lasse."

Harald sah ein, daß er zu weit gegangen war, und erst nach vieler Mühe gelang es ihm, Apfelbaum wieder zu beruhigen. Aber im Stillen grollte der noch weiter.

Aus dem Schreiben, in dem Harald für die ohne sein Wissen unternommene Reise seines Prokuristen seinen Kameraden Langen um Entschuldigung gebeten und ihm mitgeteilt hatte, daß er dem Zweifel an der Zahlungsfähigkeit der Firma absolut fern stände, entwickelte sich ein streng vertraulicher geschäftlicher Briefwechsel, der darin seinen Abschluß fand, daß der junge Langen eines Tages bei Harald im Kontor erschien.

Harald wußte, was den Anderen zu ihm führte: Die Firma Langen war durch den Sturz des Hamburger Hauses schwer in Mitleidenschaft gezogen, sie befand sich vorübergehend in Schwierigkeiten, aber da sie große Außenstände hatte, die nur nicht sogleich einzubekommen waren, und da auch zahlreiche Aufträge vorlagen, konnte die Firma trotzdem ruhig in die Zukunft sehen, wenn sie nur augenblicklich Hilfe fand.

Und diese Hilfe sollte Harald geben, der in dem Brief, mit dem er Apfelbaums Verhalten entschuldigte, sich gewissermaßen als Genugtuung dafür bereit erklärt hatte, den fraglichen Wechsel, falls es gewünscht würde, nicht nur nochmals zu prolongieren, sondern auch sonst jederzeit zu jedem Entgegenkommen bereit zu sein.

Nun saß der junge Langen, ein großer, schlanker Dreißiger mit einem ernsten, ruhigen Gesicht, Harald gegenüber und gab ihm auf Grund der mitgebrachten Papiere einen genauen Einblick in die Lage der Dinge. Auch er verriet in seinem ganzen Wesen deutlich den Leutnant der Reserve, aber zugleich auch durch die ganze Art seines Sprechens, seine klare, knappe Ausdrucksweise den erfahrenen Kaufmann. Und nur zu deutlich klang aus seinen Worten die Liebe zu seinem Geschäft heraus und die Furcht, sein Ansehen zu verlieren, wenn ihm jetzt nicht geholfen wurde. Er bat nicht für sich, sondern für das Renommee der Firma.

„Und wieviel brauchen Sie?" fragte Harald endlich.

„Viel, viel — 200.000 Mark — aber wie ich Ihnen an Hand der Bücher nachwies, ist das Geld absolut sicher. Ich glaube Ihnen die erste Rückzahlung schon nach zehn, und den Rest nach weiteren

sechs Wochen garantieren zu können. Lassen Sie mich nochmals kurz rekapitulieren, wie die Sachen liegen."

In durchaus kaufmännischer klarer und gründlicher Art gab er nochmals einen genauen Überblick.

Harald hörte aufmerksam zu, dann meinte er: „Sie wissen, wie gern ich Ihnen helfen würde, aber mir sind die Hände etwas gebunden. Ich bin nur vorübergehend der alleinige Chef, und als solcher habe ich zwar über einen bedeutenden Teil unseres Kapitals das freie Verfügungsrecht, aber nicht über unser ganzes Vermögen. Und mit einer solchen Summe würde ich vielleicht gezwungen werden, meine Machtbefugnis zu überschreiten." —

„Ich habe selbstverständlich mit der Möglichkeit gerechnet, daß Sie im Augenblick nicht so viel bares Geld flüssig haben, aber das ist auch gar nicht erforderlich. Es genügt vollständig, wenn Sie unserer Bank gegenüber, mit der ich bereits ausführlich sprach, für diese Summe die Bürgschaft übernehmen wollen. Dann stellt uns die bereits morgen das Geld zur Verfügung."

Harald schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, lieber Langen, wenn ich mir die Sache noch einen Augenblick überlege. 200.00 Mark sind ein großes Stück

Geld, und wenn Sie mir auch klar und deutlich bewiesen haben, daß jeder Verlust ausgeschlossen ist, so will es trotzdem überlegt sein."

„Gewiß," stimmte der Andere ihm bei, „aber Sie sagen ja selbst, daß ich Ihnen den Beweis für die absolute Sicherheit des Geldes überbracht. Demgegenüber müßten doch eigentlich Ihre Bedenken schwinden. Daß Alles so ist, wie ich es Ihnen klar legte, daß ich Ihnen mit keinen falschen Bucheintragungen kam, werden Sie mir wohl ohne Weiteres glauben, aber trotzdem verpfände ich Ihnen für die Richtigkeit und Wahrheit meiner Angaben mein Ehrenwort als Kaufmann und auch mein Wort als Offizier."

Das gab den Ausschlag. Langen war ja Leutnant wie er, und er half ja nicht nur einem Geschäftsfreund, sondern auch einem Kameraden.

Der junge Langen kannte Harald ganz genau. Selbst durch und durch Kaufmann, hatte er zuerst nur als Geschäftsmann zu dem Geschäftsmann gesprochen, aber er sah nur zu bald ein, daß er damit allein sein Ziel nicht erreichen würde. Er mußte auch als Leutnant der Reserve bitten. Das war gegen seine Überzeugung, es war ihm peinlich und unangenehm, und er empfand es als eine Beleidigung seiner Kaufmannsehre, den Offizier heraus-

zukehren, um für seine Bitten Interesse, für seine Worte Glauben zu finden. Aber er tat es dennoch, wenn auch mit schwerem Herzen. Er bat ja nicht für sich selbst, sondern für seine Firma, die, wenn auch nicht annähernd so groß wie Haralds, sich trotzdem bisher des besten Rufes und Ansehens erfreut hatte.

Es mußte sein, so bat er denn noch einmal, er sprach nur als Offizier zum Offizier, und das half.

Harald stimmte zu. „Sie haben recht, Kamerad, Sie sollen sich nicht umsonst an mich gewandt haben, und gerade in der jetzigen Zeit, in der die Sozialdemokraten die Arbeiter gegen uns aufhetzen, beständig Lohnerhöhung, Kürzung der Arbeitszeit und tausend andere Dinge von uns zu erpressen, da gehört es sich, daß auch wir Arbeitgeber fest zusammen halten und uns beistehen in der Stunde der Not. Und nun erst wir, die wir Kameraden sind. Wenn w i r nicht einmal mit Bestimmtheit auf einander zählen können, dann wäre es traurig um uns bestellt. Ich wäre nach meiner Meinung nicht mehr wert, Offizier zu sein, und ich hätte nicht den Mut, Seiner Majestät, der demnächst zu uns kommt, offen und frei in die Augen zu sehen, wenn ich Ihnen, meinem Kameraden, nicht helfen wollte."

So sprach Harald in leeren Phrasen weiter,

und der junge Langen hatte nur den einen Wunsch, daß er nicht nötig hätte, von Harald das Geld anzunehmen. Er war ja hierher gekommen, nicht als Offizier zu dem anderen, sondern als Geschäftsmann zu seinesgleichen, und daß Harald dafür gar kein Verständnis zeigte, das nahm ihm die ganze Freude daran, jetzt allen Zahlungsschwierigkeiten enthoben zu sein. Endlich hatte Harald sich an seinen eigenen Worten genügend berauscht. „Und nicht wahr," schloß er, „Sie begreifen, daß ich aber auch als Geschäftsmann sprechen und als solcher vorsichtig sein muß. Ich habe als Sicherheit für die Übernahme der Bürgschaft Ihr Wort?"

„Gewiß — ich stehe mit meiner Ehre als Kaufmann dafür ein, daß wir die Rückzahlungstermine, die wir gleich vereinbaren wollen, auf das Pünktlichste einhalten."

„Das genügt mir natürlich vollständig, besonders. da Sie ja vorhin sagten, Sie gäben auch Ihr Wort als Offizier."

Dem Anderen stieg das Blut in die Wangen, aber er zwang sich zur Ruhe und nahm die Beleidigung, die in dieser Äußerung lag, hin. Dann sagte er: „Gewiß, ich bürge auch mit meinem Offizierswort für die Erfüllung der Ihnen gemachten Zusagen."

Harald reichte ihm die Hand, „und ich gebe mein Wort als Offizier, daß ich Ihnen helfe. Dann wollen wir also jetzt Alles schriftlich vereinbaren." Und nachdem auch das erledigt war, sagte Harald: „So da wären wir uns also einig. Wenn es Ihnen recht ist, treffen wir uns nachher im Ratskeller um 12 Uhr beim Frühstück wieder. Inzwischen werde ich an Ihre Bank schreiben und das Nötige veranlassen, so daß Sie bei Ihrer Rückkehr das Geld zu Ihrer Verfügung haben."

Es geschah nicht ohne Absicht, daß Harald seinen Besucher fortschickte. Der Betrag von 200.000 Mk. überschritt nicht unerheblich die Summe, über die er nach den von seinem Vater getroffenen Bestimmungen ganz allein verfügen konnte. Man mußte der Bank gegenüber auch Apfelbaums Zustimmung haben.

Harald sah es voraus, daß Apfelbaum Schwierigkeiten machen und nicht so ohne Weiteres seine Unterschrift hergeben würde. Wenn dem schon die 20.000 Mark schlaflose Nächte brachten, wie würden ihn da erst die 200.000 aufregen! Es würde ein schwerer Kampf werden, aber schließlich mußte Apfelbaum nachgeben, er war doch nur ein Angestellter.

Aber Apfelbaum setzte den Wünschen seines Chefs einen so energischen Widerstand entgegen, daß

dieser ganz verzweifelt wurde: „Sie müssen nachgeben, Herr Apfelbaum, da hilft Ihnen kein Gott und kein Erbarmen. Ich habe die Hilfe versprochen, das Geld ist absolut sicher, ich habe sein Ehrenwort als Offizier."

„Sein Wort als Kaufmann wäre mir lieber."

„Das ist eine Beleidigung," brauste Harald auf, „aber wenn es Sie beruhigt, ich habe auch das."

„Dann war das andere überflüssig."

„Zum Donnerwetter, Herr Apfelbaum, wollen wir uns hier darüber streiten, welches Ehrenwort mehr Gewicht hat, oder wollen wir von Geschäften reden?"

„Das ist für mich erledigt. Einer Firma, die einen Wechsel über Mk. 20.000,-- prolongieren läßt, leiht man nicht ein solches Vermögen. Als ich in Stettin war, habe ich über die beiden Inhaber der Firma, über den Vater und auch über den Sohn nur das denkbar Beste gehört. Beide sind sehr fleißige und anerkannt tüchtige Geschäftsleute, und allgemein wird es bedauert, daß sie solche Verluste erlitten haben."

„Na also, Herr Apfelbaum, da ist es doch Christenpflicht zu helfen, es ist ja auch die reine Formsache, wir werden nie in Versuchung kommen,

das Geld bezahlen zu müssen, das hat er mir aus den Büchern bewiesen."

„Es ist doch nur unter gewissen Voraussetzungen sicher, nur dann, wenn die Firma das Geld, das sie erwartet, auch wirklich erhält, oder wenn sie inzwischen nicht noch anderweitige Verluste erleidet. Und einer Bank gegenüber, mit der wir selbst in gar keiner Verbindung stehen, Bürgschaft leisten, dazu gebe ich mich nicht her. Wenn die Sache so absolut sicher ist, warum gibt da die Bank das Geld nicht selbst? Wie gesagt, mein Name ist für das Geschäft nicht zu haben."

„Mein Name ist zum Mindesten ebenso gut wie der Ihrige," fuhr Harald auf.

Aber Apfelbaum blieb ganz ruhig. „Sagen wir lieber, sie sind beide gleich gut, Herr Chef; aber die Bürgschaft unterschreibe ich nicht. Dann lieber das bare Geld geben, und es gleich auf das Verlustkonto setzen."

„Aber das kann ich doch nicht, ohne die mir gesteckten Grenzen zu überschreiten."

„Dann dürfen Sie das andere auch nicht, Herr Chef, denn die Möglichkeit ist doch nicht ausgeschlossen, daß Sie bezahlen müssen. Und ob Sie jetzt oder erst dann Ihren Etat überschreiten, — beides ist gleich unrecht."

Das waren dem Sinne nach dieselben Worte, die auch der Konsul zu ihm gesagt hatte. Schon damals hatte er sich dagegen aufgelehnt, jetzt schoß ihm das Blut förmlich bei diesem Ausspruch in die Wangen: „Überlegen Sie sich bitte, was Sie sagen, Herr Apfelbaum, und vergessen Sie nicht, wer ich bin. — Im übrigen wollen wir dem Gespräch ein Ende machen. Da im Guten bei Ihnen nichts zu erreichen ist, befehle ich Ihnen einfach, Ihre Unterschrift zu geben, und diesem Befehl werden Sie sich wohl fügen."

Aber Apfelbaum war heute ein Anderer als sonst, jede Nervosität, die ihn sonst in Gegenwart seines Chefs befiel, ja, gewissermaßen jeder Respekt und jede Ehrfurcht war von ihm gewichen.

„Und wenn ich mich nun auch diesem Befehl nicht füge?"

„Dann sind Sie hiermit entlassen."

In der höchsten Erregung, voreilig und unüberlegt, eigentlich mehr als Drohung, denn als Tatsache, hatte Harald die Worte hervorgestoßen, und jetzt, da er sie gesagt, bereute er sie auch schon, denn er sah, wie dem Anderen jeder Blutstropfen aus dem Gesicht wich, wie der ihn mit unheimlich starren Augen anblickte.

Er bekam es fast mit der Angst, als er Apfelbaum so vor sich sah.

Aber er hatte seine Drohung nun einmal ausgesprochen und durfte sie nicht wieder zurücknehmen. Nicht nur, um seinem Ansehen und seiner Würde nicht zu schaden, vor allen Dingen schon deshalb nicht, weil er keine andere Möglichkeit sah, seinen Willen durchzusetzen. Und das mußte er, das war er sich selbst und dem Freunde schuldig, und vor allen Dingen hatte er sein Ehrenwort als Offizier verpfändet, das Geld zu leihen. Tat er das nicht, dann war er ehrlos, dann hatte er kein Recht mehr, die Uniform zu tragen. Nein, es gab keinen anderen Ausweg: Apfelbaum mußte gehen, wenn er nicht noch Vernunft annahm; sonst war er selbst verloren.

Trotzdem aber klang seine Stimme sanfter als gewöhnlich, als er sagte: „Ich fühle es Ihnen ja nach, Herr Apfelbaum, wie meine Worte Sie erregt haben, und Sie können sicher sein, daß wir Ihrer Tätigkeit stets dankbar gedenken und nie vergessen, was Sie für uns geleistet haben. Es würde ja auch mir schwer werden, Ihre tüchtige Kraft und Ihre bewährte Hülfe zu verlieren, aber Sie müssen doch selbst einsehen, daß ich mir Ihren Widerspruch und Ihre Widersätzlichkeit nicht gefallen lassen kann. Ich bin als Offizier verpflichtet, mein gegebenes

Wort einzulösen, und darum müssen Sie noch jetzt nachgeben, — oder wir müssen uns trennen."

Einen Augenblick stand Apfelbaum noch leblos und unbeweglich da, dann aber kam er wieder zur Besinnung: „— Dann gehe ich. Aber ich gehe nicht heute, ich bleibe bis zum Ablauf meines Kontrakts, denn nur dadurch kann ich verhindern, daß Sie die Bürgschaft leisten. So lange ich hier bin, brauchen Sie meine Unterschrift, und nur deshalb bleibe ich. Das bin ich nicht nur der Firma, sondern auch dem Herrn Konsul schuldig, meinem Chef."

„Ich bin Ihr Chef, verstanden?" herrschte Harald ihn, seiner selbst kaum mehr mächtig, an, „und als solcher befehle ich Ihnen, sofort, noch in dieser Minute, Ihre Stellung aufzugeben und mein Kontor zu verlassen."

Auch jetzt verlor Apfelbaum seine Ruhe nicht: „Sie scheinen nicht zu wissen, Herr Chef, daß der erste Prokurist einer großen Firma nicht plötzlich spurlos von seinem Pult verschwinden kann. Das geht auch aus geschäftlichen Gründen nicht, auch die zwingen mich noch, zu bleiben. Und deshalb bleibe ich noch."

„Und wenn ich Ihnen das nun verbiete — wenn ich Sie unter Umständen durch die Polizei hinauswerfen lasse —"

„Mich — hinauswerfen lassen — mich, mit der Polizei? Der ich länger als zehn Jahre hier arbeite? Mich wollen Sie 'rauswerfen lassen, Herr Chef, weil ich es gut mit Ihnen meine, weil mir die Ehre und das Ansehen der Firma höher steht als Ihr Leutnantswort — mich wollen Sie hinauswerfen lassen?"

Sich mit beiden Händen auf einen Kontorsessel aufstützend, stand Apfelbaum da, zitternd und bebend vor Erregung, schwer atmend und nur mühsam, abgerissen die Worte hervorstoßend.

Auch Harald war blaß, mehr aus Empörung über die Art, wie der Andere ihn zur Rede stellte, als unter der Einwirkung seines schlechten Gewissens, das er in diesem Augenblick doch hatte. Und aus dieser Empörung heraus sagte er jetzt ganz kalt und herzlos: „Wenn ich mich zu dem Schritt gezwungen sehen sollte, dann müßten Sie sich das selbst zuschreiben. Aber ich hoffe in Ihrem eigenen Interesse, daß Sie es nicht so weit kommen lassen."

„Fürchten Sie nichts, Herr Chef, — ich gehe so. Dazu steht mir die Firma denn doch zu hoch, als daß ich sie in das Gerede der Welt bringen will, — und die Blamage möchte ich nicht nur mir, sondern auch Ihnen ersparen. — Man wird schon genug darüber reden, daß Sie mich fortschickten."

„Das lassen Sie, bitte, meine Sache sein. Ich werde die Gründe Ihres Austritts schon zu erklären wissen, selbstverständlich, ohne daß dadurch der leiseste Makel auf Ihre Ehrenhaftigkeit fällt."

Apfelbaum lachte bitter auf: „Auf m e i n e Ehre, Herr Chef? Mir wird man keinen Vorwurf daraus machen, daß ichnicht mehr hier bin, mir nicht. Und nun kann ich wohl gehen."

Und ohne Harald noch eines Blickes oder einer Verabschiedung zu würdigen, ging er, sich stolz aufrichtend, zur Tür hinaus. Er brauchte es ja nicht zu zeigen, wie er innerlich gebrochen war.

In der größten Erregung blieb Harald zurück, und jetzt erst wurde ihm klar, was er getan hatte.

Was würde sein Vater sagen?

Er sah es voraus, daß der Apfelbaum für die plötzliche Entlassung eine glänzende Genugtuung geben würde, ja, es war sogar nicht ausgeschlossen, daß er später darauf bestehen würde, ihn wieder zurückzuholen. Dann waren schwere Konflikte zwischen ihm und seinem Vater unvermeidlich, dann mußte er ebenso wie damals bei der Entlassung von Peters den Vater vor die Alternative stellen: entweder bleibe ich, oder du nimmst den anderen — beides zusammen ist unmöglich.

Das alles beschäftigte und beunruhigte ihn viel

mehr, als die Frage, was der Vater dazu sagen würde, daß er die Bürgschaft übernommen hatte. Gewiß, wenn er dieselbe bezahlen mußte, hatte er das ihm zur Verfügung stehende Kapital weit überschritten und der Firma einen bedeutenden Verlust zugefügt. Aber wie hatte der Vater doch damals gesagt, als er dem Leutnant half: Einem Freunde, der in Not ist, kann man jede Summe opfern, nur einem Spieler nichts. Und Langen war sein Freund, ja, noch viel mehr, er war sein Kamerad, Offizier wie er, da war es ganz selbstverständlich, daß er half. Außerdem war ja an einen Verlust garnicht zu denken, denn lange, ehe der Konsul zurückkam, war der größte Teil der Schuld schon zurückgezahlt, und wenn der Vater dann etwas von der Sache erfuhr, würde er ihn nur loben, daß er einer angesehenen, schwer bedrängten Firma beigestanden hatte. — Weil er das h o f f t e, wurde es ihm sehr schnell zur Gewißheit, und wenn er vorübergehend doch daran gedacht hatte, die Einwilligung seines Vaters noch telegraphisch einzuholen, so gab er diesen Plan definitiv auf, umsomehr, als sich die Seinen gerade in diesen Tagen auf einer Seereise befanden und ein Telegramm sie erst auf vielen Umwegen erreicht hätte. Und der Freund brauchte ja schon morgen das Geld.

Auch darüber, daß er Apfelbaum nicht einen Einblick in die ihm von Langen vorgelegten Papiere gegeben und dadurch vielleicht doch in Güte seine Zustimmung gefunden hätte, beruhigte er sich schnell. Genützt hätte es ja doch nichts. Apfelbaum war viel zu ängstlich und viel zu mißtrauisch, um Vernunftgründen zugänglich zu sein. Der witterte für die eigene Firma überall eine Gefahr, und der beste Beweis, daß er nicht zu überzeugen gewesen wäre, bestand ja darin, daß er trotz des Ehrenworts, das der Andere als Offizier gegeben hatte, eine Gefahr für nicht ausgeschlossen hielt.

Aber schließlich traten alle anderen Gedanken hinter dem stolzen Gefühl zurück, jetzt doch noch als Ehrenmann dazustehen. Für wenige Minuten hatte er während der Unterredung mit Apfelbaum wirklich gezittert. Er wagte auch jetzt garnicht, sich auszumalen, was geschehen wäre, wenn er dem Freunde hätte mitteilen müssen: ich kann mein Wort nicht einlösen. Der als Kaufmann hätte die besonderen, mitwirkenden Umstände begriffen und vielleicht ihm weiter keine Vorwürfe gemacht, aber im stillen hätte er ihn doch verurteilt, ebenso wie auch Harald vor seinem eigenen Gewissen fortan keine Ruhe mehr gefunden hätte. Nein, Gottseidank, das Schlimmste war abgewendet, seine Ehre war rein und makellos

geblieben, und dem gegenüber durfte Apfelbaums Entlassung garnicht ins Gewicht fallen.

Jetzt erst fiel ihm ein, daß er seinem Kontorpersonal von dem Geschehenen Kenntnis geben müsse; und als er es tat, schien er die erstaunten Gesichter garnicht zu bemerken, die die Angestellten machten, als er davon sprach, daß Apfelbaum infolge „freundlicher Übereinkunft" seinen Posten niedergelegt habe. Zuerst hatte er der Wahrheit gemäß zugeben wollen, daß Differenzen beständen, die ein ferneres geschäftliches Zusammenarbeiten unmöglich machten, aber schließlich, was ging es die Anderen an, warum er seinen Prokuristen fortschickte?

Er gab einige kurze Anweisungen und ging dann in den Ratskeller, wo ihn der junge Langen bereits erwartete.

Schon aus Eitelkeit ließ er sich den Ärger, den er eben gehabt hatte, in keiner Weise merken, und um garnicht mehr an Apfelbaums unerhörtes Benehmen denken zu müssen, zwang er sich zu einer Heiterkeit, bei der er bald wirklich alles vergaß, was vorgefallen war.

Und aus der künstlichen Heiterkeit ward unter der Einwirkung des Champagners bald eine natürliche. Er wurde lustig und guter Dinge, er lachte und scherzte, und wer ihn so sah, wäre nie darauf

gekommen, daß er sich noch vor einer Stunde sogar mit Todesgedanken getragen hatte. Denn nach seiner Auffassung wäre ihm garnichts anderes übrig geblieben, als die Kugel, wenn er das dem Freunde gegebene Wort nicht hätte halten können. Daß er noch lebte, verdankte er nur sich selbst, seiner Energie und seinem Schneid, mit dem er gegen Apfelbaum vorgegangen war. Nicht jeder hätte es gewagt, gegen einen älteren Angestellten so vorzugehen. Ja, ja — Schneid muß man eben haben, ohne den geht es nicht, und wo lernt man den anders als beim Militär?

„Na, Prosit, Langen, — die Soldatenzeit soll leben! Und nun tun Sie mir den einzigen Gefallen und machen Sie endlich einmal wieder ein vergnügtes Gesicht. Was fehlt Ihnen denn eigentlich noch? Sie haben morgen die Dukaten in der Tasche — und um die Klippe, an der Sie zu zerschellen drohten, fahren Sie stolz mit vollen Segeln herum. Mehr können Sie doch nicht verlangen; na, trinken wir 'mal."

Harald leerte sein Glas auf einen Zug, aber der Andere nippte kaum an dem Weine. „Was Sie da sagen, ist alles sehr wahr und richtig, und ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu wiederholen, wie dankbar ich Ihnen bin. — Aber auf der anderen

Seite werden Sie es mir auch nachfühlen, wie schwer mir die Reise zu Ihnen geworden ist."

„Das ist beinahe eine Beleidigung," rief Harald halb scherzend, aber doch auch halb ernsthaft.

„Aber Ahrens, Sie wissen doch, wie es gemeint ist. Und daß es mir mehr als peinlich war, und auch jetzt noch ist, die Hülfe von Ihnen erbitten zu müssen, das wird Ihnen doch auch klar sein."

„Aber Langen, nun nehme ich Ihnen Ihre Worte wirklich bald übel," rief Harald, der den Sinn der Bemerkungen ganz falsch verstand.

Der Andere sah ihn ganz erstaunt an: „Ich verstehe Sie nicht, oder doch — jetzt glaube ich Ihren Gedankengang zu erraten. Daß ich Sie wiedersehe, freut mich natürlich sehr, doch die Veranlassung dazu drückt mich nieder."

„Lieber Freund, wer das Geld hat, ist unter Kameraden doch ganz egal," rief Harald, von neuem das Glas erhebend.

Auch Langen nahm sein Glas zur Hand, aber er setzte es gleich wieder nieder: „Seien Sie nicht böse, aber ich möchte lieber nicht trinken, — mein armer Schädel brummt mir sowieso schon genug, und ich muß morgen einen verdammt klaren Kopf im Kontor haben."

In halb ernster, halb komischer Verzweiflung

rang Harald die Hände: „Um Gotteswillen, nun spricht der Mann mittags um zwölf Uhr bei Sekt und Austern von Kontor! Aber Langen, was ist aus Ihnen geworden! Noch vor einem Jahr waren Sie ein Windhund mit Eichenlaub und Schwertern. Wissen Sie noch, die Nacht, die wir in Berlin zusammen durchbummelten, als wir uns zufällig im Metropol-Theater getroffen hatten? Erinnern Sie sich noch der kleinen Ellen, die ich mir damals angebändigt hatte, und die uns hinterher im Chambre separé sogenannte australische Nationaltänze vorführte? Denken Sie sich, die lebt immer noch. Von Zeit zu Zeit gibt sie mir davon einen Beweis und pumpt mich um einen Hundertmarkschein an. Und wissen Sie, wie sie dann ihre Briefe stets unterzeichnet? Immer nur mit den Worten: Deine treue Ellen. Was sagen Sie dazu, Langen, ist das nicht einfach, um sich vor Vergnügen totzuschießen? Ich hätte darauf geschworen, daß sie gar nicht weiß, wie man treu schreibt, aber sie weiß es doch. Na, trinken wir 'mal auf die kleinen Mädel. Die gehen zwar verflucht in dem Gelde, wie der Berliner sagt, aber süß sind sie trotz alledem."

Doch auch jetzt ging der Andere nicht auf seinen Ton ein, ihn beschäftigten die Gedanken um das Schicksal seiner Firma viel mehr als die Erinnerung an jene leichtsinnige Nacht.

Harald konnte sich die größte Mühe geben, es kam keine lustige Stimmung auf. So wurde denn auch er schließlich schweigsam und war froh, als es Zeit wurde, den Gast zur Bahn zu bringen.

Donnerwetter, da war es doch damals mit Blomberg anders gewesen. Zuerst blies der ja auch Trübsal, aber dann hinterher, wie er da aus sich herausgegangen. Na überhaupt — so'n Leutnant — da steckt doch eine ganz andere Lebenskraft drin, als in einem Kaufmann! Er selbst hatte sich seine Frische und seinen Humor ja trotz der Arbeit zu erhalten gewußt, aber der gute Langen? Da sah man es 'mal wieder, was aus dem Menschen wird, wenn er nur im Kontor hockt und ganz im Geschäft aufgeht.

Erst als auf dem Bahnhof der Zug bereits zur Halle hinausgefahren war, bemerkte Harald den Oberst von Burghausen mit seiner Familie, die ebenfalls einem Bekannten das Geleit gegeben hatten.

Noch bevor er sich darüber einig war, ob und unter welchem Vorwand er sich ihnen nähern und sie ansprechen könne, hatte der Oberst ihn schon gesehen und trat auf ihn zu, um sich nach seinen Eltern zu erkundigen.

Dann begrüßte Harald auch die Damen.

„Man sieht Sie ja überhaupt nicht mehr?"

fragte der Oberst, „wo stecken Sie denn den ganzen Tag?"

„Es ist rasend viel im Geschäft zu tun, und gerade jetzt, wo der Vater auf Reisen ist, und die ganze Verantwortung auf meinen Schultern allein ruht, ist es wirklich nicht so leicht."

Harald machte sich absichtlich interessant, er kokettierte mit seiner Arbeit, und er glaubte zu bemerken, daß Mary ihn mit Bewunderung anblickte. Man ging zusammen auf die Straße, um sich dort von einander zu verabschieden.

Die Frau Oberst reichte ihm die Hand: „Wenn Sie Ihren Eltern schreiben, grüßen Sie, bitte, herzlichst, und wenn Sie des Abends in Ihrer Einsamkeit nichts Besseres vorhaben, dann kommen Sie doch einmal zu uns, wir würden uns sehr freuen."

Gewiß war das ernsthaft gemeint, aber es war trotzdem dennoch hauptsächlich eine gesellschaftliche Redensart. Unter anderen Umständen hätte Harald das auch herausgehört, aber die Freude, Mary nach langer Zeit endlich wiederzusehen, und der genossene Champagner wirkten zusammen, um von diesen Worten ganz elektrisiert zu werden.

„Aber gnädige Frau, Sie wissen gar nicht, wie dankbar ich Ihnen bin. Ich komme mit tausend Freuden, und wenn Sie vielleicht die Güte hätten, mir einen Tag zu nennen, an dem ich nicht störe —"

Das hatte die Frau Oberst denn doch nicht erwartet, daß er ihre Worte mit solchem Feuereifer aufnehmen würde, und so sagte sie denn jetzt ausweichend: „Sie finden uns eigentlich fast jeden Abend zu Haus."

„Paßt es Ihnen da vielleicht, wenn ich morgen zu Ihnen komme?"

Die Kommandeuse tauschte mit Mary und ihrem Mann einen schnellen Blick, und als der Oberst leider nicht abwinkte, sagte sie: „Das wird uns eine große Freude sein — also auf Wiedersehen morgen."

Harald strahlte vor Vergnügen, und seine Glückseligkeit hielt den ganzen Tag an. Er dachte gar nicht mehr an Apfelbaum und an den damit verbundenen Ärger, sondern nur noch an Mary. Er hatte sie, seitdem die Eltern fort waren, kaum gesehen; nun würde er endlich einmal wieder mit ihr zusammen sein. Hoffentlich war er der einzige Gast, wenigstens würde man wohl so viel Rücksicht auf ihn nehmen, diesen ekelhaften Adjutanten nicht mit einzuladen. Allerdings, sonst war es vielleicht doch besser, wenn er nicht als einziger Gast erschien. Die Eltern hörten da nicht jedes Wort, das er mit Mary sprach, und je mehr Menschen da waren, umso freier und ungenierter konnte er ihr den Hof

machen. Es wurde wirklich an der Zeit, daß er endlich ans Ziel kam, und in seiner jetzigen Stimmung begriff er gar nicht, warum er sich nicht schon längst gegen sie ausgesprochen hatte.

Eigentlich war es ja ein Unsinn, daß er sich nicht gleich für heute bei ihnen angesagt hatte. Aber er fühlte von dem Champagner doch eine gewisse Müdigkeit, er hätte heute, wie Blomberg das nannte, nicht seinen beau jour gehabt, und wenn er erschien, dann mußte er nicht nur körperlich, sondern auch geistig im hellsten Licht strahlen.

Nein, es war schon so gut, daß er sich für morgen angemeldet hatte. Da konnte er sich ordentlich ausschlafen, dann war er ganz frisch; und morgen würde es ja auch keinen Ärger und keinen Verdruß geben.

Aber es kam doch etwas anders, als er erwartet hatte.

Gerade, als er sich am nächsten Abend mit der Toilette beschäftigte, erschien ganz unerwartet Hugo bei ihm.

Harald stand vor dem großen Spiegel, er hatte sich die Schnurrbartbinde umgelegt und band mit größter Umständlichkeit seine Cravatte.

Er drehte sich gar nicht nach seinem Bruder um, sondern begrüßte ihn durch den Spiegel hindurch:

„Na, Hugo? Läßt du dich auch 'mal wieder sehen? Schade, daß du gerade heute kommst, sonst hätte ich dich natürlich gebeten, bei mir zu essen."

In der freudigen Aufregung, in der er sich befand, vergaß er im Augenblick vollständig, daß er seinen Bruder noch im Auftrage des Bezirkskommandeurs zur Rede zu stellen und ebenso, daß jener neulich so kurzweg seine telefonische Unterhaltung abgeklingelt hatte.

Fast unbeabsichtigt hatte aus Haralds Worten eine leise Ironie herausgeklungen, und Hugo hörte sie wohl, ohne darauf einzugehen.

„Ja, ich lasse mich auch 'mal wieder sehen, leider erst heute, denn ich war in Berlin."

„Gut amüsiert?"

„Ich war in Geschäften dort. Zum Vergnügen fahre ich nicht hin."

„Das eine schließt doch das andere nicht aus. — Herrgott, was seid Ihr alle für Philister! Wie heißt doch des Vaters Lieblingswort: Tages Arbeit, abends Gäste — — das ist auch mein Wahlspruch geworden."

„Wenigstens, soweit es sich um das Vergnügen handelt."

Harald, der endlich mit seiner Cravatte fertig geworden war, wandte sich jetzt seinem Bruder zu:

„Du scheinst mir ja in einer angenehmen Stimmung aus Berlin zurückgekommen zu sein."

„Allerdings, sehr erfreulich war die Sache nicht. Und dadurch, daß ich hier eine Nachricht vorfand, die so unerhört und so unglaublich ist — — Wenn es wirklich wahr ist — und es ist leider wahr — dann gibt es dafür überhaupt keine Worte —"

„Na, na, es wird schon nicht so schlimm sein. Beruhig' dich nur. Was gibt es denn?"

Hugo sah seinen Bruder fest an und sagte: „Du hast Apfelbaum entlassen? Ja, noch mehr — du hast ihm mit der Polizei gedroht, weil er im Interesse des Geschäftes auf seinem Posten ausharren wollte."

Für eine Sekunde wurde Harald doch etwas verwirrt, dann gewann er aber seine Festigkeit wieder. „Hat das alte Weib geklatscht? Läuft in der Stadt herum und erzählt brühwarm allen Leuten seine eigene Schande?"

„Entweder bist du betrunken oder verrückt!" fuhr Hugo auf. „Du weißt anscheinend gar nicht, was du sprichst. Es kann doch nur von deiner Schande die Rede sein, — denn du hast dir da ein Heldenstück geleistet, für das du dich hoffentlich schämen wirst, so lange du lebst."

„Bitte, vergiß nicht, daß wir in meiner Wohnung sind. Hier bin ich der Herr!"

Hugo ließ sich nicht beirren: „Ich lasse mich nicht hinauswerfen, und selbst eine Drohung mit der Polizei würde auf mich nicht den leisesten Eindruck machen. Du wirst also schon die Liebenswürdigkeit haben müssen, mich anzuhören. Da möchte ich dir zunächst erklären, daß Apfelbaum kein altes Weib ist, sondern durch und durch ein Ehrenmann, tausendmal mehr als du, obgleich er kein Reserve-Offizier ist. Und er geht auch nicht in der Stadt herum und klatscht, sondern er hat es für seine Pflicht gehalten, mir seinen Austritt anzuzeigen, und mir auch zu erklären, warum er hat gehen müssen."

„Na, dann bist du ja, Gottlob, über alles unterrichtet, und ich kann mir die Mühe sparen, dir erst alles zu erklären. Und das ist mir umso lieber, als ich augenblicklich wirklich keine Zeit habe. Ich will mich auch nicht ärgern, ich bin eingeladen und möchte guter Laune bleiben."

„In d e r Stimmung in Gesellschaft zu gehen, bringst auch nur du fertig."

Harald lachte spöttisch auf: „Meine Stimmung ist die denkbar beste, und ich wüßte auch nicht, warum sie es nicht sein sollte. — Gewiß, Apfelbaum tut mir leid, aber er wird schon einen anderen Posten finden, und selbstverständlich zahle ich ihm auch sein Gehalt weiter. Aber mit ihm zu arbeiten, war auf

die Dauer unmöglich. Der Mann ist ein Kleinigkeitskrämer, der mich beständig zur Verzweiflung brachte. Das hätte ich schließlich ja noch weiter ertragen, aber daß der Mann sich direkt meinen Anordnungen widersetzt, daß er mir, seinem Chef, seine Unterschrift verweigert, das ist eine so bodenlose Unverschämtheit — eine solche Frechheit — ein Zeichen solcher grenzenlosen Dummheit und Borniertheit, daß es dafür überhaupt gar keinen passenden Ausdruck gibt."

„Du verwechselst 'mal wieder die Begriffe. Apfelbaums Verhalten ist über jede Kritik erhaben. Aber dein Benehmen ist unqualifizierbar. Wenn du einen Funken Ehrgefühl im Leibe hast, dann gehst du noch heute abend zu ihm hin, bittest ihn um Verzeihung und führst ihn morgen mit allen Ehren wieder in das Kontor ein."

„Bitte, überlaß die Entscheidung darüber, was ich zu tun habe oder nicht, ganz allein mir. Apfelbaum ist genau so behandelt worden, wie er es verdiente."

„Wenn es eine Gerechtigkeit auf Erden gibt, wirst auch du noch einmal so behandelt werden, wie du es verdienst!" stieß Hugo in der höchsten Erregung hervor. Empörung über die dem pflichtgetreuen Mann zugefügte schmachvolle Kränkung,

Haß und Ekel gegen Harald und sein stolzes, kaltes, herrisches Wesen, stiegen in ihm auf.

„Jawohl," rief er noch einmal, als Harald sich derartige Reden verbat, „es gibt eine Gerechtigkeit auf Erden, und du wirst sie schon noch kennen lernen. — Und du mußt sie auch kennen lernen. Ganz klein mußt du werden — erst wenn die schwerste Strafe, die es überhaupt gibt, über dich hereingebrochen ist, wirst du Vernunft annehmen."

Harald war über die Worte seines Bruders außer sich, eine heftige Entgegnung lag ihm auf der Zunge, da fiel es ihm wieder ein, daß es Hugo am meisten reizte, wenn er selbst bei einem Streit ganz ruhig und gelassen blieb.

So fragte er denn auch jetzt nur: „Bist du bald fertig? Sonst red' nur ruhig weiter — aber entschuldige, wenn ich mich inzwischen anziehe."

Hugo war aufgesprungen und stand seinem Bruder wutschnaubend gegenüber: „Weißt du, was du verdienst? Eins hinter die Ohren!"

Erschrocken wich Harald unwillkürlich einen Schritt zurück, er war totenblaß geworden: „Wage es — mich anzurühren" — keuchte er, — „wage es! Mit dem Revolver schieße ich dich über den Haufen — vergiß nicht, wer ich bin — ich bin Offizier —"

In Todesangst stieß Harald die Worte heraus,

wenn Hugo seine Drohung wahr machte, dann war er verloren, dann war er als Offizier erledigt.

Hugo sah die Angst, die aus Harald sprach, er sah, wie der immer weiter zurücktrat und sich der Kommode näherte, auf der stets ein geladener Revolver lag. Verächtlich lachte er auf:

„Feigling!"

Und als Harald jetzt den Revolver in die Hand nahm, fuhr er ganz ruhig fort: „Laß das Dings da nur liegen, du brauchst dich nicht mehr zu fürchten — ich tu' dir nichts, — nein, wirklich nichts. Du bist doch mein Bruder, das hält mich davon zurück, nicht dein „Leutnant", — im Gegenteil, dem wäre es so wahnsinnig gesund, einmal durchgeprügelt zu werden. — Dann würden dir wohl die Schrullen aus dem Kopf fliegen, dann würde es dir endlich 'mal klar werden, wie weh es tut, wenn man in seiner Ehre gekränkt wird. Und es würde dir wirklich weh tun, Harald." Und die Fäuste von neuem ballend, hielt er diese seinem Bruder vors Gesicht.

„Zurück!" rief Harald, „zurück — oder — weiß Gott — ich schieße dich über den Haufen —"

Je deutlicher Harald seine Angst verriet, desto ruhiger wurde Hugo. „Ich habe dir doch schon gesagt, daß ich dir nichts tue, und es ist eine Eigentümlichkeit von mir, daß ich auch halte, was ich ver-

spreche. Das kann nicht jeder von sich sagen — du auch nicht. Du hast dem Vater versprochen, über eine gewisse Summe nicht eigenmächtig zu verfügen, statt dessen tust du es doch und schickst einen Mann, der sich dagegen auflehnt, zum Teufel. Und stellst dich hier nun noch her und erklärst mit dem Brustton tiefinnerster Überzeugung dich für den Ehrenmann par excellence. Soll ich dir sagen, was du in meinen Augen bist? Willst du es hören, oder soll ich es mit Rücksicht auf die Eltern lieber verschweigen? Wenn der Vater zurückkommt, wird er es dir schon selbst sagen. Ein Glück für dich, daß der Vater krank ist, sonst möchte ich in den nächsten Tagen nicht in deiner Haut stecken, möchte es allerdings auch so nicht."

Als Harald sah, daß sein Bruder wirklich sein Versprechen hielt, als er nicht mehr zu fürchten brauchte, daß der seine Offiziers-Ehre auf das Tödlichste verletzen würde, ließen seine Finger den Revolver wieder los. Aber er behielt noch immer den Bruder scharf im Auge.

„Der Vater ist krank?" Es sollte aufrichtige Teilnahme aus diesen Worten hervorklingen, aber ganz wider Willen verriet er doch eine leise Freude, wenigstens in den nächsten Tagen einer Unterredung mit seinem Vater zu entgeh'n. Mit der Zeit würde

auch der Vater sich darein finden, Apfelbaum nicht mehr im Geschäft an seinem alten Platz zu sehen, und er würde dessen Entlassung später nicht nur milde beurteilen, sondern sie vollständig korrekt und richtig finden.

„Ja, freu' dich nur, Vater ist wirklich krank — gottlob nichts von Bedeutung. Carmen schrieb mir, er ist auf der Hoteltreppe über einen schlecht gelegten Läufer ausgeglitten und hat sich einen Bluterguß ins Knie zugezogen, der ihn wenigstens 14 Tage an das Bett fesselt. Trotzdem würde er natürlich gleich reisen, wenn er Alles wüßte. Das darf er nicht, und deshalb hat mich der Senator noch für heute abend um meinen Besuch gebeten. Wir wollen beraten, in welcher Form wir dem Vater Alles mitteilen, vielleicht verschweigen wir es ihm vorläufig ganz. Ich bin für das Letztere. Oder hast du es gestern schon dem Vater geschrieben, wie es deine Pflicht war, ich glaube, du hast es aus Angst unterlassen, du Held, der du Offizier und Feigling in einer Person bist."

Es klang eine grausame Ironie aus den Worten heraus, und Harald zuckte förmlich, wie unter Peitschenhieben, zusammen, dann aber bäumte sich sein Stolz auf: „Über das, was meine Pflicht ist, entscheide ich ganz allein. Ich habe dem Vater noch nichts mitgeteilt, weil ich das, wenigstens vorläufig,

für überflüssig halte. ich kann anstellen und entlassen, wen ich will, ich bin der Chef."

„Ein schöner Chef!" rief Hugo mit bitterem Hohn, „ein glänzendes Beispiel für die ganze Kaufmannschaft. Mach nur so weiter, mein Junge, nur immer so weiter, dann wird dich bald keiner von den Großkaufleuten mehr grüßen, dann bist du für die erledigt, und dann kannst du dich sehr freuen, denn dann bist du ja nur noch Offizier. Ob aber deine Kameraden dann noch viel von dir wissen wollen, das ist, Gott sei Dank, auch noch sehr die Frage, denn die sind aus einem anderen Holz geschnitten wie du."

Hugo ging, und in der grenzenlosesten Erregung blieb Harald zurück. Die Vorwürfe, die der Bruder ihm machte, waren an ihm abgeprallt, die hatte er gar nicht ernst genommen, er wußte ja allein, was er zu tun hatte. Mochte Hugo reden, was er wollte, was ging das ihn an, das ließ ihn kalt. Aber daß er es gewagt hatte, ihm mit Ohrfeigen zu drohen, ihm, seinem Bruder, vor dem er stramm stehen mußte, wenn sie Beide in Uniform waren, das ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Und seine Wangen brannten, so oft er an die Schmach zurückdachte, mit der Hugo ihn bedroht hatte, als hätte er den Schlag ins Gesicht erhalten.

Er warf einen Blick in den Spiegel und erschrak vor dem Bild, das ihm da entgegentrat. Nur zu deutlich verriet sein Gesicht die Spuren der vorhergegangenen Erregung.

„So kann ich unmöglich zu Burghausens gehen, das ist ganz undenkbar, die Leute bekommen ja einen Schrecken, wenn sie mich sehen, und was soll Mary dann denken? So häßlich wie heute bin ich noch nie gewesen."

Sein erster Gedanke war, noch eine Absage zu schicken, wichtige geschäftliche Gründe vorzuschützen. Das würde ein gutes Licht auf ihn werfen, dann würde Mary, die ja wußte wie sehr er Offizier war, ihn im Stillen bewundern und mit ihrer Anerkennung nicht zurückhalten.

Aber warum sollte sie ihn nicht in seiner Gegenwart loben? Gerade wenn er ihr jetzt so gegenüber trat, wie er war, würde er ihr Mitleid erwecken, wenn er einem geschäftlichen Ärger die Schuld daran gab, daß er so blaß und so still sei. Das würde ihn wahnsinnig interessant machen, umsomehr, da ja Mary von Geschäften naturgemäß nichts verstand. Er würde ihr ausführlich erzählen, wie schwer es ein Kaufmann hätte, wie jede Stunde neue Aufregung und neuen Verdruß brächte. Und dann konnte er von seiner Liebe sprechen. Der Übergang war ja

leicht, er brauchte nur die einsamen Abende in seiner Junggesellen-Wohnung zu schildern, wie immer stärker der Wunsch in ihm wach würde, ein geliebtes Wesen um sich zu haben, das Freude und Schmerz mit ihm teilte, das für seine Sorgen Verständnis hätte, das ihm da half, all das Schwere, das keinem Kaufmann in seinem Berufe erspart bliebe, zu ertragen.

Er würde schon zu reden wissen und anstatt wie vorhin über sein Aussehen zu erschrecken, warf er jetzt einen neuen Blick in den Spiegel und konstatierte mit Freuden, daß er immer noch entsetzlich aussah.

Schnell beendete er seine Toilette und fuhr gleich darauf zu Burghausens. Er fand dort eine kleine Gesellschaft vor, und was Harald gehofft hatte, geschah wirklich. Alle erschraken über seine blasse Gesichtsfarbe und bestürmten ihn mit Fragen, was ihm denn nur fehle.

Auch Mary war voll herzlichster Teilnahme. Sie hatte Harald, ohne sich so recht klar darüber zu sein, ob sie ihn wirklich liebe, doch sehr gern, sein ganzes Wesen, die Art, ihr zu huldigen, die Ausdauer, mit der er um ihre Gunst warb, die Auszeichnung, mit der er sie stets behandelte, das Alles nahm sie sehr für ihn ein. Und wenn sie ihn auch

nicht leidenschaftlich zu lieben glaubte, so hatte sie ihn doch sehr viel lieber als den Adjutanten, mit dem sie, wie Harald es einmal ganz richtig vermutet hatte, nach ihrer Meinung viel zu viel zusammen war, als daß sie in ihm etwas Anderes als einen ständigen Gast des Elternhauses sah.

Jetzt saß sie neben Harald und versuchte ihn aufzuheitern. Er tat ihr aufrichtig leid, denn sie merkte ja, daß er sich zwang, lustig und heiter zu sein, ohne daß es ihm gelang. Und sie sah ja deutlich, wie müde sein Lächeln war, das zuweilen seinen Mund umspielte

Sie ahnte nicht, daß dies Alles Verstellung und Absicht war, daß er sich bemühen mußte, um in ihrer Gegenwart nicht aus der Rolle zu fallen. Je deutlicher sie ihm zeigte, welches Interesse sie an ihm nahm, desto schmerzerfüllter wurden seine Mienen. Die Art, wie er sich anscheinend zusammennahm, wie er mit aller Gewalt versuchte, seine Sorgen nicht zu zeigen, und wie er sie trotzdem doch verriet, das war ein Meisterstück schauspielerischer Verstellung.

Erst als die Tafel aufgehoben wurde, und man in kleinen Gruppen zusammen stand, fand Mary Gelegenheit, eingehender mit ihm zu sprechen: „Ich habe Sie bei Tisch nicht darnach fragen wollen, ich glaubte, es würde ihnen peinlich sein, wenn auch

Andere es hörten. Können Sie mir nicht sagen, was Sie bedrückt?"

Er sah sich um, und als sie merkte, daß er mit ihr allein zu sein wünschte, setzte sie sich mit ihm so weit entfernt von den anderen, daß Niemand ihre Worte hören konnte.

Als sie jetzt allein waren, verwirrte ihn ihre Schönheit noch mehr als vorhin und ließ von neuem den Wunsch in ihm erstarken, sie noch heute zu gewinnen.

So begann er denn zu erzählen, langsam, vorsichtig, sich jedes Wort anscheinend mühsam abringend, gleichsam fast zusammenbrechend unter der Last seiner Sorgen, und doch mit weiser Berechnung bis zu einem gewissen Grade mit seinem Schmerz kokettierend, seinen Beruf scheltend und doch auch wieder dessen Lichtseiten hervorhebend.

„Aber es ist schwer, gnädiges Fräulein, sehr schwer. Und dann die große Verantwortung! Alles muß man allein machen, nirgends findet man Hilfe. Erst gestern habe ich wieder einen Angestellten, der das in ihn gesetzte Vertrauen schmählich täuschte, entlassen müssen, — aber ich fürchte, daß Sie das Alles langweilt. Ich muß überhaupt schon um Verzeihung bitten, daß ich so ausführlich wurde, aber Sie glauben ja gar nicht, wie gut es tut, einmal sein

Herz ausschütten zu können, noch dazu einem Menschen gegenüber, der wirkliches Interesse, wirkliches Verständnis für die Sorgen hat, die uns bedrücken. Es ist nicht leicht, alles allein zu tragen, und wenn ich des abends in meinen vier Wänden sitze, den Kopf voller Sorgen, dann fürchte ich mich wirklich oft vor dem Alleinsein, da sehne ich mich mit allen Fasern meines Herzens — nach — "

Sie erriet, was er sagen — worauf er mit seinen Worten hinaus wollte. Aber wenn es überhaupt dahin kam, daß sie ihm erlaubte, ihr seine Liebe zu gesteh'n, hier, jetzt in diesem Augenblick, durfte es nicht geschehen. So unterbrach sie ihn schnell und fragte so unbefangen wie nur möglich — „Aber Sie haben doch Ihren Bruder Hugo, der wird Ihnen raten und helfen, man hat mir einmal erzählt, er wäre ein ausgezeichneter Geschäftsmann."

Ihm stieg das Blut in die Wangen, als er jetzt nur den Namen Hugo hörte, er zitterte und bebte noch jetzt vor Wut, wenn er an die Szene von vorhin dachte. Mary sah den Eindruck, den ihr Einwurf in ihm hervorrief, und sie deutete es dahin, daß ihn die gewaltsame Art, mit der sie ihn unterbrochen hatte, so erregte. Das bewies ihr nicht nur, wie er sie liebte, sondern die Veränderung, die plötzlich mit ihm vorging, fand einen Widerhall in ihr selbst und

zeigte ihr nur zu deutlich, daß er ihrem Herzen viel näher stand, als sie bisher geglaubt hatte. Endlich hatte er sich wieder gefaßt, und eine unendliche Geringschätzung sprach aus seinen Worten, als er sagte: „Du großer Gott, ja, gewiß. Mein Bruder mag ein ganz tüchtiger Geschäftsmann sein, aber doch auch nur in seiner Branche, und von unserem Holzgeschäft versteht er nicht mehr, als für die Beurteilung seiner Weinkisten nötig ist. Aber davon ganz abgesehen, Hugo ist ein Philister und Duckmäuser, ein unausstehlich langweiliger Peter."

„Sie sollten nicht so sprechen, er ist doch Ihr Bruder."

„Dem Namen nach ja, aber sonst? Und wenn eine Entfremdung zwischen uns besteht, so ist dies wirklich nicht meine Schuld."

Er wollte ihr gefallen, er wollte ihr Mitleid so weit erregen, daß aus diesem mit einem Mal jene göttliche Liebe entstände, die nicht an sich selbst denkt, die nur den Wunsch hat, für den anderen zu leben, ihm zu helfen und ihn zu trösten.

Harald wollte siegen, um das zu erreichen, mußte er aber so groß dastehen, daß die anderen daneben verschwanden. Wollte er selbst hell leuchten, dann mußte er den Hintergrund von dem er sich abhob, möglichst verdunkeln. Von diesem Gesichts-

punkt aus schilderte er Hugo und den entsetzlichen Ärger, den er beständig im Geschäft hatte.

Harald sprach lang und ausführlich, und daß in der ganzen Zeit ihn Niemand in dem Gespräch mit Mary störte, geschah nicht ohne Grund. Alle wußten wie elend er sich fühlte, und daß er am Liebsten möglichst bald wieder gegangen wäre. Man sah ja, wie er sich lediglich der gesellschaftlichen Formen halber zwang, noch zu bleiben, und da war es ganz natürlich, daß er lieber mit Mary allein plauderte, als daß er sich an einer allgemeinen Unterhaltung beteiligte. So ließ man die Beiden denn ungestört.

Mary hatte voller Aufmerksamkeit zugehört; alles, was er sagte, interessierte sie schon deshalb, weil es ihr einen Einblick in ihr ganz fremde Verhältnisse gab, abgesehen davon, daß es sich doch gerade um Harald handelte.

Aber die Teilnahme für ihn schwand dahin, je länger er sprach. Sie wußte nicht, woran das lag, sie schalt sich kalt und herzlos, sie wollte sich zwingen, Mitleid für ihn zu empfinden, sie wollte ihm, während er erzählte, von Zeit zu Zeit ein freundliches, tröstendes Wort zurufen, aber sie konnte es nicht. Und plötzlich glaubte sie, deutlich zu fühlen, wie mit einmal eine Schranke zwischen ihnen errich-

tet wurde, eine Entfremdung, kalt wie Eis, so daß ihr Herz förmlich vor körperlichem Schmerz brannte. Mit großen, entsetzten Augen sah sie ihn an, als er endlich schwieg. War das wirklich derselbe Harald, den sie zu lieben geglaubt hatte, dieser Harald, der, um ihr zu gefallen, wie sie es deutlich gemerkt hatte, absichtlich an keinem anderen, ja nicht einmal an seinem eigenen Bruder, ein gutes Haar ließ, dessen Egoismus aus jedem seiner Worte nur zu deutlich heraussprach?

Ihm entging der Ausdruck ihres Gesichtes nicht. Was aber Entsetzen war, hielt er für grenzenloses Erbarmen und eine freudige Hoffnung berauschte ihn.

Mit leidenschaftlichen Augen sah er sie an: „Begreifen Sie jetzt, wie ich mich nach einem Menschen sehne, der mich ebenso mit ganzer Seele liebt, wie ich ihn!"

„Aber Sie haben doch Ihren Vater — —" Sie wußte keinen anderen Ausweg um ein Geständnis seiner Liebe, die sie niemals erwidern würde, zu verhindern. Alles was sie für ihn empfunden hatte, war in dem Augenblick erstorben, als sie seine wahre Natur erkannte, die nur noch aus Egoismus und Eitelkeit bestand. Sie kannte ihn zu lange, um nicht zu wissen, daß er früher ein ganz anderer gewesen war, Wenn sein Stolz darauf, Leutnant

zu sein, auch Manches erklärte, so war das doch nie und nimmer eine genügende Entschuldigung für die Umwandlung seines Charakters,

Er gab sich gar nicht die Mühe, seinen Ärger und seinen Verdruß über ihren neuen Einwand zu verbergen. Verstand sie ihn wirklich nicht, oder wollte sie ihn nur nicht verstehen? Nein, sie wußte ganz genau, daß er sie liebte, und auch sie hatte ja ihre Zuneigung deutlich für ihn bewiesen. Vielleicht hielt sie nur Ort und Stunde für ein offenes Bekenntnis schlecht gewählt. Und noch eine Möglichkeit war vorhanden — — sie war vielleicht doch noch nicht so ganz davon überzeugt, daß er wirklich ganz allein da stand? Sie mochte annehmen, daß er alle Sorgen nur vorschützte, um sie zu gewinnen. So stark er auch schon aufgetragen hatte, er mußte noch stärkere Farben gebrauchen.

So sagte er denn: „Sie kennen ja meinen Vater, gnädiges Fräulein, ein Ehrenmann durch und durch, und ein Mensch, den jeder bewundern muß. Aber er ist groß geworden in der Anschauung einer vergangenen Zeit und daher vielfach ohne Verständnis für die Anforderungen der Gegenwart. Ich erfahre es ja täglich an mir selbst. Sie wissen, wie ich den Wunsch hatte, aktiv zu werden. Nicht nur, daß ich darauf verzichten muß, man erlaubt mir

kaum noch, Leutnant der Reserve zu sein. Kein Tag vergeht, an dm er mir nicht deswegen Vorwürfe macht, ich wage kaum noch, davon zu sprechen, denn das Wort „Leutnant der Reserve" ist für ihn gewissermaßen das rote Tuch, das ihn immer wieder von Neuem reizt. Und meine Mutter denkt ähnlich. Der beste Beweis dafür ist, daß sie Hugo gar nicht mehr zuredet, sich ebenfalls wählen zu lassen. Auch da habe ich Niemand, der mich unterstützt, und schon um meiner selbst willen muß ich darauf halten, daß mein Bruder sich bald zur Wahl stellt. Sie sehen: ich stehe wirklich ganz allein da, sogar in meiner Familie hat niemand auch nur das geringste Interesse, das leiseste Verständnis für mich.

„Durch Ihre Schuld, nur ganz allein durch Ihre eigene Schuld!" wollte sie ihm zurufen, aber sie schwieg. — Was ging es sie an? Er hatte sie ja nicht um ihr Urteil gebeten, und sie war froh, daß er es nicht getan. Sie wußte, er hatte sie auf seine Art geliebt und liebte sie vielleicht auch jetzt noch, da hätte es ihr doch leid getan, ihm wehe tun zu müssen. Denn die Wahrheit hätte sie ihm gesagt, das war sie ihm, aber auch sich selbst schuldig. Sie durfte ihn nicht im Unklaren darüber lassen, daß Alles, was sie für ihn empfunden hatte, mit einmal dahin war, ganz allein durch seine Schuld.

Sie sah, daß er eine Antwort von Ihr erwartete, seine Augen bohrten sich förmlich in sie hinein, und seine Hände zitterten in nervöser Erregung. So sagte sie denn endlich:

„Ich glaube, Sie sehen zu schwarz. Ein jeder Beruf bringt ja seinen Ärger und seinen Verdruß mit sich. Aber es werden auch schon wieder bessere Tage kommen, und wenn Ihr Vater erst zurück ist, haben Sie ja an dem im Geschäft eine starke Hilfe."

Er war womöglich noch blasser geworden, und krampfhaft umklammerte er mit beiden Händen die Lehne des Sessels, in dem er ihr gegenüber saß.

„Und ist das Alles, was Sie mir als Antwort geben — sonst nichts? Nicht einmal eine Hoffnung?"

Er tat ihr wirklich aufrichtig leid, wie er ganz gebrochen dasaß und sie mit verzweifelten Blicken ansah. Vielleicht ruhte doch ein guter Kern in ihm, vielleicht konnte doch noch ein Anderer aus ihm werden. Aber trotz alledem, sie liebte ihn nicht mehr, er war ihr fremd geworden. Wie konnte er, lediglich weil er Offizier war, sich mit seinem Bruder, mit seinen Eltern entzweien, wie konnte er nur deshalb so eitel und egoistisch werden? —

Sie schüttelte den Kopf: Nein auch keine Hoff-

nung, sagte sie mit leiser Stimme, und ehe er sie mit einem Wort zurückhalten konnte, war sie aufgestanden, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als ihr zu folgen und zu den anderen zu treten.

Niemand hielt ihn zurück, als er um Erlaubnis bat, sich verabschieden zu dürfen. Man sah es ihm ja deutlich an, daß er sich kaum noch aufrecht erhalten konnte.

Er wußte selbst nicht, wie er nach Hause kam, er taumelte wie ein Trunkener und mit blöden Augen las er die Zeilen, die er zu Hause von Hugo vorfand, und in denen dieser mitteilte, daß man dem Vater vorläufig keine Mitteilung von Apfelbaums Entlassung machen wollte. Was interessierte ihn das im Augenblick, er hatte Mary für immer verloren, und als er sich endlich niederlegte, warf er sich ruhelos in den Kissen hin und her.

Unterdeß saß Hugo an seinem Schreibtisch und sandte einen langen Brief an Carmen. Er erzählte, was vorgefallen und bat sie, es der Mutter zu sagen und sie zugleich zu bitten, dem Vater nichts davon mitzuteilen. Je später der die Wahrheit erfuhr, umso besser: „vielleicht nimmt Harald inzwischen doch noch irgendwie Vernunft an und ruft Apfelbaum zurück. Was der Senator und ich dazu tun können, soll geschehen. Harald und ich haben

uns zwar heute nicht gerade als die besten Freunde getrennt, aber das darf mich nicht abhalten, schon des Vaters wegen alles zu tun, was in meinen Kräften steht.

„Ja ja, der Leutnant der Reserve, das ist eine gar eigenartige Pflanze, die da in unserem deutschen Vaterlande wächst. Geradezu unentbehrlich für den Krieg, von der eminentesten Wichtigkeit für den Fall einer Mobilmachung, eine Institution, die wir so dringend nötig brauchen, daß wir sie schaffen müßten, wenn wir sie noch nicht hätten, treibt sie im Frieden nur zu oft solche Auswüchse wie Harald. Und wenn ich ihn auch mit keinem Wort entschuldige, so darf man ihn doch nicht zum Tode verurteilen. Er ist ein Kind seiner Zeit, ein Opfer der weit verbreiteten Ansicht, daß es tausendmal wichtiger sei, Leutnant der Reserve als sonst etwas zu sein. So lange der Glaube noch besteht, wird es immer Leute wie Harald geben, obgleich sie natürlich Ausnahmen bilden, aber doch nicht so seltene, wie man annimmt.

„Und nun noch eine andere Sache, die dich als meine zukünftige kleine Frau gewiß auch interessiert. Erinnerst du dich, daß ich dir an dem Abend, als wir uns verlobten, davon sprach, daß ich mich um eine bedeutende Lieferung für unsere Truppen in den Kolonien bewarb? Ich hatte die besten Aus-

sichten, daß meine Offerte angenommen wurde, zweimal war ich deswegen in Berlin und erst gestern habe ich dort erfahren, daß mir ein anderer vorgezogen ist. Die Lieferung ist einem Berliner Geschäft übertrage, dessen Chef Reserveoffizier bei einem vornehmen Regiment ist. Das mag ein Zufall sein, gewiß, und ich gebe mir auch die größte Mühe, mir klar zu machen, daß es wirklich nur ein Zufall ist, denn ich kann mir doch nicht denken, daß die Behörden sich wirklich von solchen Kleinigkeiten leiten lassen. Denn die Ware ist doch die Hauptsache, nicht die Frage, ob der Lieferant Leutnant der Reserve ist oder nicht. Hätte ich nicht gedient, oder hätte man mich wenigstens nicht immer damit gequält, mich doch endlich zur Wahl zu stellen, dann würde ich über die ganze Sache kein Wort verlieren, denn daß sich im letzten Augenblick ein anscheinend ganz sicheres Geschäft doch noch zerschlägt, kommt ja tausendmal vor. Aber so gibt es mir doch zu denken, umsomehr, als die bevorzugte Firma zwar streng reell ist, aber doch nicht annähernd den Ruf und das Ansehen genießt wie die meinige.

„Und noch eins kam hinzu, mich in Berlin traurig zu stimmen. Ich habe dir einmal von einem Freund erzählt, den ich in Köln auf einer Reise traf und der früher bei einem großen Bankhaus angestellt

war. In Berlin traf ich ihn wieder. Er ist tatsächlich daran, daß er durch die Chikanen seines Hauptmanns nicht Offizier wurde, zu Grunde gegangen. Demütigungen aller Art haben ihm seine Energie geraubt und anstatt zu sagen: nun will ich Euch erst recht beweisen, wer und was ich bin, ist er im Kampf mit dem Schicksal unterlegen. Ich würde ihn zu mir nehmen und ihm bei mir einen Posten geben, aber er hat jeden ernsten Willen zur Arbeit verloren. Er trinkt, und was er am Tag verdient, wird in der Nacht verbummelt. Wie er sagt: um sich darüber hinwegzutäuschen, daß ihm jetzt von rohen und herzlosen Menschen, die er als Agent einer Versicherungsgesellschaft besuchen muß, nur zu oft die Tür gewiesen wird.

„Wie Harald, so ist auch er, wenn auch in ganz anderer Art, ein Opfer des Reserve-Offizierstandes, oder besser gesagt der weitverbreiteten Anschauung, daß in der heutigen Zeit für einen „anständigen" Menschen die Worte „Leutnant d. R." auf der Visitenkarte kaum noch entbehrlich sind.

XII.

Harald kam aus dem Ärger und Verdruß gar nicht mehr heraus, und ob er wollte oder nicht, er mußte schließlich doch einsehen, daß er eine große Dummheit gemacht hatte, als er Apfelbaum fortschickte. Immer wieder sagte er sich dann, daß es nicht anders gegangen wäre, daß er keinen anderen Ausweg gehabt hätte, wenn er auch fernerhin als Offizier rein und makellos dastehen wollte. Aber trotzdem bereute er doch manchmal, was er getan. Apfelbaum fehlte im Geschäft an allen Ecken und Kanten; er hatte doch Recht gehabt, als er damals sagte, daß der erste Prokurist einer großen Weltfirma nicht plötzlich die Feder niederlegen und aus dem Kontor hinausgehen könne, als wäre er nie dagewesen. Das merkte Harald am Besten an den ewigen Anfragen, mit denen er bestürmt wurde, er sollte Auskunft geben über Dinge, von denen er gar nichts wußte. Das war natürlich nur seine Schuld, weil er sich nicht genügend um alles geküm-

mert hatte, aber nach seiner Meinung lag das alles nur an Apfelbaum. Der hatte viel zu selbständig gearbeitet und es nicht der Mühe wert gehalten. seinen Chef in alles einzuweihen. In solchen Momenten betrachtete es Harald doch wieder als ein großes Glück, daß er den Mut gehabt hatte, einen Mann zu entlassen, der sich gar nicht mehr als Angestellter, sondern fast als Herr gefühlt zu haben schien.

Aber Apfelbaum fehlte, obgleich sein Nachfolger ein äußerst tüchtiger Mensch war, der kaum aus dem Kontor herauskam, um sich in alles hineinzuarbeiten. Bis das geschehen war, mußte es eben gehen, wie es ging, er konnte unmöglich alles allein machen. Damit entschuldigte er sich vor sich selbst, wenn ihm die Arbeit über den Kopf wuchs, und er sich mit einem „ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr" auf seine Chaiselongue legte, nur um vom Geschäft nichts mehr zu hören und zu sehen. In den ersten Tagen, nachdem ihm Mary jede Hoffnung geraubt hatte, war er von der Chaiselongue überhaupt nicht mehr heruntergekommen. Er hatte den stengen Befehl gegeben, ihn nicht zu stören, und stundenlang lag er da und brütete vor sich hin. Er hatte Mary wirklich und aufrichtig geliebt, soweit er dieser Leidenschaft überhaupt fähig war, und daß sie ihn

nicht erhört, war für ihn ein Schlag gewesen, den er nach seiner Meinung nie überwinden würde. Wie ausführlich hatte er ihr nicht seine Doppelstellung als Kaufmann und als Leutnant der Reserve geschildert, und daß sie ihn trotzdem, wenn auch nicht aus innigster Zuneigung, so doch wenigstens aus einem wahren Gefühl des Mitleids heraus, nicht wieder liebte, das begriff er einfach nicht. Oder sollte auch Mary gar nicht wissen, was es denn heißt, Leutnant der Reserve zu sein? Zuerst hielt er das bei ihr für ganz ausgeschlossen, aber der Gedanke kam doch immer wieder, bis er sich schließlich zu der Erkenntnis durchgerungen hatte, ja, das ist es, sie urteilt da genau wie der Vater und Hugo! Von der Minute an hatte er jeden Schmerz vergessen, und es dauerte nur noch ein paar Tage, da war er sogar froh darüber, daß Mary ihm keine Hoffnung gemacht hatte. In dem Elternhaus hatte er ja zur Genüge kennen gelernt, wohin die Meinungsverschiedenheiten über seine militärische Stellung führten, und wenn sich solche Szenen nun auch in seinem eigenen Hause abspielten, wenn Mary sich vielleicht auf Seite seine Eltern gestellt hätte? Nein, da war es schon besser so.

Als er am ersten Mittag nach dem im Hause des Kommandeurs verlebten Abend auf der Börse

erschien, hatte er noch ganz unter der Einwirkung der gestrigen Szene gestanden, und das war in vieler Hinsicht sein Glück. Alle sahen, wie bleich und erregt er war. Da man den wahren Grund nicht wußte, schlossen sie daraus, daß er es doch bereue, Apfelbaum entlassen zu haben. Natürlich hatte die Nachricht von Apfelbaums Entlassung großes Aufsehen gemacht, und es waren harte Worte gegen Harald gefallen.

Aber der alte Senator wirkte, wenn auch nur aus Freundschaft zu dem Konsul, auch jetzt wieder vermittelnd, und als er Harald ganz geknickt allein dastehen sah, trat er auf ihn zu und richtete ein paar freundliche Worte an ihn, allerdings ganz gegen seine Überzeugung, nur von dem Wunsch geleitet, die anderen Herren nicht noch mehr gegen Harald aufzubringen.

Aber schon in den nächsten Tagen trug Harald ein ganz anderes Gesicht zur Schau, und das wurde umso stolzer, je mehr ihm Apfelbaum fehlte. Er wäre eher gestorben, als daß er das den anderen gezeigt hätte. Mehr oder weniger waren die ja doch Krämerseelen, die auf der Börse handelten und feilschten, als ginge es um ihr Seelenheil, oder es waren alte Weiber, die nur erschienen, um Bekannte zu treffen und den neuesten Börsenwitz zu hören.

Vor denen sollte er zugeben, daß er seinen Prokuristen entbehrte? Nie und nimmer. Er war es sich selbst schuldig, zu schweigen. Wenn er erst seine Stiftung gemacht hatte, dann würden sie ja sehen, was der Kaufmannstand an ihm hatte, und sie würden sich fragen, wie es möglich sei, daß sie nicht selbst auf einen solchen Gedanken gekommen wären.

Der Tag der Denkmalsenthüllung stand unmittelbar bevor; nur noch eine Woche, dann erschien Seine Majestät, und überall traf man schon Vorbereitungen zum Empfang des hohen Gastes. Die Häuser wurden mit Guirlanden geschmückt, Triumphbogen wuchsen aus der Erde, und eine frohe, erwartungsvolle Spannung lagerte in der Luft.

Harald dachte überhaupt nur noch an diesen Tag, und wenn ihn vorübergehend doch etwas anderes beschäftigte, so waren es die Briefe seines Vaters, die jetzt täglich eintrafen:

„Du darfst mir das nicht übelnehmen, mein Sohn," schrieb er einmal, „daß ich jetzt so häufig von Dir Auskunft erbitte, und ich betone ausdrücklich, daß das absolut keinem Mangel an Vertrauen zu Dir und Deiner Geschäftsführung entspringt. Aber ich liege nun bald drei Wochen mit diesem verdammten Bein, das macht mich kribbelig und nervös. Da-

zu kommt noch eins: früher sagte ich mir, Du kannst jeden Tag zurückkehren, wann du willst, und da ich es konnte, hatte ich wohl zuweilen den Wunsch, aber nicht die Sehnsucht, die mich jetzt manchmal befällt. Jetzt muß ich mir sagen, selbst wenn Harald dich dringend braucht, könntest du nicht gleich zu ihm fahren, und das macht mich natürlich erst recht ungeduldig." Und dann kamen zahllose Fragen nach dem Geschäft, nach allen Angestellten, und vor allen Dingen nach Apfelbaum, „dieser alten, treuen Seele, die vor lauter Arbeit keine Zeit findet, mir einmal privatim zu schreiben."

Es war nicht leicht, diese Briefe zu beantworten und dann von Apfelbaum stets mit einigen kurzen Worten zu berichten, als säße der noch immer im Kontor nebenan. Aber so schwer es ihm auch wurde, immer zu lügen, eins wurde ihm noch viel schwerer, dem Vater nichts von der Stiftung zu erzählen, die er für seine Arbeiter plante. Zuerst hatte er ihm alles ausführlich schreiben und seine Einwilligung einholen wollen. Dann hatte er sich aber doch wieder eines anderen besonnen. Daß der Vater ihm zustimmen würde, war ja ganz klar, warum ihn da erst fragen? So beschloß er denn, erst am Tage der Anwesenheit Sr. Majestät seinem Vater alles zu verraten und ihn telegraphisch zu

verständigen. Und zwar mußte diese Depesche nicht von ihm selbst, sondern von den Arbeitern unterzeichnet sein. Die Arbeiter mußten depeschieren, das war die Hauptsache. Eine größere Freude konnte er seinem Vater gar nicht bereiten. Mehr als einmal ertappte er sich dabei, daß er mit einigen Schlagworten das Telegramm für seine Leute entwarf: unser hochherziger Chef — treu zu Kaiser und Reich — aufrichtige Liebe zu der Firma — dauernde Erinnerung an den Besuch Sr. Majestät — Gelöbnis ewiger Treue und Ergebenheit. So ging das immer weiter, bis Harald dann schließlich einsah, daß dieses Telegramm in den Augen seines Vaters doch noch zu militärisch sein würde, und so machte er sich an einen neuen Entwurf.

So sehr er sich auf die Überraschung für seinen Vater freute, ebenso schwer wurde es ihm, sie so lange zu verheimlichen, und inzwischen auch nicht die leiseste Andeutung zu machen. Und auch seinetwegen freute er sich, daß er diesen Gedanken gehabt hatte. Er verhehlte es sich nicht, daß Apfelbaums Entlassung, gerade weil sie ausschließlich erfolgt war, damit er sein Ehrenwort als Offizier einlösen könne, noch sehr unangenehme Szenen zwischen ihm und seinem Vater zur Folge haben würde. Da war es gut, wenn er durch diese Stiftung den Vater ganz

besonders für sich einnahm und dadurch bei ihm einen großen Stein ins Brett bekam. Das konnte ihm nur nützen. Denn noch manches andere würde der Konsul ihm bei seiner Rückkehr sehr übel nehmen. Vor allen Dingen sein Verhältnis zu Hugo, und daß er das ihm gegebene Versprechen, mit diesem in Freundschaft zu leben, nicht gehalten hatte. Hugo aber existierte für ihn nicht mehr, ein Mensch, der ihm Ohrfeigen angeboten hatte, konnte und durfte nicht mehr für ihn vorhanden sein, das war er sich selbst und seiner Ehre schuldig. Und doch hatte er in der Hinsicht kein absolut reines Gewissen, er hatte Hugo gereizt und dadurch die Folgen heraufbeschworen. Der Konsul würde mit seiner Ansicht darüber nicht zurückhalten und unter allen Umständen eine neue Versöhnung verlangen. Die aber war, wie die Sache einmal lag, ganz ausgeschlossen. Auch deswegen würden heftige Szenen zwischen ihm und dem Vater entstehen, und daß er in der Abwesenheit des Vaters das Geschäft gut geführt und auch sonst nach seiner Meinung alles tadellos gemacht hatte, das würde doch nicht genügen, um diese beiden Vorfälle vergessen zu machen.

Nein, diese Stiftung war schon um seiner selbst willen eine geradezu geniale Idee. Wenn es nur erst soweit wäre, daß er sie ins Leben rufen konnte!

Und endlich war der große Tag da. Der Regen, der am Tag vorher noch niederging und alle Festfreude zu Schanden zu machen drohte, hatte sich der Menschen erbarmt und sich in seine Kammern zurückgezogen, um der Frau Sonne den Platz zu überlassen. Es herrschte das herrlichste Wetter, und schon vom frühen Morgen an wogte eine festlich gestimmte Menge durch die Straßen, mit Ungeduld den Augenblick ersehnend, an dem der Kaiserliche Sonderzug eintreffen würde.

Harald hatte lange geschwankt, zu welcher Stunde er seine Arbeiter um sich versammeln solle, ob vor oder nach dem Eintreffen Sr. Majestät. Aus egoistischen Gründen hielt er es schließlich für besser, sie vor der Ankunft zu sprechen. Vielleicht war unter seinen Leuten doch der eine oder andere, der es seiner politischen Überzeugung schuldig zu sein glaubte, sich entweder gar nicht um den heutigen Tag zu kümmern, oder der, wenn er sich doch auf der Straße befand, nicht mit einstimmen würde in das brausende „Hurrah", ja, der nicht einmal die Mütze vom Kopfe nehmen würde. Daß so etwas möglich war, wußte er genau. Erst kürzlich hatte er in Berlin neben einem Manne „Unter den Linden" gestanden, der ruhig die Hände in den Hosentaschen und die Zigarre im Mund behielt, als der Kaiser vorüberfuhr.

Wenn auch einer von seinen Leuten so dastehen sollte — er wagte gar nicht daran zu denken.

Möglich war es ja immerhin, aber so etwas durfte nicht geschehen, das mußte unter allen Umständen verhindert werden, und er hatte die Macht dazu in Händen. Seine Stiftung bezweckte nicht nur eine finanzielle Unterstützung königstreuer Arbeiter; sondern sie sollte vor allen Dingen seinem Kaiser neue, treue Untertanen zuführen und bisherige Anhänger der Sozialdemokratie für ihn gewinnen. Wenn ihm das schon gelang, bevor der Kaiser kam, wenn von den dreihundert Arbeitern, die er beschäftigte, nur dreißig oder vierzig ihre Überzeugung änderten und aus vollstem Herzen ihrem Kaiser huldigten, — dann hatte er ein großes Werk getan. Denn diese dreißig würden weitere dreißig nach sich ziehen, und er sah es voraus, daß bald alle seine Arbeiter mit einander in patriotischer Gesinnung wetteiferten, daß sie sich als alte Soldaten wieder auf ihren Fahneneid besinnen würden, in dem es heißt: ich schwöre, daß ich meinem Kaiser treu und redlich dienen, Schaden und Nachteil aber abwenden und mich stets so betragen will, wie es sich für einen ehr- und pflichtliebenden Soldaten eignet und gebühret.

Verwundert hatten sich die Arbeiter gegenseitig

angesehen, als Harald gestern bekannt geben ließ: Alle hätten sich morgen um zehn Uhr auf dem großen Lagerplatz einzufinden, Jeder hätte im Sonntagsanzug zu erscheinen und etwaige Medaillen und Ehrenzeichen anzulegen.

„Er wird uns wohl geschlossen zur Denkmalsfeier führen wollen," spotteten die Einen.

„Paß auf — er geht uns mit gezogenem Säbel voran."

Und ein Dritter rief, die Stimme eines Leutnants markierend: „Tritt — infame Kerls, wollt Ihr wohl Tritt halten? Links, rechts — links, rechts — Feldwebel, schreiben Sie den Mann auf, der Schafskopf kann rechts und links nicht unterscheiden. Eine Stunde Nachexerzieren mir gepacktem Affen — ich werde dem krummen Kerl schon noch Verstand beibringen."

Alle lachten, nur einer rief: „Er soll uns man mit so was kommen! Die Soldatenschinderei ist nun, Gottseidank, vorbei," und ein beifälliges Gemurmel war die Antwort.

Man zerbrach sich den Kopf, was Harald von ihnen wollte. Vielleicht einen „Ausgeh-Appell" abhalten, wie beim Kommiß? „Er will wohl nachsehen, ob wir gut genug angezogen sind und uns auch die Hände sauber gewaschen haben?"

Die Stimmung gegen Harald war unter den Arbeitern beinahe feindlich, denn die Entlassung Peters' war von einigen Anführern der Partei benutzt worden, um noch mehr als früher unter den Leuten Propaganda zu machen und sie gegen den „Herrn Leutnant" aufzuwiegeln und aufzureizen. Und Apfelbaums Entlassung hatte die Leute auch sehr verbittert, denn der hatte es ebenso wie der Konsul mit jedem gut gemeint, und, wenn er von irgend einem Unglück oder einer Krankheit gehört hatte, oft genug in die eigene Tasche gegriffen. Das war ein guter Mensch gewesen, mit dem Herzen auf dem richtigen Fleck. Der hatte vor jedem Arbeiter genau so tief den Hut gezogen, wie dieser vor ihm, und nicht, wie der Herr Leutnant, nur mit dem Zeigefinger an den Hutrand getippt. Und erst recht hatte der es nicht verlangt, daß jeder, der mit ihm sprach, die Mütze in der Hand behielt.

Das war auch eine von den Neuerungen gewesen, die böses Blut machten. „Nächstens verlangt er wohl noch, daß wir stramm stehen und die Hacken zusammennehmen," hieß es, und dann hatten sie wieder „Unteroffizier und Soldat" gespielt, einer hatte den Vorgesetzten markiert, und die Schimpfworte des Unteroffiziers waren mit donnerndem Beifall belohnt worden. Und, sich stolz in die Brust

werfend, hatte der „Herr Unteroffizier" erklärt: „Ich sag's ja immer — wahre Bildung lernt man nur beim Militär."

Ein neues „Bravo!" war die Antwort gewesen.

Man wußte nicht, was Harald wollte, aber man wurde noch mißtrauischer, als Harald bekannt machen ließ, daß Jeder seine Militär-Papiere zum „Appell" mitzubringen habe.

Auch dieses militärische Wort „Appell" machte böses Blut, sie sahen sich schon in Reih und Glied aufgestellt und Harald die „Front" abschreiten.

„Ob wir wohl auch mit dem Kopf folgen müssen, wie beim Kommiß? Den Herrn Leutnant drei Schritt vorher ansehen und drei Schritt hinterher? Und dann den Schädel mit einem hörbaren Ruck wieder nach vorne nehmen, daß die Wirbelknochen knacken?"

Und wieder spielte einer den Unteroffizier: „Augen rechts — Augen links — Augen — geradeaus!"

Aber der Witzbold fand diesmal nur wenig Anklang. Man beunruhigte sich darüber, daß man seine Militär-Papiere mitbringen solle. Was hatte das zu bedeuten? Sie waren doch Arbeiter, und ob sie der Reserve, der Landwehr oder dem Landsturm angehörten, das ging doch den Herrn Leutnant nichts an.

Da fiel es ihnen erst wieder ein, daß er sich im Gespräch mit ihnen ja stets nur nach ihren militärischen Verhältnissen erkundigt hatte, sie hatten ihm ja alle erzählt, was sie für tüchtige Soldaten gewesen waren, nun wollte er sich davon überzeugen, wer von ihnen die Wahrheit gesprochen und wer gelogen hatte — —

„Paß auf — er schickt Alle, die 'mal im Kasten oder sonstwo gesessen haben, zum Teufel — genau wie Peters, weil der ein Sozialer war."

Es gärte gewaltig unter den Arbeitern, aber Harald wußte nichts davon, und wenn es ihm Einer gesagt hätte, dann würde er erklärt haben: umso besser, ich werde sie schon zur Vernunft bringen.

In glänzender Parade-Uniform trat er jetzt seinen Arbeitern gegenüber, die hohen Lackstiefel blitzten in der Sonne, die silbernen Sporen klirrten, der Säbel rasselte hinter ihm her. Den Helm auf dem Kopfe, die Hände in schneeweißen Glacéhandschuhen, der Schnurrbart breit in die Höhe gebrannt, den Scheitel hinten bis auf den hohen Rockkragen durchgezogen, so stand er jetzt vor ihnen, nur der Leutnant, nur der Offizier, wie er vollkommener gar nicht gedacht werden konnte, jeder Zoll ein Soldat, — nicht die Spur eines Kaufmannes. Wie in seinem ganzen Auftreten, in seiner ganzen Er-

scheinung, so hatte er in diesem Augenblick auch in seinem Innern nichts Gemeinsames mit seinen Arbeitern, die er hierherbefohlen hatte.

Und die Leute wußten, daß er ihnen als ein Fremder gegenüberstand, daß er heute noch weniger als sonst zu ihnen gehörte. Was brauchte er in Uniform zu kommen, wenn er sie sprechen wollte? Mußte er den bunten Rock anziehen, dann war es ja nachher immer noch Zeit, sich umzuziehen, er hätte sie ja auch eher bestellen können, er war ja der Herr und brauchte nur zu befehlen.

„Dunnerwetter — haett he sick fein makt," rief eine Stimme.

Ein unterdrücktes Gelächter folgte, das ein Besonnener mit einem „Pscht!" unterbrach.

Harald, der damit beschäftigt war, die Militärpässe, die ein Kontorangestellter den Leuten abgenommen hatte, in Empfang zu nehmen, hatte zwar den Wortlaut der Bemerkung nicht verstanden, aber aus dem spöttischen Lachen glaubte er schließen zu müssen, daß man über ihn einen Witz gemacht hatte. Das trieb ihm das Blut in die Wangen, und, sich kurz umwendend, rief er mit scharfer Stimme: „Ich bitte mir Ruhe aus, sonst lasse ich stillstehen."

Aber es waren keine aktiven Soldaten, die da vor ihm standen. Was die jungen Rekruten einge-

schüchtert hätte, erregte den Unwillen der Arbeiter, und ein Murren ging durch die Reihen. Wieder mahnten die Besonneneren, aber das half nichts mehr. Unwillkürlich verglich man den „Herrn Leutnant" mit dem Konsul. Der hätte sie mit einem: „n' Morgen, Kinder", begrüßt, und dann gesagt, was er auf dem Herzen hatte. Aber der Herr Leutnant hatte nur den Zeigefinger an die Kopfbedeckung gelegt, und die Worte: „Ich bitte mir Ruhe aus", waren überhaupt die ersten, die er gebraucht hatte.

Das machte aufs neue böses Blut.

Harald sah ein: er war auf dem falschen Weg, er hatte sich von seinem Leutnant-Temperament zu weit hinreißen lassen, so tat er denn jetzt, als hörte er das Murren nicht.

Einen Augenblick machte er sich noch mit den Militärpässen zu tun, dann wandte er sich an seine Arbeiter: der große Augenblick war gekommen, jetzt wollte er sprechen. Noch einmal strich er sich die Uniform glatt, dann erhob er seine Stimme:

„Kameraden!"

Harald machte eine kleine Pause, um die Worte auf seine Zuhörer wirken zu lassen, um ihnen klar zu machen, daß er diesen Ausdruck absichtlich gewählt habe, damit diese Anrede sie auf das, was er ihnen sagen wollte, vorbereite.

Aber diese kleine Pause war sein Unglück. Hätte er gleich fortgefahren, dann würden die Leute, überrascht und verblüfft, wie sie im ersten Augenblick waren, das Wort ruhig hingenommen haben. Jetzt aber hatten sie Zeit, sich zu besinnen, und plötzlich rief eine Stimme, mit dem Versuch, ihn nachzuahmen:

„Morjen, Kamerad!"

Harald wurde totenblaß, und unwillkürlich fuhr seine Hand an den Säbel: „Wer war der unverschämte Lümmel?!"

Aus den Reihen trat ein Arbeiter hervor: „Ich war es, Herr Leutnant — aber ein unverschämter Lümmel bin ich deswegen noch lange nicht. Überlegen Sie sich man 'n bischen, was Sie sagen," und ruhig wollte er auf seinen Platz zurücktreten.

Harald taumelte förmlich hintenüber: „Sie sind entlassen — wie heißen Sie?"

Der Andere drehte sich ruhig um: „Wenn Sie das noch nicht wissen, obgleich ich nun bald drei Jahre hier bin, dann kann Ihnen das ja jetzt auch gleich sein."

Harald wandte sich an den Kontorangestellten, der gewissermaßen die Stelle eines Adjutanten bei ihm vertrat: „Wissen Sie —?"

„Marxen, Herr Leutnant," und leise setzte er hinzu: „Er ist sonst ein sehr ordentlicher Mensch."

Und damit sprach er die Wahrheit. Aus Unüberlegtheit, mehr aus Übermut, als aus Frechheit, hatte Marxen den Ausdruck gebraucht und ihn sofort bereut. Aber das Wort „unverschämter Lümmel" reizte ihn, brachte sein Blut in Wallung, und daß Harald nicht wußte, wie er hieß, trug auch nicht dazu bei, ihn wieder zu besänftigen.

Aber Harald hörte von dem, was der Andere ihm zuflüsterte, nur den Namen: „Also Marxen heißen Sie, Sie sind entlassen, und zwar sofort, auf der Stelle. Ihren Lohn können Sie morgen im Kontor abholen, und jetzt gehen Sie, ich will Sie im Kreis der anderen anständigen Arbeiter nicht mehr sehen."

„Oho, Herr Leutnant, man nich so vornehm!" fuhr der Andere los, der jetzt ja keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchte, „man nich so arg vornehm! Ich bin genau so anständig, wie jeder Andere, fragen Sie sie man, sie werden Ihnen schon Antwort geben. Na, fragen Sie doch man!" Und als Harald immer noch schwieg, wandte er sich selbst an seine Kameraden: „Na, sagt doch dem Herrn Leutnant, ob ich nicht ebenso anständig bin wie Ihr — ob ich Euch und der Partei schon 'mal Schande gemacht

habe? Na, sagt's ihm doch — oder habt Ihr Angst, daß er Euch auch fortschickt?"

Mit einem Mal nahmen sie Alle für ihn Partei, Alle redeten durcheinander, und plötzlich trat ein alter Arbeiter vor:

„Wir müssen das dem Herrn Leutnant sagen — Marxen ist ein ordentlicher, tüchtiger Mensch, und wenn er das vorhin gesagt hat, dann war das gewiß nicht schön von ihm, und ich will dafür sorgen, daß er um Entschuldigung bittet, aber ihn gleich entlassen? Er hat Frau und Kinder, und man findet nicht immer gleich Arbeit."

„Überlegen Sie sich, was Sie sagen," fuhr Harald den Sprecher an. „Sie sollten sich schämen, für einen solchen Menschen noch ein gutes Wort einzulegen. Wo bleibt da die Achtung, die man vor seinen Arbeitern haben soll, wenn sich unter ihnen solche Elemente befinden, wie Marxen, und was soll man denken, wenn die Anderen ihn da noch in Schutz nehmen?"

„Das ist unsere Pflicht, Herr Leutnant, denn wir kennen ihn."

„Jawohl — wir kennen ihn," stimmten auch die Anderen bei, und wieder ging ein Murren durch die Reihen: — erst Peters — dann Apfelbaum — jetzt Marxen — wer war der Nächste?

Marxen trat auf den alten Arbeiter zu und nahm ihn am Arm: „Na lot man sin, sonst schmitt he di ock noch rut, und dat will ick nich."

Harald war seiner selbst kaum noch Herr: „Wenn Sie unverschämter Mensch nicht sofort den Hof verlassen, lasse ich der Polizei telefonieren und Sie wegen Hausfriedensbruch verhaften."

Aber Marxen blieb ganz ruhig: „Man immer kalt Blut, Herr Leutnant, ich geh' ja schon. Ich will mir man bloß noch meinen Militärpaß wieder 'raussuchen, oder wollen Sie den gern noch'n büschen hierbehalten?"

„Geben Sie ihm seine Papiere," rief Harald dem Kontorbeamten zu, „aber schnell, sonst gibt es ein Unglück."

Der Andere trat gelassen auf Harald zu und deutete auf den Säbel, den dieser erregt in Händen hielt: „Wollen Sie etwa blank ziehen, Herr Leutnant, und mir mit dem Ding da zu Leibe gehen? Ich bin nicht bange, Herr Leutnant, und wo ich hinhaue, da wächst auch kein Gras mehr. Wollen Sie 'mal sehen?" — Und die Ärmel zurückstreifend, zeigte er seine großen, harten, schwieligen Fäuste: „Ein büschen größer ist meine Handschuhnummer ja als Ihre, Herr Leutnant, aber dafür habe ich auch gearbeitet." Dann nahm er seine Pa-

piere in Empfang und rief den Arbeitern zu: „Na denn adjüs, Kinder, viel Vergnügen, laßt Euch man nich alle rausschmeißen." Dann ging er.

Aus den Reihen der Arbeiter rief ihm der eine oder der andere noch ein Abschiedswort nach. Gewiß, er hätte das nicht sagen sollen, schon des Konsuls wegen nicht, aber Harald durfte ihn nicht gleich beschimpfen und entlassen. Es war doch nichts Ehrloses, was er getan.

Harald stand da, immer noch totenblaß, sich nervös auf die Lippen beißend, jetzt aber fuhr er auf: „Ich habe Euch hierherbestellt, ich habe Euch „Kameraden" genannt, weil ich Euch daran erinnern wollte, daß uns trotz aller anderen Unterschiede doch ein Band vereint, die Angehörigkeit zu unserer Armee. Ich wollte Euch sagen, wie froh ich darüber bin, daß unter Euch so Viele sind, die als Soldaten mehr als ihre Pflicht taten und die auch jetzt noch ihren Fahneneid halten. Ich wollte diese den Anderen als Muster hinstellen und Euch alle ermahnen, ihnen zu folgen. Nicht nur mit Worten wollte ich Euch bekehren — aber was geht das Alles Euch jetzt noch an? Dadurch, daß Ihr den Marxen in Schutz nahmt, habt Ihr deutlich Eure Gesinnung bewiesen, und ich kann Euch nur sagen: Ihr solltet Euch schämen, wenn Ihr es überhaupt noch könnt!

— Heute, wo unser Kaiser in unserer Stadt weilt, wollte ich eine Stiftung für Euch machen, deren Zinsen für die von Euch bestimmt sein sollten, die auch jetzt noch ihren Fahneneid halten. Und gerade heute zeigt Ihr, was Ihr für Menschen seid. Aber nicht umsonst will ich Euch erkannt haben, ich ziehe die Stiftung, die ich machen wollte, hiermit zurück."

Vereinzelte spöttisches Lachen war die Antwort: „Behalte man dein Geld!"

„Das tue ich auch," rief Harald, der kaum noch wußte, was er sagte, „und wenn noch ein Einziger von Euch mich nochmals unterbricht und es wagt, mich mit „Du" anzureden, so fliegt er genau so hinaus wie Marxen."

„Dann sagen Sie man auch ruhig „Sie" zu uns!"

„Wer war der Sprecher?" rief Harald mit heiserer Stimme, „oder ist er zu feige, sich zu melden?"

Und auch diesmal trat der Arbeiter vor: „Nee Herr Leutnant, feige sind wir noch lange nicht, und wenn Sie wollen, können Sie mich ruhig herausschmeißen, aber feige bin ich deswegen doch noch nicht."

„Sie sind entlassen."

„Ach nee, wirklich?" meinte der mit gut gespieltem Erstaunen, „das geht ja bannig fix, man

immer so weiter, dann ist bald Keiner mehr da. Jawohl, ich gehe ja schon," wandte er sich beruhigend an Harald, und sich zu den anderen wendend, rief er: „Ich werd' draußen warten, wenn noch einer fliegt, können wir ja zusammengehen und dann spielen wir mit Marxen Karten. Ich bin man bloß begierig, wie das hier noch enden tut."

„Wi ok — wi ok," tönte es zurück.

Harald wartete, bis der Andere gegangen war, dann sagte er: „Der Appell ist zu Ende, ich werde darüber nachdenken, ob es mir möglich sein wird, noch weiter mit Euch zusammen zu arbeiten."

„Du dheist ja doch nix."

Hatte Harald es wirklich nicht gehört, oder stellte er sich bloß so? Auf jeden Fall blieb der Zuruf ungesühnt.

„Hier Eure Militärpässe," rief Harald, „nehmt Sie wieder mit, ich will sie gar nicht sehen." In wilder Hast wurde er umringt. Er selbst hatte dem Kontorangestellten einen Haufen der Pässe abgenommen.

„Wir werden die Namen vorlesen. Wer genannt wird, ruft „hier"."

Das Aufrufen begann, und immer dichter drängten die Arbeiter heran, um schnell ihren Paß wieder zu bekommen und dann gehen zu können.

Wenn der Kaiser nun einmal da war, dann wollten sie doch auch was davon sehen, von all den Menschen, den Guirlanden und Fahnen, den Soldaten, den schönen Pferden und was sonst noch Alles bei solchen Gelegenheiten zu bewundern ist. Und je eher sie hinkamen, desto besser war es.

Da fühlte Harald, wie Jemand auf seinen Säbel, den er lang schleppen lassen mußte, da er keine Hand frei hatte, mit dem Fuße trat.

Das war keine Absicht, sondern nur ein Versehen, ein unglücklicher Zufall, denn der Fuß wurde sofort wieder zurückgezogen. Aber auf das Äußerste gereizt, wie Harald es durch das Benehmen der Arbeiter war, über die Stimmung der Leute gegen ihn nicht mehr im Unklaren, vermutete er, daß es absichtlich geschehen sei, um ihm eine neue Beleidigung zuzufügen, daß es eine Rache dafür war, daß er die Arbeiter entlassen hatte.

Blitzschnell drehte er sich um: „Wenn ich den Hund erwische, der mir auf den Säbel trat —"

„Ich bin kein Hund, Herr Leutnant, ich tat's nicht mit Willen."

„Und das soll ich glauben?" rief Harald, voll Wut und Spott. „Sie also waren es, Müller, von Ihnen hätte ich es nicht gedacht, aber Sie sind genau so ein gemeiner Schuft wie die anderen."

Ein Wutgeschrei war die Antwort, und plötzlich traf eine wuchtige Faust Haralds Helm, und starke Füße traten absichtlich auf den Säbel, bis das Gehänke riß und der Säbel auf dem Boden lag.

Harald stand so eingeengt zwischen seinen Arbeitern, daß er keinen Schritt vorwärts und keinen rückwärts machen konnte. Überall sah er wutschnaubende Gesichter, überall erhoben sich drohende Fäuste, und immer wieder hieß es: „Ich bin kein Schuft! — wir sind keine Hunde!"

Harald hielt sich für verloren. Wenn die Fäuste zuschlugen und die erregten Menschen ihre Wut an ihm ausließen, dann war es um ihn geschehen.

Schon jetzt konnte er sich kaum noch aufrecht halten. Mit aller Gewalt hatte er einen Schlag auf den Hinterkopf bekommen.

Da ertönte plötzlich eine Stimme: „Hei hett nog, lat em lopen. Denkt an den Konsul!"

„Ja, lat em lopen, den Menschenschinder und Ehrabschneider," und langsam öffnete sich um ihn der Kreis.

„Mein Säbel, mein Säbel."

Der angsterfüllte Ruf aus Haralds Mund erweckte nur stürmische Heiterkeit.

Mit einem Fußtritt schleuderte ihm ein Ar-

beiter die Waffe zu: „Da hast du das Dings," und den Säbel aufraffend, stürzte Harald davon. —

Im Kontor, als er an allen Gliedern zitternd auf der Chaiselongue saß, kam ihm erst die Erkenntnis dessen, was geschehen war, da wurde ihm erst Alles im ganzen Umfange klar: Man hat dich beschimpft, man hat dich geschlagen, man hat dir den Säbel herunter getreten und dir die Waffe mit Spottworten nachgeschleudert.

Er wußte nicht, wie lange er da gesessen, als ihn der Lärm draußen aufhorchen ließ. Von der Kirche läuteten die Glocken, die Kanonen-Schüsse donnerten, ein vieltausendstimmiges „Hurrah!" brauste durch die Luft — was war geschehen?

Er mußte sich erst drauf besinnen, dann fiel es ihm ein.

Der Kaiser war da, sein Kaiser!

Wenn der wüßte, was ihm, einem seiner Offiziere, heute geschehen war, wenn der ihn jetzt sehen würde, mit verbeultem Helm, den Säbel verbogen, die Sporen abgetreten?

Sein Kaiser war da, den er am Nachmittag als Vertreter der Reserve-Offiziere begrüßen sollte.

Wieder zitterte er vor Erregung, als er daran dachte, was geschehen war.

Und das hatten seine Leute ihm getan, ihm, der

das Beste wollte, der Tag und Nacht darüber nachgedacht hatte, wie er sie am heutigen Tage erfreuen könne.

Und das war nun der Lohn.

Diese Hunde! Die hatte er bessern und bekehren wollen. Mit Kanonen verdienten die Kanaillen niedergeschossen zu werden, diese Schufte.

Er hatte keinen Sinn für Zeit und Ort, er saß da und brütete vor sich hin. Was nun? das war die Frage, auf die er keine Antwort fand.

Totschießen! Das war das Einzige.

Er war kein Feigling, aber er schauderte doch bei der Vorstellung zusammen. Waren die Bestien es wert, daß er sich ihretwegen das Leben nahm? Konnten die Menschen, die in jeder Hinsicht tief unter ihm standen, ihn überhaupt beleidigen?

Aber der Schlag, den man ihm gegeben, und den er noch deutlich fühlte, die abgetretenen Sporen und der abgetretene Säbel — — konnte er da noch länger Offizier bleiben? Wenn Alles bekannt wurde, war es mit ihm aus. Und es würde bekannt werden, solch gefundenes Fressen würden sich die Sozialdemokraten schon nicht entgehen lassen. Er sah schon die ganze Szene in den Parteiblättern mit allen Einzelheiten und den nötigen Übertreibungen geschildert.

Und die konservativen Blätter brachten heute seine ausführliche Notiz über die edelmütige Stiftung, die er gegründet hatte. Gestern abend war sie an alle in Frage kommenden Redaktionen abgesandt, heute abend würde sie sicher in den hiesigen Blättern stehen.

Vielleicht auch schon seine Schande.

Der Gedanke ließ ihn aufspringen. Das muß vermieden werden unter allen Umständen, sagte er sich. Auf mich wird man ja nicht hören, der Bezirkskommandeur muß da vermitteln, dem muß ich überhaupt melden, was geschehen ist, und zwar gleich, bevor er es von anderer Seite erfährt. Und ich muß ihn auch fragen, ob ich heute mittag doch noch dem Kaiser gegenüber treten kann. Der wird es wissen. Ich habe ja noch eine andere Uniform zu Haus, die will ich gleich anzieh'n.

Aber wie in seine Wohnung kommen? In dem Aufzug konnte er sich nicht auf der Straße zeigen, und selbst wenn er einen geschlossenen Wagen nahm, würde man ihn beim Aussteigen sehen. Er hatte dann zwar nur noch ein paar Schritt bis zu seiner Haustür, aber ehe er sich bei der Menschenmenge auf der Straße einen Weg bis zu seiner Haustür gebahnt hatte, mußten schon alle bemerkt haben, wie er aussah.

Nein, das ging nicht, er mußte sich hier umzieh'n, und er sah sich im Kontor um, ob nicht vielleicht doch noch einer seiner Angestellten da wäre. Allerdings, sie hatten ja alle frei, und draußen auf den Straßen fluteten die Menschen auf und ab, um den Kaiser zu begrüßen. Er glaubte selbst nicht, daß er irgend Jemand im Bureau treffen würde.

Aber er fand doch Jemand. Denselben jungen Menschen, der ihm vorher bei dem Appell zur Seite gestanden hatte.

„Ach, Sie sind noch da, Mertens, das ist hübsch von Ihnen, das werde ich Ihnen nicht vergessen. Wollen Sie mir, bitte, einen Gefallen tun, fahren Sie in meine Wohnung, und lassen Sie sich von meiner Wirtschafterin eine andere Parade-Uniform geben; die weiß, wo sie ist. Es ist Alles in einem großen Karton zusammengepackt, nur der Helm steht für sich und ebenso der Säbel. Hier ist der Schlüssel. Nicht wahr, Sie sind so freundlich?"

„Gewiß, Herr Leutnant." Der junge Mensch, der den brennenden Ehrgeiz besaß, Soldat zu werden, und den man wegen seiner schwachen Gesundheit bisher nicht genommen hatte, war der einzige im Kontor, der in Harald ein höheres Wesen sah. Und der Schrecken hatte seine Glieder gelähmt, als er mit erleben mußte, wie die Arbeiter es wagten, die

Hand gegen den Herrn Leutnant zu erheben und die Uniform anzufassen. Er war Harald gefolgt, als dieser in das Kontor zurückstürmte. Auch er konnte ja gehen, wenn er wollte, aber er hielt es für seine Pflicht, auszuharren, denn er sah es voraus, daß Harald ihn brauchen würde.

Jetzt machte er sich sofort auf den Weg, aber er mußte keinen Wagen gefunden haben, oder mit diesem nicht vorwärts kommen — vielleicht war alles abgesperrt oder der Verkehr hinderte ein schnelles Fahren — die Zeit, die Harald warten mußte, erschien diesem wie eine Ewigkeit.

Und während der ganzen Zeit lief er in der höchsten Erregung auf und ab, warf sich zuweilen auf seine Chaiselongue, um das Gesicht zwischen den Händen zu begraben und laut vor sich hinzustöhnen, und sprang dann wieder, wild fluchend, in die Höh', um von Neuem auf und ab zu stürmen. Nicht nur in seinem eigenen Arbeitszimmer, sondern auch in dem großen Hauptkontor, in dem mehr als vierzig Pulte standen und das jetzt, still und leer, einen fast unheimlich toten Eindruck machte.

„Was nun?"

Es gab für ihn keine Zukunft mehr, er hatte von ihr nichts mehr zu erhoffen, es gab keine Möglichkeit, die ihm zugefügte Schmach abzuwaschen.

„Wenn ich nur einen Einzigen von diesen Hunden niedergestoßen hätte, dann wäre ich gerettet, dann könnte kein Mensch mir einen Vorwurf machen, dann stände ich gereinigt da, wenn die Sozialdemokraten mich auch tausendmal einen Mörder schelten würden. Was wissen die davon, daß uns die Ehre mehr gilt als unser Leben."

Und wieder nahm er seine Wanderung auf.

„Wo Mertens nur bleibt?" Er sah nach der Uhr; fast eine Stunde wartete er nun schon. Vielleicht war seine Wirtschafterin ausgegangen, und Mertens konnte nicht in die Wohnung hinein. Er erwog alle nur denkbaren Möglichkeiten, er versuchte, sich klar zu machen, was werden sollte, wenn er erst am Abend die Uniform erhielt, wenn er nicht mehr rechtzeitig zu dem Kaiser-Diner kam? Und dann wieder die Frage: Konnte und durfte er überhaupt noch daran teilnehmen?

„Ich muß zum Bezirkskommandeur, jetzt sofort, auf der Stelle."

Aber er war gefangen, er konnte sich so auf der Straße nicht sehen lassen.

„Ich werde verrückt, ich werde wahnsinnig."

Wie ein Kranker, dem das Fieber in den Adern rast, stürmte er durch die Räume, vor sich hinsprechend, mit den Händen gestikulierend, bis dann doch

wieder die Ermattung über ihn kam, und er sich an ein Pult lehnte.

„Ich kann nicht mehr — die Hunde, diese verdammten Hunde!"

Vor ihm auf dem Pult des ersten Prokuristen lagen die zahllosen am Morgen eingegangenen Briefe. Heute war ja Feiertag, morgen wurde die Arbeit erst wieder aufgenommen. Er nahm einen Brief nach dem anderen zur Hand, las die auf dem Kuvert aufgedruckte Firma des Absenders und legte ihn dann wieder bei Seite. Er wußte gar nicht, was er tat, er merkte gar nicht, daß er immer wieder dieselben Briefe zur Hand nahm. Und plötzlich fing er an, die Kuverts zu öffnen und die Briefe zu lesen. er sah Buchstaben und Worte, aber er erriet deren Sinn gar nicht.

Aber plötzlich fesselte ihn doch ein Schreiben. Er mußte es vorhin auf dem Kuvert übersehen haben, daß der Brief an ihn persönlich adressiert war, und auch jetzt hätte er dies wohl nicht bemerkt, wenn die Überschrift des Briefes nicht gelautet hätte: „Sehr geehrter und sehr lieber Kamerad!"

„Lieber Kamerad," wie wohl das tat.

Er stützte den Ellenbogen auf das Pult, nahm den Kopf zwischen beide Hände und starrte nur auf die beiden Worte „Lieber Kamerad".

Also doch noch Kamerad, trotz alledem. Und plötzlich dachte er gar nicht mehr daran, wie lange er das sein würde; er war nur glücklich, es jetzt noch zu sein.

Das beruhigte ihn ein wenig und ließ ihm Alles nicht mehr ganz so verzweifelt erscheinen wie vorhin. Er konnte gar nicht mehr daran denken.

Wenn der Andere wüßte, wie er jetzt da saß, ob er ihn dann auch noch „Lieber Kamerad" nennen würde.

Und wer war der Andere?

Er las die Unterschrift, „Ihr sehr ergebener Erich Langen".

„Ach so, der!" Er nahm den Brief und las ihn, einmal, zweimal und immer wieder, bis er es dann endlich begriff. Die Firma Langen war bankerott. Der Sturz des Hamburger Hauses hatte immer weitere Kreise gezogen, und es hing mit diesem Fallit zusammen, daß große Zahlungen, auf deren Eingang mit absoluter Sicherheit gerechnet worden waren, ausblieben, Selbst die 200.000 Mark hatten unter diesen Umständen den Zusammenbruch nicht aufhalten können, und so wollte die Firma, um nicht ehrlos zu handeln und um nicht wieder neue Darlehen aufzunehmen, für deren Rückzahlung sie keine Gewähr leisten konnte, lieber mit

ihren Gläubigern accordieren. „Wir werden aber weiterarbeiten, und wir werden auch wieder in die Höhe kommen, wenn unsere Freunde uns helfen und uns jetzt in der Stunde der Not nicht verlassen."

Und an einer anderen Stelle hieß es: „Ich habe das Menschenmöglichste getan, um Ihnen persönlich die Rückgabe der Mark 200.000,-- zu sichern, die Sie nicht nur mir, dem Kaufmann, sondern vor allen Dingen dem Offizier, dem Kameraden, gaben. Aber vergebens. Muß ich Ihnen erst sagen, daß ich Ihnen mein Offiziers-Ehrenwort nie gegeben hätte, wenn die Angaben, die ich Ihnen machte, nicht völlig der Wahrheit entsprachen? Und trotzdem hätte ich es nicht getan, wenn Sie mich nicht darum gebeten hätten, wenn es nicht die Conditio sine qua non gewesen wäre. Auch die Bank hat meine Aufzeichnung geprüft und für richtig befunden, und daß es trotzdem anders kam, ist nicht unsere Schuld.

Aber ich gab Ihnen mein Wort als Offizier und muß nun die Folgen tragen. Daß ich nicht mehr Leutnant der Reserve bleiben kann, schon vor meinem eigenen Gewissen nicht, ist ja klar, ich habe deshalb bereits meinen Abschied eingereicht. Den von unserem Offiziers-Standpunkte aus naheliegenden Gedanken, zur Waffe zu greifen und durch meinen Tod wenigstens meine Ehre wieder herzustellen,

halte ich für feige. Ich bin es den Leuten, die durch uns ihr Geld verlieren, schuldig, weiter zu leben und weiter für sie zu arbeiten.

Jetzt zum Revolver zu greifen, wäre feige und vor allen Dingen sehr bequem.

Sie, der Sie in erster Linie Offizier und dann erst Kaufmann sind, werden das kaum verstehen, mich vielleicht verurteilen. Aber auch das würde nicht im Stande sein, meinen Entschluß zu ändern, denn ich bin sogar bereit, ihn vor jedem Ehrengericht zu verteidigen.

Dies Alles teile ich Ihnen natürlich rein privatim mit. Ein geschäftliches Schreiben mit ausführlichen Darlegungen der Verhältnisse geht gleichzeitig mit diesen Zeilen an Ihre Firma ab."

Endlich begriff Harald Alles, nicht nur die 20.000 Mark, sondern auch die 200.000 waren verloren, er hatte der Bank gegenüber gebürgt, allerdings brauchte er nicht heute und nicht morgen zu zahlen, er konnte das auch gar nicht, aber das war ja auch einerlei, die Firma Ahrens & Co. hatte, gottseidank, Kredit.

Da sah er plötzlich seinen Vater vor sich stehen, und er hörte dessen Stimme — „wenn du für die Firma Kredit beanspruchen mußt oder das dir zur Verfügung gestellte Kapital ohne meine Einwilli-

gung auch nur um einen Pfennig überschreitest, dann bist du wortbrüchig und nicht mehr würdig, dem ehrenwerten Kaufmannsstand anzugehören. Laß mich nicht in Versuchung kommen, dir das sagen zu müssen."

Aber er mußte Kredit beanspruchen, wenn die Bank sofortige Zahlung verlangte, oder er mußte das Geld seines Vaters angreifen, über das selbst zu verfügen ihm nicht gestattet war.

Immer noch sah er seinen Vater vor sich und deutlich glaubte er dessen Stimme zu hören: „Auch da ehrlos."

Das Blut schoß ihm in die Schläfen, und unwillkürlich griff er nach dem Säbel, aber der war ja fort. Der lag, krumm getreten von rohen Arbeiterfüßen, im Zimmer nebenan, und so klangen seine Worte auch nur zaghaft, als er sich in Gedanken verteidigte: „Vater — nimm das Wort zurück, ich bin Offizier."

„Du warst es."

Hatte das wirklich Jemand gesagt? Er hatte es ganz deutlich gehört und war doch allein in dem großen Saal.

„Wo Mertens nur blieb." Wenn er erst wieder in Uniform war, den Säbel an der Seite hatte, dann würde schon alles wieder gut werden.

Endlich kam der Bote zurück: Harald hörte gar nicht auf die Erklärung, warum es so lange gedauert habe; hastig kleidete er sich um, und stand bald wieder im Paradeanzug da.

„Einen Wagen, schnell einen Wagen." Der stand schon draußen, Mertens hatte seinen gleich warten lassen.

Eine Minute später trat Harald auf die Straße; er wagte sich kaum umzusehen, vielleicht stand einer von seinen Arbeitern da, einer von denen, die ihn am Morgen geschimpft und geschlagen hatten.

Er nannte dem Kutscher das Ziel — — „Aber schnell, Kutscher, schnell." Der schüttelte den Kopf: „Schnell wird's nicht geh'n — so voll ist es überall, und abgesperrt dazu. Aber vielleicht lassen sie uns doch durch, denn wenn ein Leutnant kommt, dann ist es ja immer etwas Anderes, der darf passieren, wo die anderen Menschen zurück müssen, denn ein Leutnant ist ja nun mal was Besseres als unsereiner."

Das klang ganz ernsthaft, und die Worte waren auch die feste Überzeugung des Kutschers, aber gerade deshalb zuckte Harald zusammen. Wenn der wüßte, wen er da fuhr, einen Menschen, zweimal ehrlos, als Offizier und als Kaufmann.

Es dauerte lange, bis der Wagen endlich vor

der Wohnung des Bezirkskommandeurs hielt, der ihm schon auf der Treppe entgegentrat. „Das ist nett von Ihnen, daß Sie mich zum Diner abholen, ich selbst habe mir die Seele aus dem Leib telefoniert und doch keinen Wagen bekommen."

„Ich muß den Herrn Oberst sofort dienstlich sprechen, jetzt gleich, unter allen Umständen."

Jetzt erst sah der, wie erregt Harald war, und erst jetzt bemerkte er dessen totenblasses Gesicht.

„Was ist denn nur los? Hoffentlich nichts Schlimmes?" Er warf einen Blick auf die Uhr: „Na, wenn wir den Wagen haben, geht es, dann haben wir noch eine Viertelstunde Zeit."

Als sie gleich darauf im Zimmer saßen, erzählte Harald in fliegender Hast Alles, was geschehen war.

Der Oberst bekam bei dem, was er da hörte, einen solchen Schrecken, daß er ganz sprachlos wurde und Harald nicht ein einziges Mal unterbrach. Jetzt sagte er: „Wenn Sie mir da erzählen, daß Sie auch als Kaufmann nicht richtig handelten, so müssen Sie das mit Ihrem Herrn Vater abmachen. Aber die andere Geschichte: Ahrens, wie konnten Sie nur?"

Ganz verzweifelt rang er die Hände. „Sie machen solche Geschichten, Ahrens, Sie, auf den ich so stolz war, wie kaum auf einen anderen meiner Offiziere. Wie Alles kam, ist ja ganz gleichgiltig,

aber das muß ich Ihnen doch sagen, Sie haben die Schuld. Bei den heutigen Zeiten ist eine Stiftung, wie Sie sie planten, ganz falsch. Ihnen dies ausführlich zu begründen, fehlt es an Zeit. Und dann Ihr Verhalten den Arbeitern gegenüber! Ahrens, wie konnten Sie nur? Sie haben die Leute gereizt, dafür gibt es gar keinen anderen Ausdruck, und die Folgen haben Sie sich ganz allein zuzuschreiben."

Einem Toten ähnlich saß Harald dem Vorgesetzten gegenüber. „Und was soll nun werden?"

„Gehen Sie nach Haus, hängen Sie die Uniform in den Schrank, und erwarten Sie morgen meinen Besuch. Daß Sie an dem Diner teilnehmen, ist ganz ausgeschlossen, Sie können Ihrem Kaiser doch nicht mehr in die Augen sehen. Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben soll, und das zu tun ist meine Pflicht, dann reichen Sie noch heute Ihren Abschied ein. Ich werde Alles versuchen, was ich kann, schon im Interesse unseres Standes, daß man nicht ehrengerichtlich gegen Sie vorgeht, denn dann fürchte ich, kommen Sie über den schlichten Abschied nicht hinweg, schon deshalb nicht, weil Sie sich den Säbel abtreten ließen, anstatt ihn gegen Ihre Leute zu gebrauchen. Reichen Sie gleich den Abschied ein, und ich will mir überlegen, wie weit ich das, was Sie mir erzählten, totschweigen darf. Aber nun

gehen Sie, ich muß fort." Und ganz gewohnheitsmäßig setzte er hinzu: „Schade, daß gerade Sie den bunten Rock ausziehen wollen, gerade Sie sahen in Uniform so gut aus."

Harald überließ dem Oberst auf dessen Bitten hin seinen Wagen und taumelte wie ein Betrunkener nach Haus: Er sah nicht die verwunderten Blicke, die man ihm nachwarf, er hörte nicht die höhnischen und spöttischen Bemerkungen, die man ihm nachrief. In seinen Ohren sauste und brauste es, — ehrengerichtliche Untersuchung — schlichter Abschied — damit drohte man ihm, der Offizier gewesen war mit Leib und Seele, der keinen anderen Gedanken gehabt hatte, als seinem Stand Ehre zumachen.

Und dann sah er plötzlich wieder seinen Vater vor sich, der hatte noch immer seine Drohungen wahr gemacht.

Als Offizier entlassen, als Kaufmann aus der Gilde ausgestoßen, das war das Resultat seines Lebens.

Zweimal ehrlos. Nicht in seinen eigenen Augen, denn er hatte das Beste gewollt, als er dem Freunde half, als er den Arbeitern gegenüber trat. Das glaubte er auch in diesem Augenblick noch felsenfest, davon war er überzeugt, er sprach sich selbst auch jetzt noch von jeder Schuld frei.

Aber die Anderen, die wirklich seine Richter waren, und dann die Anderen, die sich als seine Richter aufspielen würden, die vielleicht mit Fingern auf ihn weisen, ihm den Gruß verweigern und aufstehen würden, wenn er sich an ihrem Tisch niederlassen wollte. Wie sollte er das ertragen?

Und er hörte die spöttischen Bemerkungen seines Bruders: „Da siehst du, wie weit du es als Leutnant der Reserve gebracht hast, an mir hättest du dir ein Beispiel nehmen sollen, oder wenigstens an deinen Kameraden, die dasselbe sind wie du, aber dir gottlob doch lange nicht Alle gleichen."

Er sah die Mutter vor sich, er hörte ihre Stimme — „ich habe dich gewarnt, Harald, ich habe dich gebeten, dich beschworen, komm zur Vernunft, werde ein anderer Mensch."

Er fühlte Carmens haßerfüllte Blicke auf sich gerichtet, er sah sie deutlich vor sich, wie sie ihm das Wort entgegenschleuderte — „ich hasse dich!"

Alle tauchten sie vor ihm auf, und er hörte die Stimme und das Urteil eines jeden Einzelnen.

Von Allen nicht ein einziger, der ihn verstand, nicht einer, der ihn begreifen würde.

Schon seit einer Stunde saß er nun in seinem Zimmer — den Helm auf dem Kopf, den Säbel an der Seite, in voller Uniform.

Und mit einem Mal überfiel ihn die Angst, — nicht die Angst vor dem Tode, sondern die Angst vor dem Weiterleben unter dem Spott und der Verachtung seiner Mitmenschen. Wehrlos zu sein ihren Anklagen gegenüber, weil sie zu dumm waren, ihn zu versteh'n, weil sie es nicht einsehen konnten, daß er als Leutnant der Reserve so handeln mußte, wie er es tat. Er mußte dem Kameraden helfen, er mußte die Arbeiter entlassen.

Wenn er mit Menschen- und mit Engelszungen zu ihnen redete, sie würden ihn trotzdem nicht begreifen, er würde sie doch nicht überzeugen.

Und plötzlich verwandelte sich diese Angst in eine grenzenlose Verachtung seiner Mitmenschen und des ganzen Lebens, das es dem Einzelnen nicht ermöglichte, seinen Idealen nachzuhängen, ohne dadurch in Konflikt zu geraten mit den Anschauungen der Gesellschaft, die aus Menschen bestand, von denen jeder Einzelne dumm und töricht war, und gegen deren Gesamturteil man doch nicht aufkommen konnte.

Seine Eitelkeit lehnte sich dagegen auf, von diesen Menschen abhängig zu sein, sich von diesen Leuten Kränkungen und Demütigungen aller Art bieten zu lassen, und immer klarer, immer deutlicher zeigte sich ihm der Weg, den er zu gehen hatte. Nicht

der Weg, der ihm seine Ehre wiedergab, denn die hatte er ja gar nicht verloren, sondern der Weg, der ihn weit fortführte von den Menschen, die ihn und sein Tun nicht begriffen und nicht verstanden. —

Plötzlich erhob er sich, festen Schrittes ging er in sein Schlafzimmer, nahm den Revolver zur Hand, — dieselbe Waffe, die er vor kurzem drohend gegen seinen Bruder erhoben hatte, und richtete sie gegen seine eigene Stirn.

In der „Kölnischen Volkszeitung", Nr. 800 vom 23.Sept. 1903, fand sich im Feuilleton ein kurzer Artikel, der eine Ergänzung zum Thema des vorliegenden Romans bringt:

Aus der Frauenwelt.

Der Aufwand im Offizierstande.

Die zunehmenden unvermeidlichen Ausgaben, welche das Kasino und die Equipierung vom Offizier verlangen, die Geselligkeit usw. beansprucht, haben bereits zu allerhand Klagen in der Presse, zu vielen Erörterungen und zu ungezählten geheimen Seufzern geführt und dieses wichtige Thema von der Standessache zur Familiensache erhoben; denn tief einschneidend wirkt dieses Übel auf die Berufswahl der Söhne, auf die Ehewahl der Töchter und nicht zuletzt auf die Berufsmöglichkeit, Ausbildung und Vermögenslage dieser Töchter. Wir Frauen dürfen uns daher schon mit diesem Gegenstand beschäftigen; Ratschläge betreffend Abschaffung der vielen Geschenke unter den Regimentsangehörigen, der teueren Kasinovereinigungen, der vermehrten Kleiderausgaben, dürfen wir uns allerdings kaum erlauben; wir müssen dies schon berufenerer, unterrichteterer Seite überlassen, aber die Nachteile,

welche die erhöhten geldlichen Anforderungen des Offizierstandes der Frauenwelt bringen, die dürfen wir schon erörtern.

Es mangelt bereits an jungen Offizieren in der Armee. Warum? Weil das billigste Regiment jetzt für die Söhne mancher Beamten- und Offiziersfamilien, welche für ihre Kinder diesen schönen und ehrenvollen Stand stets bevorzugten, zu teuer geworden ist; eine mäßige Zulage reicht nicht mehr aus. Die Eltern thun alles, was sie können, oft über ihr Vermögen, aber der Sohn kann sich auch bei der Infanterie oft nicht mehr halten.

Nur eine reiche Heirat vermag dem selbst Vermögenslosen standesgemäßes Leben und Auftreten zu sichern; er darf also nicht unter den besten Töchtern des Landes Umschau nach einer Lebensgefährtin halten, sondern nur unter den reichsten. Der Luxus der verwöhnten Millionärinnen, der Töchter reicher Großkaufleute und Fabrikanten, er steigert noch den Luxus des Regiments; und selbst beim sonst gut situierten verheirateten Offizier zieht die Sorge ins Familienleben ein. Mitmachen heißt es, Schritt halten und nichts merken lassen, daß man an vielleicht Nötigem entbehren muß. Wie viel Glück, wie viel Liebe zerteilt diese Wahrheit! Wie viele treffliche Mädchen, auch mit Vermögen, werden durch diese modernen

erhöhten Anforderungen zum Entsagen verurteilt, oder, wenn sie ihre Neigung durchsetzen, zu einem Scheinleben aufreibenster Art, bei welchem Mann und Frau gleich leiden; denn sparen und glänzen, wie schwer sind diese beiden zu vereinen!

Wir sehen, der Aufwand in der Armee trifft oft die Frauen hart in der sorgenden, vielleicht darbenden Mutter, in der zum Opfer bringen genötigten Gattin, in manchem um sein Lebensglück gebrachten Mädchen, und ganz besonders in den vielen, durch die unvermeidliche geldliche Bevorzugung der Offiziersbrüder zurückgesetzten und geschädigten Töchter der guten Beamten- und Militärkreise.

Wie viel Begabung, wie viel Talent, wie viel Arbeitskraft, wie viel berufliche Befriedigung muß stillschweigend, geduldig geopfert werden für den Bruder im Regiment, neben so viel berechtigtem Lebenskomfort und verdienter Lebensfreude. Man ahnt ja nur das wenigste von dem, was Familienpflicht und Standesrücksicht gerade hier alljährlich erbarmungslos an jungem Leben und an junger Kraft aufzehren; wie viele Verzichtsgebote segeln unter der Flagge: Wenn die Brüder nicht wären, wenn unser Leutnant nicht so viel haben müßte!

Die Tochter muß nähen, dilettantische Arbeiten je nach Talent und Liebhaberei machen, um die

Pfennige für ihre Toilette zu erwerben, während sie die Begabung zu einem mit der Zeit für sie selbst auskömmlichen Beruf besitzt; es ist so schade, nein nicht nur schade, sondern tieftraurig, daß man sie sich nicht ausbilden lassen kann, weil auch eine ganz kleine Summe nicht aufgebracht werden kann, seit der Bruder Offizier ist. Mit ihrem mühsamen Verdienst hilft sie ihm sogar in großer Bedrängnis noch aus. Ihr Herz möchte sprechen, aber sie weiß, den Eltern ist es jetzt nicht möglich, die Aussteuer für sie zu beschaffen, später, wenn er Hauptmann ist oder versorgt . . .

Inzwischen werden diese Mädchen alt, ihre Jugend ist im Entsagen dahin gegangen; sie bleiben allein und mittellos im Leben zurück mit enttäuschtem Herzen, ohne Beruf und ohne gute Erwerbsmöglichkeit. Jetzt ist es zum Lernen zu spät, die Auswahl der Berufe wird in vorgerückten Jahren sehr gering, auch fehlen abermals die Mittel. Da bleibt nur ein armes, kümmerliches Dasein ohne Glück, ohne Befriedigung.

Man wird sagen, diese Erscheinungen der benachteiligten Schwestern sind nichts neues im gesellschaftlichen Leben; allerdings, aber sie vermehren sich durch die jetzigen Zustände, welche die Möglichkeiten für die Schwestern immer mehr einschränken.

Der Offizierstand ist schön und ehrend, aber

er erfordert Vermögen, wenn er nicht Männersorgen, Mutterleid, Frauenopfer, Mädchenthränen und Familienunglück nach sich ziehen soll; weil dem so ist, deshalb müssen die Frauen sich auch mit den Schattenseiten dieses vornehmen Berufes näher bekannt machen. Vielleicht daß ihre Einsicht und ihr Einfluß diese oder jene Übelstände auch auf diesem das Familienleben und das Einzelglück so nahe angehenden Gebiete zu beseitigen vermöchte.